Preis 1 Rbl.

Baltische Novellen.

(Zweite Sammlung.)

Ein rechtschaffener Mann.

Familienbild

von

Juliane Albers.

Tempi passati.

Erzählung

von

Olle Ohm.

Riga.
Verlag von N. Kymmel.
1888.

Baltische Novellen.

(Zweite Sammlung.)

Ein rechtschaffener Mann.

Familienbild

von

Juliane Albers.

Tempi passati.

Erzählung

von

Olle Ohm.

F 1446 88

Riga.

Verlag von N. Kymmel.

1888.

Дозволено цензурою. — Рига, 8. Декабря 1888 г.

Est. A
Tartu Riikliku Ülikooli
Raamatukogu
15629

Buchdruckerei des „Rigaer Tageblatt“ (Wilhelm Scheffers), Riga, Domplatz Nr. 5.

Ein rechtschaffener Mann.

Familienbild

von

Juliane Albers.

I.

An einem Sommermorgen gegen neun Uhr trat der Doctor Warlich zu dem Gutsbesitzer Reiberg in's Vorzimmer und fragte den estnischen Jungen, der als Aufwärter fungirte: „Ist der Herr zu Hause?"

„Ah, Herr Doctor, guten Morgen!" antwortete der Herr in eigener Person, dem Doctor in's Vorzimmer entgegentretend. Er war im Ueberzieher und hielt Hut und Stock in der Hand.

„Ach, Sie wollen ausgehen, Herr Reiberg?" fragte der Doctor. „Ich hätte sehr gewünscht, mit Ihnen über etwas zu sprechen, was mir am Herzen liegt."

„Kann das nicht vielleicht morgen geschehen?"

„Hm! Wo geh'n Sie denn hin, wenn man fragen darf?"

„O, nicht weit, durch den Wald zur Mühle."

„Nun, da können wir zusammen gehen und zugleich von der Sache sprechen, die ich Ihnen zu sagen habe."

„O, mit einander durch den Wald?" sagte Reiberg lachend:

„Hat Jemand durch den Wald zu gehn,
Der geh' allein und nicht zu zween.
Gehn alte Leute, Weib und Mann,
So fangen sie zu zanken an,
Und gehn zwei junge, Mann und Weib,
Giebt's oft noch schlimmern Zeitvertreib.
Gehn Weibsen zwei, so kommt Verdruß
Und Neid und Streit nach Gruß und Kuß.

Zwei Männer thun politisiren,
Sich prügeln oder duelliren.
Drum in den Wald geht nicht zu zwein,
Bleibt sitzen, oder geht allein."

„Was bedeuten denn diese Knittelverse?" fragte der Doctor. „Halten Sie es für gefährlich, mit mir zu gehn? Wir werden uns doch weder prügeln noch duelliren. Außerdem werde ich Sie nicht lange begleiten, dann biege ich ab und gehe zum Verwalter Grünfeld."

„Ach ja, Sie behandeln ja seine Frau. Na, meine Verse waren ja nur Spaß, natürlich fürchte ich mich vor Ihnen nicht. Kommen Sie nur, wir wollen gehn."

Die schon ältlichen Männer (der Doctor war über sechzig, der Gutsbesitzer gegen fünfundfünfzig Jahre alt) traten in's Freie und kamen bald in den sogenannten Wald, der nichts mehr als ein hübsches Birkenwäldchen war und in dieser Tageszeit einen willkommenen Schatten bot. Sie schritten gemüthlich neben einander hin und da der Doctor nicht sogleich sprach, sagte Reiberg: „Nun, Doctor, Sie hatten ja Eile. Kommen Sie heraus mit der Sprache! Was brauchen Sie? Vielleicht Geld?"

„Geld braucht man immer. Aber da ich weiß, daß Sie Niemandem etwas leihen, woran Sie sehr wohl thun, und da ich mich sehr vor Schuldenmachen fürchte, so kann von Geld zwischen uns nicht die Rede sein."

„Nun, wovon also?"

„Nicht von mir selbst, sondern von meinem ältesten Sohne. Sagen Sie mir aufrichtig, welche Meinung haben Sie von meinem Alexander?"

„Natürlich die beste Meinung. Er ist ein braver, solider junger Mann. Sie wissen ja wohl, wie heutzutage die jungen Leute studiren; die meisten brauchen ein paar Jahre, um sich die Hörner abzulaufen. Sie müssen saufen und raufen, singen und springen und den Eltern das Geld durchbringen. Aber Ihr Alexander war auf der Universität fleißig, vom ersten bis zum letzten Augenblick. Und das ist heut' eine Seltenheit."

„Sie wissen noch nicht Alles von ihm, Sie wissen nicht, wie er sich auf der Universität durchgeholfen, wie wenig er mich gekostet hat. Doch es schickt sich nicht für mich, meinen Sohn vor Ihnen herauszustreichen. Nun, Sie wissen, er hat seit zwei Jahren ausstudirt, den Doctorgrad erworben und war mein Gehilfe im Hospital, hatte auch Privatpraxis. Aber das gab ihm noch keine sichere, feste Stellung. Vor Kurzem nun ist der Kreisarzt in W. gestorben, Alexander hat sich um dessen Stelle beworben und sie erhalten. Gestern bekamen wir die Nachricht und mein Sohn mußte gleich dahin abreisen, um alles Nöthige in Richtigkeit zu bringen und sich an Ort und Stelle etwas umzusehen."

„Nun, ich gratulire, ich gratulire von Herzen. Es freut mich sehr, daß Ihr lieber Alexander Glück hat."

„Ja, in diesem Stücke ist es ihm geglückt, aber in einem andern Stücke hängt sein Glück von Ihnen ab."

„Ah, wie das?"

„Meine und Ihre Kinder sind, in früheren Jahren besonders, oft zusammen gekommen, und obgleich später durch das Lernen und Studiren der Verkehr zwischen ihnen seltener geworden ist, so ist er doch nicht abgebrochen worden. Alexander ist fünf Jahre älter als ihre Lisbeth." . . .

„Lieschen," unterbrach ihn Reiberg.

„Ja, Ihr Lieschen war schon als Kind meines Sascha Liebling, er beschützte sie, trug und führte sie herum und statt sie zu vergessen, hat er sie nur immer lieber gewonnen, besonders jetzt, da sie ein so schönes, wohlerzogenes Mädchen geworden ist. Und nun . . . ja, sagen Sie mir . . . würden Sie ihm erlauben, um ihre Hand zu bitten?"

„Sie überraschen mich sehr! Wie soll ich nun gleich so ohne Ueberlegung auf Ihre Frage antworten? Also Ihr Sohn liebt meine Tochter? Hat er es ihr gesagt?"

„Das wäre nicht recht gewesen. Hinter dem Rücken der Eltern einem Mädchen mit Liebesgeständnissen das Herz unruhig zu machen, halte ich für sehr unredlich."

„Da haben Sie vollkommen Recht, lieber Doctor! Daß Ihr Sohn Lieschen von seiner Liebe nichts gesagt hat, ist ein großer Stein in seinem Brett für mich. Ja, ja, er ist ein Ehrenmann! Wenn meine Tochter." . . .

„Nun, warum halten Sie ein? Was haben Sie für Bedenken?"

„Ja, sehen Sie, Doctor, da fällt mir ein: wird Ihr Sohn auch sein Brod haben mit Familie? W. ist ja nur ein kleines Städtchen." . . .

„Ja, und die Besoldung eines Kreisarztes ist nicht groß," fiel der Doctor ein, „aber die Haupteinnahme kommt von den benachbarten Edelleuten. Sascha's Vorgänger hat mit seiner Familie ein bequemes Auskommen gehabt, und Frau und Kindern so viel hinterlassen, daß sie keinen Mangel zu leiden brauchen."

„Ja, da wird sich der junge Doctor Pferde und Equipage anschaffen müssen, das macht große Unkosten."

„Nun, mit der Zeit wird er es thun, aber für's Erste kann er damit warten. Die Edelleute schicken ja ihre Equipagen nach dem Arzt, wenn sie ihn brauchen."

„Es ist aber doch immer mißlich für einen Arzt, ohne Equipage zu sein. Ueberhaupt muß Geld da sein für die erste Einrichtung eines Hausstandes."

„Die Einrichtung wird sich finden, alter Freund," sagte Warlich, Reiberg auf die Schulter klopfend. „Das ist Nebensache. Die Hauptsache ist Ihre Einwilligung. Was sagen Sie also? Doch nicht Nein? Wie?"

„Wie kann ich Nein sagen? Ich sage durchaus nicht Nein."

„O, dann ist Alles gut, dann mag mein Sohn selbst seine Sache weiter führen. Ich danke Ihnen, mein alter, lieber Freund."

Der Doctor küßte Reiberg auf die Wange, drückte ihm kräftig die Hand und nahm ganz kurz Abschied, denn er war gerade an dem Nebenwege, der zu seiner Patientin abführte: „Adieu, auf Wiedersehn!" rief er, ihn betretend, und war bald hinter den Bäumen verschwunden.

Reiberg blieb in gehobener Stimmung zurück. Er lehnte an einem Baume und lächelte selbstgefällig. Der Doctor giebt klein bei, dachte er, nennt mich seinen alten, lieben Freund, sein Sohn wagt nicht, geradezu um meine Tochter zu werben, sondern schickt zuerst seinen Vater auf Kundschaft aus, ob er werben darf! Und doch stammt mein Lieschen aus estnischem Blut. Aber so ist es recht. Die Söhne der Deutschen werden die Töchter meines Volkes nehmen und ihre Töchter froh sein, wenn ein Abkömmling der Esten um sie freit. Es muß immer besser werden damit. Jetzt haben nur Wenige außer mir Edelhöfe gekauft, aber wie Viele schon Bauerhöfe! Das wird immer anwachsen und zuletzt wird unser Volk durch Fleiß und Sparsamkeit sein Land zurückgewinnen.

II.

Reiberg war im dritten Gliede von estnischer Herkunft. Sein Großvater war einer der Ersten, welcher bei der Emancipation der Bauern in Estland frei und Besitzer des Gesindehofs, auf dem er saß, geworden war. Er cultivirte sein Eigenthum, welches er einigermaßen vergrößerte, und ungemein verbesserte, so daß sein einziger Sohn nach seinem Tode das Bauerngut um mehr als das Doppelte des Einkaufspreises losschlagen konnte, und mit dem Erlös einen wohlassortirten Kramladen in Reval eröffnete. Sein Geschäft, zu dem er angeborenes Geschick mitbrachte, war vortheilhaft. Er kam in Berührung mit Krämern und Handwerkern, die deutsch sprachen, und lernte die Sprache auch, obgleich unvollkommen. Sein Sohn aber, unser Johann Reiberg, besuchte die deutsche Kreisschule und lernte bei seinem aufgeweckten Geiste bald richtig schreiben und sprechen. Durch Lectüre vermehrte er seine Bildung, wurde bekannt mit deutschen Handelslehrlingen und Commis und dadurch in manche bessere deutsche Häuser eingeführt. Sein gesellschaftliches Betragen und seine Manieren wurden feiner und gebildeter, er unterschied sich in Kleidung

und Sprache durchaus nicht von den deutschen jungen Handelsbeflissenen, nur war er solider, als die Meisten von ihnen. Das leichtsinnige Wesen, die Leerheit und Vergnügungssucht so Mancher von ihnen war ihm zuwider, überhaupt mißfiel ihm das Stadtleben. Als Knabe hatte er sich nach Herzenslust auf den Feldern und Heuschlägen, in den Ställen und Scheunen seines Großvaters herumgetummelt und sehnte sich jetzt auf's Land zurück. Sein Vater, da er sah, daß Johann weder Lust noch Geschick zum Handel hatte, willigte zuletzt in die Wünsche desselben. Reiberg trat also als Lehrling ohne Gehalt in eine große Landwirthschaft ein, arbeitete mit großem Eifer und machte sich so nützlich, daß man ihm mehr und mehr anvertraute und ihm ein Gehalt bewilligte. Nach einigen Jahren übernahm er selbständig die Bewirthschaftung eines Ritterguts als Verwalter mit ansehnlichem Gehalt. Durch seine Emsigkeit, seine Kenntniß der Landwirthschaft und seine Rechtschaffenheit verschaffte er sich einen so guten Ruf, daß ihm immer bessere Stellen angeboten wurden und er bei seiner Sparsamkeit sich von seinem Gehalt ein kleines Capital zurücklegte.

Er war dreißig Jahre alt, als sein Vater starb und ihm ein nicht unbeträchtliches Vermögen zu seiner unbeschränkten Verfügung hinterließ; denn seine einzige Schwester war bei Ihrer Verheirathung abgefunden worden.

Jetzt erwachte in dem früh gereiften jungen Manne der heiße Wunsch nach unabhängigem größern Landbesitz und das Glück begünstigte ihn so sehr, daß er ein durch schlechte Wirthschaft herabgekommenes, aber der Verbesserung sehr fähiges kleines Rittergut sehr vortheilhaft erwarb, freilich nicht ohne Schulden, aber mit der Aussicht auf endlichen ökonomischen Erfolg. Er setzte seine ganze Kraft ein, sein Gut fing an sich zu heben, er hatte schon eine kleine Abzahlung seiner Schulden gemacht, aber er führte ein schweres Leben, es ging nur langsam vorwärts.

In der Nachbarschaft lernte er jetzt ein Mädchen kennen, das er fest in sein Herz schloß, mit dem unerschütterlichen Vorsatz, es zu seinem Weibe zu erwerben. Marie Meinhard war nicht schön und auch nicht mehr in der ersten Jugendblüthe, aber wie er tief fühlte, einzig für ihn passend. Ihr Vater, ein sehr wohlhabender Landwirth, hatte ein großes Gut in Pacht. Marie, seine älteste Tochter, leitete die innere Wirthschaft vortrefflich und sorgte auch für ihre jüngeren Geschwister. Reiberg wußte sich bei dem Vater seiner Erwählten einzuführen und beliebt zu machen, so daß er der oft und gern gesehene Gast des Hauses ward; er verstand auch auf unzweideutige Weise der Tochter des Hauses seine volle Ergebenheit kund zu thun. Aber um ihre Hand wagte er nicht zu bitten, da er wußte, sie würde ihren Vater und ihre Geschwister nicht verlassen, welche sie so nothwendig brauchten. Drei Jahre wartete der geduldige Reiberg, da gestalteten die Umstände sich günstig für ihn. Meinhard starb und während der langwierigen Krankheit, die dem Tode desselben voranging, fand der junge Mann Gelegenheit, ihm und seiner Familie die größten Dienste zu leisten, indem er die Landwirthschaft und alle Geschäfte des Alten besorgte und nach seinem Tode die Nachlassenschaft desselben ordnete, auf eine für die verwaisten Kinder vortheilhafte Weise den Pachtcontract auflöste, und so die warme Dankbarkeit seiner Auserwählten gewann.

Nachdem das Vermögen den Gesetzen gemäß getheilt, Mariens ältester Bruder in dem Comptoir eines Handelshauses, die jüngern Kinder in Erziehungsanstalten gut untergebracht waren, reichte sie Reiberg ihre Hand und ward ihm sowohl durch sich selbst, als durch das ihm zugebrachte Vermögen eine unschätzbare Gehilfin. Er bezahlte seine Schulden, führte nothwendige Bauten und andere Verbesserungen auf seinem Gute aus, und Mann und Frau waren wetteifernd bemüht, es in den besten Stand zu bringen, es zu einer Musterwirthschaft zu machen, aber doch mit gewissen Einschränkungen. Aus-

ländisches Racevieh wurde nur in geringer Menge und mit großer Vorsicht angekauft, um die einheimische Zucht nur einigermaßen zu veredeln, damit sie für Boden und Klima nicht zu zart würde. Dadurch entgingen sie vielen Verlusten. Auch lebten die Eheleute sehr einfach. Möbel und Hausrath waren aus Eschenholz von estnischen Werkleuten gefertigt, aber glänzten von Reinlichkeit. Die Erziehung ihrer Kinder kostete auch nicht viel. Es waren ihrer vier, drei Mädchen und als Jüngster ein im Zeitpunkt des Beginns dieser Schilderung fünf Jahre alter Knabe. Ein gebildetes, aber armes und verschüchtertes, nicht mehr junges Mädchen wurde für geringen Gehalt als Gouvernante in's Haus genommen und brachte den Mädchen die nothwendigsten Kenntnisse bei. „Meine Töchter", sagte Reiberg, „sollen keine gelehrten oder emancipirten Damen werden, sondern gute Hausfrauen, und dabei gesund bleiben." Aber doch kam die Aelteste, die sehr aufgeweckte Lisbeth, auf wiederholt ausgesprochenen Wunsch der Mutter, noch auf zwei Jahre in eine Erziehungsanstalt nach Reval und hatte sich zu einem gebildeten, liebenswürdigen Mädchen entwickelt, voll warmer Lebenskraft, leiblich und geistig gesund.

Reiberg hatte mehr und mehr prosperirt. Viele weit größere Güter, die mit weniger Sorgfalt und Einsicht bewirthschaftet wurden, konnten sich der hohen Einkünfte nicht rühmen, die sein kleineres Besitzthum aufzuweisen hatte. Es war leicht zu berechnen, daß er von seinem Einkommen beträchtliche Ersparnisse gemacht haben mußte, und man hielt ihn allgemein für einen bemittelten Mann und begegnete ihm mit der Deferenz, die eine solche Stellung gewöhnlich mit sich bringt.

Reiberg hatte von Kindheit an viel Selbstbewußtsein gehabt. Jetzt, in seinem sechsundfünfzigsten Jahre, blickte er auf ein Leben zurück, das seine Wünsche erfüllt, seine Bestrebungen gekrönt hatte; diese auffallenden Erfolge schrieb er sich selbst, seiner Klugheit und Rechtschaffenheit zu. Und in der That konnte ihn Niemand der

Unredlichkeit beschuldigen. Was er kaufte, was man für ihn arbeitete und leistete, bezahlte er pünktlich und ohne Verzug, aber er verlangte dasselbe auch von Andern. Bei Beschädigungen der ländlichen Arbeitswerkzeuge zum Beispiel wurden diese sogleich auf Kosten des Beschädigers ausgebessert oder neu gekauft, wobei er Sorge trug, daß dieser aus den Rechnungen ersähe, daß nur der Schade ersetzt sei. Seine landwirthschaftlichen Producte verkaufte Reiberg etwas theuer, aber sie waren immer reichlich gemessen und von der besten Qualität. Er hatte immer gute Dienstboten und Knechte, denn er gab guten Lohn und gute landesübliche Kost, aber er duldete keine Unordnung oder nachlässige Arbeit, da er jede Feldarbeit selbst verstand. Aus seiner estnischen Abkunft machte er kein Geheimniß, er rühmte sich ihrer vielmehr gegen Esten. „Siehst Du," sagte er manchmal zu einem Arbeiter auf seinen Feldern, bei dem er Fleiß und Geschick bemerkte, „mein Großvater war ein simpler Este, wie Du; aber er war fleißig, nüchtern und sparsam und erwarb sich nach und nach ein schönes Bauergesinde. Ebenso arbeitete mein Vater und ich selbst nicht weniger. Aber dafür bin ich jetzt um nichts schlechter als jeder Edelmann. Mache es ebenso, arbeite, was Du kannst, sei geizig, kaufe nichts, sammle Deinen Lohn; heutzutage werden gute Feldarbeiter besser als früher bezahlt. Lege Dein Geld in die Bank. Nach zehn Jahren wirst Du schon Land kaufen können, und wenn dann Deine Kinder und Großkinder gut erzogen werden, so können sie es weit bringen, ja, ja!" Und zur Bekräftigung stampfte Reiberg mit dem Fuß.

Aber von seinen übrigen allgemeinen Aspirationen für sein Stammvolk sprach er mit Niemand ein Sterbenswörtchen, denn er fürchtete politische Unannehmlichkeiten wie die Pest. Auch ließ er sich nie mit Esten in Geldgeschäfte irgend welcher Art ein. „Wer sich mit fremden Geldgeschäften befaßt," sagte er, „der braucht für Undank und Schaden nicht zu sorgen." Er lieh Niemand Geld und schenkte nie einem Armen etwas. Armuth,

behauptete er, kommt von Faulheit oder Dummheit. Faulheit darf man nicht unterstützen und der Dummheit kann alles Geld der Welt nicht aufhelfen.

So unangenehm es Reiberg war, so wurde er doch manchmal durch die Umstände gezwungen, Jemandem Credit zu geben. Er that es dann aber nur bei ganz zuverlässigen Leuten. Doch einmal begegnete es ihm, daß geliefertes Saatkorn nicht bezahlt und die Schuld auch nach wiederholten Mahnungen nicht abgetragen wurde. Reiberg verklagte seinen Schuldner und ruhte nicht, bis er, nach mehrjährigem Processiren, das ihn mehr kostete als die nicht beträchtliche Summe betrug, endlich das schuldige Geld erhielt. Mit dem Triumph eines Feldherrn nach gewonnener Schlacht nahm er das Sümmchen in Empfang. „Recht muß Recht bleiben," versicherte er selbstzufrieden. „Habe ich jemals die Leute betrogen und bestohlen? Nein! — Nun, so soll auch mich Niemand um einen Kopeken betrügen!"

Obgleich sich Reiberg vor Einmischung in fremde Geldangelegenheiten hütete, so liebte er es doch sehr, Rathschläge und Warnungen zu ertheilen, ja, wo er es wagen durfte, Strafpredigten zu halten. Wollte er die Sache aber feiner angreifen, so drückte er seinen Tadel in Knittelversen aus. Reime standen ihm immer zu Gebot, aber seine Improvisationen waren fast immer platt und banal; dennoch fanden sie bei Einigen Beifall. Von Anderen aber wurden sie gehörig verspottet: „O, Herr Reiberg," neckte ihn einmal Madame Grünfeldt, Doctor Warlich's Patientin, „ihre Reime sind ja wahre Reiben!" — „Ja, sie thun etwas weh, nicht wahr? Aber das thut auch ein Senfpflaster und bringt doch Nutzen, antwortete Reiberg selbstgefällig, und lachte wie gewöhnlich zuerst über seinen Witz, wie er solche auch in seinen Versen anzubringen suchte. — Doctor Warlich aber schonte Reiberg's sogenannte Dichtungen nie, sondern machte sich unbarmherzig lustig darüber. „Nun," vertheidigte sich der alte Poet, „es ist ja bloßer Spaß. Ich will doch den Deutschen zeigen, daß ein

Mann aus Estenstamm" . . . „Das ist kein Reim," sagte Warlich.

„Ich meine, daß ein Mann, der von Esten abstammt, auch deutsche Verse machen kann," fuhr Reiberg fort.

„Ach ja, nur ist zwischen Versen und Versen ein ungeheurer Unterschied."

„Nun, meine sind doch noch nicht die allerschlechtesten!" — Hierauf ließ sich nichts antworten, denn wer zählt die Stufen bis zur tiefsten Nichtsnutzigkeit! Der alte Poet nahm dem Doctor seine Spöttereien nicht sehr übel, denn nicht auf sein Dichtertalent, sondern auf seine Klugheit und Rechtschaffenheit that er sich zu Gute.

Und jetzt war der strenge Kritiker ein zärtlicher Freund geworden, er hatte Reiberg beinahe den Hof gemacht. Reiberg hatte zu wenig Gemüth, um sich durch diese Kundgebung des guten Vaterherzens rühren zu lassen. Er lächelte nur, zuckte die Achseln und dachte: „Nun, die Deutschen sind einmal sentimental, das weiß man ja."

III.

Reiberg's Geschäft mit dem Müller, der ein Deutscher war und außer der Mühle einige Grundstücke und ein hübsches Haus besaß, war bald beendigt, dann fragte ihn dieser: „Wissen Sie schon, Herr Nachbar, daß der junge Doctor Warlich die Kreisarztstelle in W. bekommen hat?"

„Ja, das weiß ich. Es ist ihm zu gönnen, er ist ein braver junger Mann und ein geschickter Arzt."

„O ja, geschickt ist er schon und brav mag er sonst auch sein, aber entsetzlich hochmüthig. Hören Sie nur, was er mir vor vierzehn Tagen für einen Streich gespielt hat! Von dem Augenblick an, da ich seine Bekanntschaft machte, gefiel er mir, ich faßte Vertrauen zu ihm und seit anderthalb Jahren behandelt er mich. Vor vierzehn Tagen nun, es war gerade an einem Mittwoch, hatte ich eine Pfanne voll gebratener Pilze gegessen, die mir sehr gut schmeckten. Aber eine Viertel-

stunde später bekam ich eine Kolik, Magenkrämpfe mit furchtbaren Schmerzen, es war schrecklich! Ich dachte, ich müßte auf der Stelle verscheiden, und stellte mir vor, unter den Pilzen müßten einige giftige gewesen sein. In Todesangst lasse ich anspannen und schicke nach dem jungen oder, wenn er nicht zu haben wäre, nach dem alten Warlich. Der alte Warlich aber war nicht zu haben, der junge war zu Hause, aber — wollte nicht kommen. Er sagte: „Ich muß gleich zu einem Bauer, dort ist Lebensgefahr!" — „Mein Herr ist auch in Lebensgefahr", sagt der Kutscher. „O nein, Dein Herr hat schon mehrmals solche Anfälle gehabt", sagt der Doctor, „davon stirbt er nicht; ich habe seiner Haushälterin eine geschriebene Anweisung gegeben, wie sie sich in solchen Fällen verhalten soll." Und dabei geht er mit großen Schritten davon. „Ich werde zum Gutsdoctor Helder fahren", ruft der Kutscher ihm zu. „Thue das!" schreit der Doctor zurück, und so jagt der Kutscher das arme Pferd zu Schanden, und noch dazu ganz unnütz. Denn ich war wie ein Lappen, ließ die Haushälterin mit mir machen, was sie wollte, und wirklich brachte sie es so weit, daß mir besser wurde. Als der Doctor endlich kam, lag ich im tiefen Schlafe. Aber bezahlen mußte ich ihn doch! Freilich mußte er warten, bis das Pferd sich soweit erholt hatte, daß es ihn nach Hause bringen konnte, und bekam zu Mittag nichts, als die Haferſuppe, die für mich gekocht war."

„Nun, und den andern Tag waren Sie besser?"

„Frisch und gesund. Aber es hätte ja auch anders gehen können. Wenn nun die Pilze wirklich giftig gewesen wären, was dann? Ich habe den jungen Doctor immer honett bezahlt, obgleich man sonst erfahrene Aerzte höher honorirt als junge Anfänger, und war denn der Bauer besser als ich? Wäre ich gestorben, so hätte das den jungen Warlich um seine Reputation bringen können!"

„Freilich, freilich! Ein junger Arzt verliert selbst am meisten, wenn er seine Patienten nicht warm hält."

Beim Nachhausegehn spintisirte Reiberg über die Mittheilung des Müllers. Mein künftiger Herr Schwiegersohn scheint nicht praktisch zu sein und ein gar zu hohes Pferd zu reiten. Das kann ihm schaden, sehr schaden bei seinem Fortkommen! Und nun habe ich dem Vater beinahe schon mein Wort gegeben. Ein Wort, ein Mann! Oder sollte ich zurücktreten? Die Ursache wäre indeß doch zu geringfügig, der Müller ist ja denn auch kein Orakel.

Na — der junge Mann hat noch keine Erfahrung, aber er wird sich doch wohl rathen lassen.

So grübelte Reiberg und dachte sich verschiedene gute Warnungen und wirksame Redensarten aus, womit er seinen künftigen Schwiegersohn auf den rechten Weg leiten wollte. Die Aussicht, ein ergiebiges Feld zur Ausstreuung eines reichlichen Samens der Lebensklugheit zu finden, stimmte ihn ganz heiter.

Man hatte mit dem Mittagsessen auf ihn gewartet und so hatte er keine Zeit, vor Tische etwas von seinen Erlebnissen zu sagen. Die Frau sah ihm aber an, daß er etwas auf dem Herzen hatte, und folgte ihm in sein Cabinet, wohin er sich gewöhnlich gleich nach Tische zu einem Mittagsschläfchen zurückzog, das er wirklich brauchte, da er sehr früh aufstand.

„Ist Dir etwas passirt?" fragte sie.

„Noch nicht, aber uns soll etwas passiren."

„Was denn."

„Das heißt, nicht eigentlich uns, aber unserm Lieschen soll etwas passiren."

„Warum sprichst Du denn so verblümt? Was soll denn Lieschen passiren?"

„Was kann denn einem Mädchen anders passiren, als daß es heirathet?"

„Ah, Lieschen hat einen Freier! Zum zweiten Mal!"

„Nun, sie ist zwanzig Jahre alt, ein hübsches und braves Mädchen. Warum soll sie nicht Freier haben?"

„Das konntest Du ja gleich sagen. Wer ist es?"

„Kannst Du nicht rathen?"

„Ach Johann, quäle mich doch nicht, ich bin Lieschens Mutter, für mich ist die Sache ebenso wichtig, wie für Dich, sage mir, wer um sie wirbt."

„Es ist der junge Warlich."

„Alexander? O, das hätte ich mir denken können! Aber der hat ja nichts, wie kann er denn heirathen?"

„Jetzt kann er es, wenigstens sagt sein Vater so. Er hat die Kreisarztstelle in W. bekommen."

„O das freut mich, das freut mich von ganzem Herzen!" Madame Reiberg, die bis dahin gestanden hatte, setzte sich und faltete die Hände.

„Nun, worüber freust Du Dich denn so ungemein?"

„Daß mein Lieschen eine glückliche Frau wird!"

„Woher weißt Du denn das so gewiß?"

„Wir kennen ja den Sascha von Kindesbeinen an, er war ein prächtiger Knabe und ist jetzt ein so guter und zuverlässiger junger Mann, wie man heutzutage selten einen findet. Und dann haben sich die Beiden ja von Kindheit an gern gehabt, sie werden sich so herzlich lieben!"

„Du bist immer gleich Feuer und Flamme! So ein kostbarer Edelstein ist der junge Warlich denn doch auch nicht! Er ist ein unpraktischer Schwärmer und so hochmüthig, daß er sich dadurch leicht die Menschen zu Feinden machen und um sein liebes Brod kommen kann, wenn er sich nicht ändert." — Reiberg theilte seiner Frau mit, was ihm der Müller erzählt hatte.

„O, sagte sie, das hat der alte Wenzel übertrieben oder verdreht, es hängt gewiß anders zusammen. Wenn es aber auch wirklich Alles so geschehn ist, wie er es Dir erzählt hat, so kommt es von Alexanders Jugend her. Man wird ja nicht auf einmal besonnen und klug. Wenn ein Mann erst älter und erfahrener wird, Amt und Familie hat, so legen sich die hohen Wellen.

„Nun ja, ich hoffe ja auch, daß der junge Herr mit der Zeit vernünftiger werden wird, obgleich der Hochmuth schwer auszutreiben ist. Wenn er sich nur etwas sagen läßt und Freundesrath annimmt, so kann Alles

gut werden. Die Partie hat auch recht viel für sich, und ich habe schon dem alten Warlich mein Wort gegeben; ich sagte ihm, wenn Du und Lieschen Ja sagten, so würde ich nicht Nein sagen."

„Also der Alte hat mit Dir gesprochen? Alexander selbst hatte wohl nicht den Muth dazu?"

„Er mußte gleich gestern nach W. fahren, und trug dem Vater auf, bei mir anzufragen. Wenn er aus W. zurückkommt, so wird er wohl die Sache weiter betreiben."

„Ah, ich glaube, es wird ihm nicht fehlen! Wie ich vermuthe, ist Lieschen ihm sehr gut. Ich will gehen, sie rufen, dann kannst Du es ihr sagen."

„Nein, nein, bleib nur hier. Als ob ich nicht wüßte, daß Du ihr Alles stecken wirst, ehe sie zu mir in's Zimmer tritt. Ich kenne die Weiber."

Reiberg rief eine Stubenmagd und befahl ihr, das älteste Fräulein zu ihm zu bitten.

„Das Fräulein ist in der Milchkammer," sagte die Magd.

„Das ist einerlei, geh nur zu ihr, die Milch läuft nicht davon."

IV.

Lisbeth besorgte für ihre Mutter die Milchwirthschaft des Hofes, und zwar sehr sorgfältig. Sie war eben beschäftigt, von den zahlreichen, glänzend reinen hölzernen Satten den fetten Rahm abzunehmen; denn am andern Morgen früh um fünf Uhr, ehe es heiß wurde, sollte Butter geschlagen und ein Theil des Rahms zu diesem Zweck auf's Eis gestellt werden. Ganz vertieft in ihre Arbeit, erschrak sie beinahe, als die Magd plötzlich die Thür zur Milchkammer aufriß und sehr laut sagte: „Fräulein, der Herr befiehlt, Sie sollen gleich zu ihm kommen?"

„Gleich? Ist Besuch da?"

„Nein, aber kommen Sie schnell, schnell, sonst werde ich gescholten. Die Milch läuft nicht fort, sagte der Herr."

Etwas unzufrieden, in ihrer Arbeit unterbrochen zu werden, und ganz verwundert über diese unerwartete Aufforderung des Vaters, der um diese Zeit in tiefen Mittagsschlaf versunken zu sein pflegte, verließ Lisbeth die Milchkammer und wunderte sich noch mehr, die Mutter auch in des Vaters Cabinet und beide Eltern so ernst zu sehen. Aber als ein durchaus nicht nervöses Mädchen kam sie nicht leicht aus ihrem Gleichgewicht und sagte ganz munter: „Du hast mich rufen lassen, Papa, hast Du mir etwas zu sagen?"

„Ja, etwas Wichtiges. Setze Dich!"

Lisbeth setzte sich neben ihre Mutter, wo sie auch den Vater an seinem Schreibtisch im Gesicht behielt.

„Es handelt sich um einen Heirathsantrag für Dich."

„O, doch nicht wieder von Dümpel?"

„Nein, von einem Andern. Vielleicht erräthst Du schon, wer es ist. Heutzutage pflegen die jungen Herren, wenn sie heirathen wollen, sich nicht eher an die Eltern eines Mädchens zu wenden, bis sie ihm allerlei Alfanzereien von ihrer Liebe vorgeschwatzt haben. Hat das Niemand gegen Dich gethan?"

„Niemand, Papa."

„Nun, das ist recht, das freut mich! So will ich Dir also sagen, daß der Freier Alexander Warlich heißt."

„Wie, Sascha?"

Lisbeths Gesicht leuchtete erglühend auf.

„O Papa, ist das wahr, hat er es Dir gesagt?"

„Er hat die Kreisarztstelle in W. bekommen und gleich hinfahren müssen. Seinem Vater hat er aufgetragen, bei mir anzufragen, ob ich ihm erlauben würde, um Deine Hand zu werben, und das hat der Alte heute gethan."

„Und was hast Du ihm geantwortet, Papa?"

„Ich habe gesagt, wenn Du und Deine Mutter nichts gegen den jungen Warlich einzuwenden hätten, so würde ich auch nicht Nein sagen."

„O, Du guter, lieber Papa!"

Lisbeth sprang auf, faßte des Vaters beide Hände und blickte ihn mit feuchten Augen glückselig an.

„Ah, jetzt bin ich der gute, liebe Papa! Du nimmst ihn also mit beiden Händen? Gut, ich werde also dem alten Warlich sagen," setzte Reiberg spöttisch lächelnd hinzu, „daß Du seinen Sohn liebst, und ihn sehr gern heirathen willst."

„O pfui, Papa, ich bitte Dich um's Himmels willen, thue das doch ja nicht! Ob ich Sascha liebe, das kann ich nur ihm selbst sagen, und wenn ich es recht bedenke, so weiß ich es nicht einmal recht. Alexander ist über zwei Monate nicht bei uns gewesen; ob er mich auch wirklich liebt?"

„Ja," meinte die Mutter, „warum sollte er Dich denn heirathen wollen, wenn er Dich nicht liebte?"

„Das ist freilich wahr. Und dann ist er auch immer so gut zu mir gewesen. Wenn ich nur zurückdenke an frühere Jahre, immer erinnere ich mich, wie er mit dem dummen kleinen Mädchen spielte, statt mit Knaben seines Alters, was doch viel lustiger gewesen wäre; er trug und führte mich herum, machte mir Flöten und Windmühlen und that mir Alles zu Gefallen! O, er ist so gut, so gut gegen Alle! Die Armen in unserer Gegend curirt er umsonst."

„Das wird ihn nicht eben reich machen," bemerkte der Vater. „Ich bin nur bange, daß Du durchaus kein reichliches Leben an seiner Seite haben wirst."

„O — aber er ist ein geschickter Arzt, er hat sehr gute Curen gemacht, alle Welt lobt ihn."

„Nicht alle Welt. Es giebt Leute, die ihn für hochmüthig und unpraktisch halten."

„Nun, wenn man die gute Meinung der Menschen verdient, so ist es kein so großes Unglück, von Einigen falsch beurtheilt zu werden."

„Ja, ja, jetzt lässest Du auf den angenehmen Freier nichts kommen. Aber wenn Du wirklich seine Frau werden solltest, so wirst Du nach einiger Zeit ein ganz anderes Lied singen. O, die Weiber, die Weiber! So lange

der Erwählte Bräutigam ist, kommen alle Engel im Himmel ihm nicht gleich an Vortrefflichkeit. Wird er aber erst Ehemann, so ist es aus mit der Begeisterung, und auch mit Gerechtigkeit und Nachsicht; dann hat der Mann Fehler ohne Ende." Er warf dabei einen Seitenblick auf seine Frau. „Lieschen, fuhr er dann fort, ich bitte Dich so ernstlich ich kann, bedenke, daß von Deiner jetzigen Entschließung das Schicksal Deines ganzen künftigen Lebens abhängt. Gieb nicht leichtsinnig Dein Jawort. Versprich mir, daß Du die Sache reiflich überlegen wirst." Er hielt seiner Tochter die Hand hin.

Lieschen schlug ein und sagte: „Ja, Papa!"

„Ja, Papa? — Ich wette, Du wirst auch sagen: Ja, Sascha?

O, ist ein Mädchen sittsam auch wie eine Taube,
So sehnt es immer doch sich nach der Haube."

(Der alte Warlich hätte diesen Reim höchst unlogisch gefunden und versichert, daß die Tauben nichts weniger als sittsam sind.)

„Du hast Recht, Papa," erwiderte Lisbeth lachend, „das hat der liebe Gott so eingerichtet, und Du kannst nur froh sein, daß Mama zu ihrer Zeit sich auch nach der Haube gesehnt hat." Im Grunde war auch Reiberg froh darüber, denn er schätzte seine Frau; es ärgerte ihn nur, daß sie, und nun auch die Tochter, eine so überhohe Meinung von dem jungen Warlich hatten.

Lieschen verließ das Zimmer, die Mutter folgte ihr, faßte ihre Hand und sagte halblaut: „Was hast Du zu lachen, Lisbeth? Nimm Dir doch zu Herzen, was Dein Vater Dir räth. Denke nach, prüfe, bete zu Gott. Heirathen ist kein Kinderspiel!"

Reiberg rief seine Frau zurück in's Cabinet. „Mir ist eingefallen, sagte er, daß Lieschen vielleicht nicht so Unrecht hatte, da sie zweifelte, ob der junge Warlich sie wirklich liebt. Er hat sich ja wirklich in der letzten Zeit ganz von uns zurückgezogen, und jetzt kommt sein Heirathsantrag recht wie vom Himmel gefallen! Eine

Kinderliebe verpufft in reiferen Jahren, und er hat wahrscheinlich mit kaltem Blute überlegt, daß Lieschens Aussteuer eine hübsche Zugabe zu dem Aemtchen bildet, das ihm zugefallen ist. Das würde ich auch ganz vernünftig finden. Der junge Doctor ist alt genug, um zu wissen, daß ein Mann mit Familie nicht vom Mondschein lebt."

„Nun," antwortete seine Frau, „dreitausend Rubel sind denn doch auch keine große Herrlichkeit, davon wird man nicht reich."

Jetzt aber wurde Reinberg wirklich böse, das Blut stieg ihm in's Gesicht.

„Was," rief er, „sind dreitausend Rubel Staub auf der Straße? Hat es mich nicht saure Tritte genug gekostet, bis ich so viel zusammengebracht habe, daß ich jeder meiner Töchter so viel mitgeben kann. Aber der junge Herr weiß ja nicht, wieviel Lieschens Mitgift betragen wird. Wir gelten für reich — vielleicht erwartet er viel mehr, und am Ende geht die Heirath zurück, weil die Aussteuer nicht nach Wunsch war?"

„O, was für ein Mißtrauen Du gegen den armen Alexander hast! Was hast Du denn für Ursachen, ihm eine solche Niedrigkeit zuzutrauen?"

„Nun gleich Niedrigkeit! Es wäre ja doch noch nicht Diebstahl und Betrug. Aber das wird man ja sehen; das kann blos die Zeit lehren." Und mit diesen Worten schloß Reiberg die Conferenz.

V.

War Lieschen aus des Vaters Cabinet gleich in ihr Zimmer gegangen, um nachzudenken und sich zu prüfen? Nein, sie ging zurück in die Milchkammer. Auf dem Wege dahin und während sie fortfuhr, den Rahm von der Milch zu schöpfen, dankte sie Gott, dann flogen ihre Gedanken zu Sascha, aber ihr Geschäft wurde darum nicht weniger besonnen verrichtet. Als ihre Arbeit beendigt und sie gegen Abend allein in ihrem Zimmer war, versuchte sie wirklich, sich zu prüfen und um Er-

leuchtung zu beten: — aber sie wußte nur von Dank und Liebe, und fand Worte für nichts Anderes, sie war so glücklich, daß sie nur loben und preisen konnte, und kein Schatten eines Zweifels fand Platz in ihrem Herzen. Am andern Morgen um Fünf ließ sie ihre Butter schlagen und erzielte ein Product, das ihrer Kenntniß und Sorgfalt Ehre machte.

In stiller Sehnsucht wartete Lieschen jetzt auf Sascha, heimlich nannte sie ihn schon ihren Sascha.

Am fünften Tage nach der Unterredung mit ihren Eltern ging Lisbeth in den Garten, um Bohnen für den Mittagstisch zu pflücken. Der Garten war sehr groß; es wurden darin zu gleicher Zeit Gemüse und Obst gezogen. Nur auf der Nordseite befand sich eine für das Vergnügen der Besitzer eingerichtete Abtheilung: eine Lindenallée, einige Lauben mit Tischen und Bänken, wo die Familie zusammen kommen konnte, was aber selten geschah, denn im Sommer hatten alle Hausgenossen gerade am meisten zu thun. Der Garten war durch rechtwinklig sich kreuzende Wege in mehrere große Quadrate getheilt, die, von außen mit Beerensträuchern eingefaßt, im Innern Beete enthielten, auf welchen, außer Kohl und Kartoffeln, alle landesüblichen Gemüse und Kräuter gebaut wurden. Nur unter den Fenstern des Saals befand sich ein von Madame Reiberg selbst gepflegtes und um ihretwillen von ihrem Manne geduldetes, obgleich unnützes Zeug genanntes Blumenstück und schöne Rosen. Auf der Südseite dehnte sich der rationell gepflegte schöne Obstgarten aus. Eine Orangerie war nicht vorhanden.

Es war neun Uhr, Lisbeth war eben, ein Körbchen am Arm, in den Garten getreten; da ging die Pforte des Hofes auf und der Gegenstand ihrer Gedanken kam auf der Reitdroschke seines Vaters hereingefahren.

Lisbeth sah ihn nicht, er aber sah ein helles Kleid durch das lockende Grün des Gartens schimmern. Von froher Ahnung ergriffen, sprang er ab, warf die Leinen einem Stalljungen zu und eilte mit großen Schritten

in den Garten. Mit klopfendem Herzen sah er sich nach dem Kleide um, und bald entdeckte er es zwischen zwei Beeten hoch aufgestangter türkischer Bohnen. Ja, es war Lisbeth! Hinter einem dichten Busch stehend, sah er sie nahe vor sich und sie schien ihm, seit er sie zuletzt gesehen, noch schöner geworden zu sein. Ihr Haar, das sie früh Morgens gleich beim Aufstehen kämmte, war in dicken Flechten am Hinterkopf zusammengewunden und von einem schleierartigen Tüchlein bedeckt, das, unter dem Kinn gebunden, ihr blühendes Gesicht zart umrahmte. Das helle Kattunkleid umschloß ihren schlanken, aber nicht dürftigen Wuchs in freier Anmuth und tadellosem Anstand, und dies holde Bild wechselte lieblich jeden Augenblick seine Stellung; bald hob das liebe Mädchen die Arme empor, Ranken festzuhalten und Schoten abzupflücken, bald beugte es sich auf die Seite, um die versteckten hervorzuholen. Er sah ihren reizend anmuthsvollen Bewegungen eine Zeit lang mit beklommen süßer Lust zu, dann, sich nicht länger bezwingend, rief er leise. Sie stutzte, ließ ihr Körbchen fallen und sah sich erstaunt um. Aber schon war er an ihrer Seite.

„O, wie Sie mich — überrascht haben, Herr Doctor," sagte sie, „Guten Morgen!"

Trotz ihres heftigen Herzklopfens faßte das tapfere Mädchen sich schnell, sie konnte einmal nicht fort aus ihrem Engpaß. Auf der einen Seite desselben stand der Doctor, auf der andern ein dicker, dorniger Stachelbeerbusch.

„Liebes Fräulein," stammelte er, „ich bitte tausend Mal um Verzeihung, wenn ich Sie erschreckt habe. Ich bin eben erst hergekommen und konnte mich nicht enthalten, in den Garten zu treten. Er erinnert mich so sehr an unsere Kindheit! Wie oft haben wir hier gespielt, uns versteckt, gesucht, gefunden. Das waren schöne Zeiten!"

„Ja, aber sie sind schon etwas lange vergangen," sagte Lisbeth, so unbefangen sie konnte. „Aber hier ist

es eng und unbequem. Wollen Sie nicht vielleicht in's Zimmer treten? Mein Vater ist auf dem Felde, aber meine Mutter ist zu Hause und wird sich freuen, Sie zu sehen."

„Mein liebes Fräulein," bat er, „erlauben Sie mir doch nur noch einen Augenblick hier zu bleiben, es ist so schön heimlich in diesem Winkel! Ach, wären wir doch wieder Kinder!"

„Warum das?"

„Dann würden wir ganz wahr und aufrichtig zu einander sprechen."

Lisbeth sah dem jungen Mann mit dem reinen Blick ihrer freundlichen Augen in's Gesicht und sagte: „Ich bin auch jetzt aufrichtig."

„Nun denn, liebes Fräulein, sagen Sie mir, wissen Sie, daß Ihr Vater mir erlaubt hat — Sie um — Ihre Hand — zu bitten? Oh, ich sehe, Sie wissen es. Ich fürchtete, von ihm abgewiesen zu werden, aber Gottlob, er ist gütig gewesen. Aber Sie, Sie Lisbeth, was sagen Sie? Können Sie mich zurückweisen?"

Sie stand mit glühendem, abgewandten Gesicht, sah auf die Bohnen und konnte nicht sprechen.

„Sie schweigen, Lisbeth. Wollen Sie mich fortschicken?"

Leise klang es von ihren Lippen, wie zu den Bohnen gesprochen: „Nein!"

„Nein? O das ist schon Glück! Aber nun sagen Sie auch Ja, theure Lisbeth. Ich liebe Sie von ganzem Herzen und schon so lange! Sagen Sie mir, ob Sie mich auch lieben wollen, nur ein ganz wenig zuerst, nachher mehr? Nun, sagen Sie Ja!"

Sie wandte sich zu ihm, sah ihn an und sagte resolut: „Ja."

Weiter haben die Bohnenstangen nichts erzählt. Sie versichern nur, daß die jungen Leute gleich darauf in's Zimmer zu Lisbeths Mutter gegangen seien.

Diese, nachdem sie seine Equipage gesehen, hatte ihn erwartet, und da er nicht erschien, gedacht, er werde auf's Feld zu ihrem Manne gegangen sein. Da sie

aber die jungen Leute einträchtig aus dem Garten kommen sah, errieth sie, was geschehen war, und freute sich mit inniger Mutterfreude.

„Guten Morgen, Herr Doctor", sagte sie, als Alexander ihr die Hand küßte. Lisbeth aber lehnte sich auf ihre Schulter und schlang den Arm um ihren Hals. „Was ist's, Kinder", fragte sie, „habt Ihr Euch verlobt?" Und dann kamen Segenswünsche, Umarmungen und, als nothwendige Begleitung feierlicher Augenblicke bei Frauen, auch einige Thränen. — Nach kurzer Zeit sagte Frau Reiberg: „Aber wir müssen doch nach Deinem Vater schicken, er muß die Sache doch zuerst erfahren."

„O", erwiderte Lisbeth, „es wird ihm, glaube ich, gar nicht lieb sein, vom Felde gerufen zu werden, da heute zum ersten Mal Roggen geschnitten wird und er immer dabei sein will, um gleich beurtheilen zu können, wie die Ernte ausfallen wird. Es wird ihm einerlei sein, eine Stunde früher oder später zu erfahren, daß ich Alexanders Braut geworden bin, er hat es ja erlaubt."

„Aber wo sind die Bohnen?" wandte sich jetzt die Mutter leise an Lisbeth. Ihr mochte eingefallen sein, daß zu einer Verlobung ein anständiges Mittagsessen gehört.

„Ach, die habe ich im Garten vergessen; ich werde sie gleich holen."

„Nein, nein, bleib nur bei Deinem Bräutigam. Diese Tage kommen nicht wieder. Deine Schwester wird Deine Stelle vertreten."

„Nun, dann werde ich mich mit Alexander in die große Laube setzen. Von dort kann ich es gleich sehen, wenn Papa vom Felde kommt, und dann kommen wir auch herein."

Auf dem Wege zur Laube sagte Alexander, „Jetzt, Lisbeth, merke Dir, daß wir wieder Kinder sind. Ich bin Sascha, Du bist Lieschen und beide sind wir Du."

„O, wie schön!" rief Lieschen. „Ja, Du kannst

leicht wieder ein Kind werden, Du warst immer ein guter und kluger Knabe. Aber ich war doch recht ein dummes Ding."

„Ein reizendes kleines Mädchen, dem man nichts abschlagen konnte, so allerliebst eigensinnig!"

Lieschen lachte. Sie setzten sich in die Laube und Lieschen sagte zu ihrem Bräutigam: „Nun, Sascha, da Du jetzt ein Kind bist, das nichts von Verstellung weiß, so sage mir doch, warum Du über zwei Monate nicht bei uns gewesen bist?"

„Weil ich Deine Augen fürchtete."

„Was haben Dir meine Augen gethan?"

„Und das fragst Du noch? Deine Augen schmelzen mir das Herz im Busen. Und wenn ein Herz glüht, so durchbricht es seine Schranken. Hätte ich Dir nun meine Liebe gestanden, was wären die Folgen gewesen? Deine Eltern hätten es erfahren und Dir verboten, an mich zu denken, weil ich noch kein Haus gründen konnte. Wärest Du ihnen gefolgt, so hätte ich sehr gelitten, hättest Du ihnen widerstanden, so hättest Du gelitten. Um Dir und mir dies Leiden zu ersparen, blieb ich weg von Euch. Und ach, wie sehnte ich mich oft, Dich nur einen Augenblick zu sehen!"

„Du hast recht gethan, mein Alexander. Nicht umsonst trägst Du diesen Namen: Du bist ein Mann, ein ganzer Mann!"

„Der vor der Gefahr davonläuft?"

„Der edel handelt, ohne zu fragen, ob es angenehm ist oder nicht."

„So thut auch mein Lieschen."

Doch Liebesgespräche haben nur für die Betheiligten Bedeutung, den mit ihrem Impuls Unbekannten flößen sie ein spöttisches Lächeln ein. Wer aber selbst durch den Paradiesesgarten des unschuldigen Liebesglücks gewandelt ist, weiß ohne jede Beschreibung, wie:

Der jungen Liebe Huldgekose,
So lieblich wie das Oel der Rose,
Des Menschen Herz mit Wonne füllt!

VI.

Lieschen war nicht so berauscht, daß sie nicht von Zeit zu Zeit auf den Weg geblickt hätte, auf dem ihr Vater vom Felde kommen mußte. Nach einigen Stunden, die wie ein Augenblick verschwunden waren, erschien Reiberg in einem von einem Bauerschneider hergestellten Rock aus Hausleinwand. „Da kommt Papa," rief Lieschen, „geh' jetzt in's Zimmer, Sascha, ich werde nachher kommen. Papa muß Alles hübsch nach und nach erfahren."

Der junge Warlich stand schon im Vorzimmer, als Reiberg eintrat. Er war sehr wohl gelaunt, denn alle Anzeichen, die der erste Schnitt darbot, versprachen eine vortreffliche Ernte.

„Ah, Herr Doctor, willkommen!" sagte er, „schon aus W. zurück? Nun, wie hat es Ihnen denn dort gefallen?"

„O, nicht übel, nur habe ich viel zu thun gefunden, denn da mein Vorgänger mehrere Monate vor seinem Tode krank gelegen hatte, so ist Mancherlei zu ordnen und neu einzurichten. Ich habe mich nur auf zwei Tage losmachen können."

„Nun, Sie nehmen doch heute zu Mittag mit uns vorlieb? Lassen Sie Ihre Equipage nur hübsch abspannen."

„Sie ist schon ausgespannt, ich bin schon seit ein paar Stunden in Ihrem Hause."

„So —! Nun, da haben Sie Ihre Sachen wohl schon in Richtigkeit gebracht? Wie?"

„Herr Reiberg," sagte der junge Mann gerührt, aber sich bemeisternd, „ich kann Ihnen gar nicht beschreiben, wie dankbar ich Ihnen für die Erlaubniß bin, mich um das Glück bewerben zu dürfen, ein Mitglied Ihrer Familie zu werden. Ich habe darauf hin gewagt, mit Ihrem Fräulein Tochter zu sprechen."

„Und wahrscheinlich auch mit meiner Frau?"

„Ihre Frau Gemahlin ist die Güte selbst! Das Wort, welches Sie zu meinem Vater gesprochen haben:

wenn Ihre Gemahlin und Tochter meine Bitte gewährten, würden Sie nicht Nein sagen, gab mir ein neues Leben! Dadurch ermuthigt, habe ich es gewagt, bei Ihrer Frau Gemahlin und Fräulein Tochter zuerst Erhörung meiner Wünsche zu suchen. Und jetzt bitte ich Sie auf's Innigste, meinem Glück auch Ihre Zustimmung zu gewähren."

„O, das ist nicht mehr nöthig, Sie haben schon ohne mich Alles geordnet und abgemacht, da bleibt mir nichts mehr zu thun übrig."

„Aber wenn ich fürchten müßte, daß Sie Ihre väterliche Einwilligung ungern gäben, so würde das mein Glück sehr trüben!"

„Ungern? Das habe ich ja nicht gesagt! Meine Frau und Tochter haben Zeit gehabt, zu überlegen; sie haben sich entschieden, und so gebe auch ich meine Einwilligung, wie ich versprochen habe." Er sah den jungen Mann freundlich an, reichte ihm die Hand und drückte die seinige, aber von Segenswünschen und Thränen war nicht die Rede. Reiberg machte aller Feierlichkeit sogleich ein Ende, indem er sagte: „Aber wie ich aussehe! So erhitzt und bestaubt! Das paßt doch gar nicht zu einer Verlobung. Ich muß gleich gehen, mich umzukleiden." Er ging also in sein Zimmer. Als er wieder heraustrat, fand er den jungen Doctor seiner wartend.

„Darf ich noch ein paar Worte mit Ihnen allein sprechen?" fragte der junge Mann.

„O gewiß," sagte Reiberg, bei sich denkend: „Jetzt geht es an die Aussteuer."

Aber der junge Warlich fing vielmehr von seiner eigenen Stellung zu sprechen an.

„Mein Vater", begann er, „hat mir gesagt, daß Sie sich besorgt geäußert hätten, ob meine Stelle in dem kleinen Städtchen, wohin ich gezogen bin, mir auch die Mittel darbieten würde, eine Familie anständig zu versorgen — und es ist meine Pflicht, Sie darüber zu beruhigen".

Hierauf entwarf er ein Bild seiner Aussichten, das jedem vorurtheilsfreien Zuhörer die Ueberzeugung geben mußte, daß des jungen Mannes Fortkommen, auch bei mäßigem Erfolg, gesichert sei. Auch auf Reiberg machte die Schilderung diesen Eindruck. Er wartete nur mit einer gewissen ungeduldigen Spannung, daß Warlich, wenn auch in zartester Einkleidung, ihn fragen würde: Was bieten Sie mir nun dagegen als Mitgabe Ihrer Tochter?

Aber statt dessen erzählte ihm sein Schwiegersohn in spe, er habe der Wittwe seines Vorgängers das von der Familie früher bewohnte Logis abgemiethet, und zwar sehr vortheilhaft, indem diese die Wohnung schon auf's ganze Jahr vorausbezahlt hatte und daher sehr froh gewesen sei, wenn auch nur einen Theil des Miethpreises zurück zu erhalten, da sie mit Ungeduld den Augenblick erwartet habe, von W. fort und zu ihren Verwandten zu ziehen. — „Ich habe auch", setzte er hinzu, einen Theil ihrer Möbel von der guten Dame gekauft."

— „Und auch bezahlt?"

„Nein, nur zum kleinsten Theil. Sie wird warten und ich werde ihr meine Schuld nach und nach abtragen."

Reiberg bezeigte seine Zufriedenheit mit den Mittheilungen des jungen Doctors, der ein neues Gesprächsthema auf's Tapet brachte, indem er nach den Ernteaussichten fragte. Darauf zu antworten, hatte Reiberg nicht Zeit, denn die Herren wurden zu Tische gebeten. Im Speisezimmer trat ihnen Lisbeth entgegen, im weißen Mousselinkleide, das ihr vortrefflich stand. Sie küßte dem Vater die Hand und ließ eine Thräne darauf fallen. Sein Herz war doch nicht todt, bewegt küßte er sie auf die Stirn und sagte mit feuchten Augen: „Gott mache Dich glücklich, mein Kind".

Das Mittagsmahl verlief in bester Harmonie. Der Papa war nachdenkend, aber freundlich, die Mama in Wohlgefallen aufgelöst, die Schwestern neugierig und

fröhlich. Es war ja etwas ausnehmend Merkwürdiges, daß Schwester Lisbeth jetzt heirathen sollte, und mit spähenden Blicken betrachteten sie das Brautpaar, das neben einander saß. War doch die ältere schon fünfzehn, die jüngere zwölf Jahre alt. Der kleine Johann aber that sich nach Belieben an süßem Wein und Kuchen gütlich, da die Mutter nicht, wie gewöhnlich, seinen Appetit überwachte. Das Mittagsessen war tadellos, die Bohnen besonders zeichneten sich durch Zartheit und schmackhafte Zubereitung aus. Der Doctor bat sich zum zweiten Mal von dem Gemüse aus, hinzufügend, von jetzt an würden türkische Bohnen sein Leibgericht sein. Niemand fiel diese Redensart auf und Niemand fragte Lisbeth, warum sie so plötzlich erröthete.

Nach Tische hielt Reiberg seine Siesta und kehrte dann auf's Roggenfeld zurück. Dem heißen Tage folgte ein schöner Abend. Reiberg fand bei seiner Rückkehr vom Felde seine Familie nicht im Hause und da er sich in den Garten begab, tönte ihm von ferne aus der großen Laube Lachen und munteres Gespräch entgegen. Ah, dachte er mit wohlthuendem Selbstgefühl, wenn der Vater arbeitet, können die Kinder sich einen guten Tag machen! Als er näher hinzutrat, sah er seine Frau dem jungen Doctor eine Tasse Thee reichen, während ihm von der andern Seite seine jüngste Tochter Marie einen Teller voll saurer Milch und eine Kanne mit Rahm anbot. Wie sie Alle um ihn beeifert sind, dachte er, eine neue Sonne ist meinem Hause aufgegangen, die alte braucht man nicht mehr! Dieser Gedanke war viel weniger angenehm, als der erste. Aber jetzt lief ihm, ein flaches Lederkissen in der Hand, seine zweite Tochter Dorchen entgegen. „Guten Abend, Papa," rief sie, „wo willst Du sitzen? Da werde ich das Kissen hinlegen, die Bank ist sonst so hart für Dich, also wohin willst Du es haben?"

„Lege es neben Dich," sagte der Vater, ihr auf die Wange klopfend. „Du wirst ja jetzt meine älteste Tochter."

„Willst Du Thee oder Milch?" fragte ihn seine Frau.

„Erst Milch, dann Thee," antwortete Reiberg.

Jetzt aber sprang Lisbeth auf und rief: „Nein, Papa, die Milch würde Dir schaden. Du bist noch erhitzt und die Milch ist sehr kalt, eben vom Eiskeller. Papa, trink erst ein Glas Thee, bis die Milch sich etwas erwärmt hat, damit sie Dir nicht mehr schadet, und zuletzt noch ein Glas Thee, und iß dazu von dem wunderschönen Theebrod, das Mama gebacken hat." — Sie nahm schnell einen tiefen Teller, füllte ihn mit saurer Milch nebst süßem Rahm, wie der Vater es liebte, deckte ihn zu und stellte ihn in die Sonne. Dann brachte sie dem Vater ein Glas Thee und sagte: „Ich bleibe d o ch immer Deine älteste Tochter! Von diesem Platz kann mich Niemand vertreiben! Aber Papa muß auch thun, was ich bitte, sonst habe ich ja nichts davon." Er konnte ihrer lieblich dringenden Manier nicht widerstehen und unterwarf sich ihren diätetischen Anordnungen. Auch der junge Doctor setzte sich näher zu Reiberg und suchte ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen, aber da dieser einsilbig war, wandte er sich, um den Hausherrn nicht im Essen zu stören, wieder an seine Braut und deren Mutter.

Als Reiberg sein reichliches Mahl beendet hatte, platzte er plötzlich wie mit einer Bombe gegen Warlich mit der Frage los: „Sagen Sie mir doch, Doctor, was haben Sie denn für eine Unannehmlichkeit mit dem alten Wenzel gehabt? Er ist gar nicht gut auf Sie zu sprechen."

„Ach, Sie sprechen von dem alten Müller? Was sagt er denn gegen mich?"

„Er erzählt, nachdem Sie ihn seit anderthalb Jahren behandelt hätten, sei er vor einiger Zeit krank befallen mit schrecklichen Schmerzen, so daß er geglaubt habe, gleich seinen Geist aufgeben zu müssen. Da er aber nach Ihnen geschickt habe, seien Sie sehr kaltblütig zu

einem Bauern gegangen und hatten seine Equipage zu einem andern Arzt fortgeschickt."

„Aber ist er denn an seinen Schmerzen gestorben?"

„Das freilich nicht; aber er hätte doch sterben können!"

„O, das hatte gar keine Gefahr! Bei dem Bauer aber war die schleunigste Hilfe unumgänglich nöthig. Sein dreijähriger Sohn war in's Wasser gefallen; er war freilich gleich herausgezogen, aber doch schon ohne Besinnung. Da kam es darauf an, wenn die Besinnungslosigkeit nicht blos eine Folge des Schrecks, sondern ein Erstickungssymptom war, den Athmungsproceß so schnell als möglich wieder in Gang zu bringen. Die unwissenden Bauern verstehen sich in solchen Fällen nicht zu helfen, also mußte ich ärztlich eingreifen. Ich fand wirklich einen Anfang von Asphyxie, aber durch die Maßregeln, die ich ergriff, wurde das Kind in's Leben zurückgerufen, das sonst sicher gestorben wäre."

„Konnten denn aber die Pilze, die der Müller gegessen hatte, nicht wirklich giftig sein?"

„Ich habe nie von solchen Fällen bei uns gehört. Man ist hier, Gottlob, sehr vorsichtig beim Sammeln der Pilze, und aus Furcht, sie möchten giftig sein, werden verschiedene Sorten bei uns nicht benutzt, die man in Rußland ohne Schaden genießt. Aber der alte Wenzel ist ein unvernünftiger Mensch, der durch alle Kolikanfälle und Magenkrämpfe, die ihm seine Unmäßigkeit schon öfters zugezogen hat, immer noch nicht klug geworden ist. Auch der gesundeste, stärkste Magen hätte eine Pfanne voll heißer, fett gebratener Pilze nicht ohne Schaden bewältigen können, und der Magen des Alten ist durchaus nicht stark. Ich habe ihn oft gewarnt und seiner Haushälterin, die recht gewandt und besonnen ist, geschriebene Anweisungen gegeben, wie sie bei den Kolikanfällen ihres Herrn zu verfahren hat. Ich wußte, daß sie sich genau danach richten würde, und daß der Müller bei seinen Schmerzen sehr weich ist und Alles mit sich machen läßt; so hoffte ich, daß der Anfall ohne

meine Hilfe vorübergehen würde, wie es auch wirklich geschehen ist."

„Nun," sagte Reiberg, „hat Sie der Bauer für Ihre Mühe auch bezahlt?"

Der junge Doctor sah Reiberg erstaunt an. Was fällt dem Alten ein, dachte er, mich auf so unzarte Weise controliren zu wollen?

„Was hat solch ein armer Kerl," sagte er, „für Mittel, um zu bezahlen? Ich hätte ja auch nichts von ihm angenommen."

„Alles sehr schön, aber wenn Sie auf diese Weise immer blos die Armen bevorzugen, so werden Sie Ihre Tasche gerade nicht füllen."

„Ich bevorzuge nur denjenigen, der meiner Hilfe am schleunigsten und nöthigsten bedarf. Hier handelt es sich nicht um die Tasche, sondern um Pflicht und Gewissen! In jedem ähnlichen Falle, wie mit dem Bauern und dem Müller, werde ich ganz ebenso handeln."

„Und dabei werden Sie nie auf einen grünen Zweig kommen, darauf gebe ich Ihnen mein Wort!"

„Nein, glauben Sie das nicht! Ein gewissenhafter Arzt gewinnt bei reichen Patienten in glücklichen Fällen doppelt so viel wieder, als er bei armen verliert. Seine Praxis ist gesegnet und wird von Tag zu Tag umfassender."

„Ja, wenn er nicht vorher mit Weib und Kind zu Grunde geht."

Das sagte Reiberg schon im Fortgehen, seinem künftigen Schwiegersohn halb den Rücken kehrend, aber laut genug, um von Allen gehört zu werden. Er ging in's Haus zurück und ließ sich den Abend nicht mehr sehen.

Die im Garten zurückgebliebene Familie lieh dem unangenehmen Eindruck, den Reiberg's letzte Reden gemacht, keine Worte. Doch Lisbeth ließ eine Verstimmung nicht so leicht über sich Herr werden. „Komm, Sascha," bat sie, „wir haben zu lange gesessen, laß uns ein wenig herumgehen." Sie faßte seinen Arm, und sagte, als sie in einem entfernteren Gange des Gartens allein

waren. „Versprich mir, Sascha, daß Du Dir Papa's unüberlegte Worte nicht zu Herzen nehmen willst!" — Sie sah ihn dabei mit ihrem holdesten Lächeln an. „Er hat", fuhr sie fort, „gewiß auf dem Felde mit den Arbeitern viel Verdruß gehabt. Wenn er dann voll Aerger nach Hause kommt, kann er keinen Widerspruch vertragen, und irgend ein Wort, das ihm mißfällt, kann ihn so aufbringen, daß er nicht mehr weiß, was er spricht, und nachher auch ganz vergißt, was er im Zorn gesagt. Vergieb ihm, mein Sascha, Du bist ja so gut."

Wie konnte er länger an den Vater denken, da die Tochter ihn zärtlich umschlang und mit bittenden Augen zu ihm aufsah? Der kaum eingegossene, hoch aufschäumende Trank der Liebe ließ ihn schnell die bitteren Tropfen, die er soeben verschluckt hatte, verschmerzen. Süß schwanden die Augenblicke dahin, die letzten dieses glücklichen Tages, denn Alexander mußte bald darauf Abschied nehmen und zur Nacht in das Haus seiner Eltern zurückfahren.

VII.

Das wallende Gefühl im Herzen des Bräutigams macht ihn noch empfänglich für die schmeichelnden Ueberredungen seiner Braut, die Bitten der geduldigen Frau, der vielgeprüften Lebensgefährtin, begegnen bei dem kalten, an Herrschaft gewöhnten Ehemann meistentheils einem viel härteren Boden. So fand es Lieschens Mutter. Sie ging vor Schlafengehen mit einem Kelchglas voll Bier, das er zur Nacht zu trinken pflegte, zu ihrem Manne.

„D bist doch nicht unwohl, daß Du Dich so zurückgezogen hast," sagte sie freundlich.

„Was soll mir fehlen," antwortete er kalt, ohne sie anzusehen, „wer arbeitet, ist gesund! Aber Niemand kann verlangen, daß ein Mensch, der von früh auf in der Hitze herumgegangen ist oder gestanden hat, sich am

Abend dadurch erholen soll, daß er sich von dem Liebling seiner Familie Grobheiten sagen läßt."

„Grobheiten, meinst Du, hat Dir Alexander Warlich gesagt? — Ich fand im Grunde auch, daß er sich etwas zu barsch gegen Dich vertheidigte. Aber Du hattest ihm doch zuerst Dinge gesagt, die er nicht gern hören konnte, obgleich Du so viel älter bist als er und sein Schwiegervater werden sollst; ein sechsundzwanzigjähriger Mann hat selten viel Selbstbeherrschung, aber Grobheiten habe ich doch nicht von ihm gehört."

„Schlimmer als Grobheiten! Ermahnungen, Zurechtweisungen! Solch' ein eingebildeter Grünschnabel! Ein junger Mensch muß sich von einem erfahreneren Manne guten Rath gefallen lassen und ihn nicht mit hochfahrenden Orakelsprüchen beantworten. „Ein Arzt, sage ich Dir, wird durch eine solche Patzigkeit geradezu die Patienten vertreiben und kann dann nachher mit Weib und Kind am Hungertuch nagen."

„Lieber Johann, Du siehst zu schwarz, weil Du aufgeregt bist. Ich glaube, Du bist schon am Vormittag durch irgend etwas verstimmt worden, als ihr ein so langes Gespräch mit einander hattet. Sollte Dir Warlich vielleicht etwas Unpassendes über die Aussteuer gesagt haben?"

„Nichts hat er gesagt, kein Sterbenswörtchen!" fuhr Reiberg zornig auf.

„Warum ärgert Dich denn das? Es ist doch ein Beweis seines Zartgefühls."

„Ja, Zartgefühl! Warum nicht gar! Ich will Dir sagen, wovon es ein Beweis ist: von seinem verfluchten deutschen Stolz! — Ich, ein Gelehrter, denkt er wahrscheinlich, der ich in Dorpat die Weisheit mit Schöpflöffeln in mich geschlürft habe, den eine gesegnete Praxis erwartet, die sich immer mehr ausbreiten wird, werde doch bei einem Abkömmling von Esten nicht um Geld betteln. Mein Schwiegervater muß es sich im Gegentheil zur Ehre rechnen, wenn ich etwas von ihm annehmen will. Aber da irrt das junge Herrchen! Ich

schwöre Dir, hörst Du, ich schwöre Dir heilig, daß er keinen Kopeken von meinem Gelde bekommen soll, ehe er mich darum bittet. So viel Achtung ist man mir immer noch schuldig, mir ein gutes Wort zu gönnen um das, was ich durch mühsame und rechtschaffene Arbeit erworben habe! Aber soche Arbeit und ein Auftreten, wie es die simpelste Lebensklugheit verlangt, verachten solche aufgeblasene junge Leute wie mein künftiger Herr Schwiegersohn. Und eben das gefällt Euch Weibern! Das nennt Ihr edlen Stolz, uneigennützige, romantische Denkungsart! Und Du bist noch phantastischer als Deine Tochter."

„Nun, sollte ich denn unfreundlich sein gegen unsern Sascha, den wir seit vielen Jahren kennen, den wir zum Mitglied unserer Familie aufnehmen? Es wird doch, denke ich, zum Glück unseres Lieschen beitragen, wenn ihr künftiger Mann uns lieben lernt wie seine zweiten Eltern."

„Freundlich ist man gegen seine simpeln Bekannten, und noch mehr gegen einen Menschen, der ein Verwandter werden will. Aber man giebt dabei doch nicht alle Würde auf, man schwänzelt und scherwenzelt doch nicht um so einen Grünschnabel wie um ein Götzenbild herum! So beträgst Du Dich und verräthst dadurch Dein innerstes Herz. Du hast Dich schon so lange mit einem Emporkömmling von Esten herumplagen müssen, Du, die Du eine Deutsche bist. Da kommt Dir nun so ein Schwiegersohn in's Haus, und Du bist glückselig, daß Du jetzt Gelegenheit hast, Deine ganze Liebe auf Deinesgleichen, auf einen Deutschen, auszugießen und alles Uebrige zu vergessen."

„Guter Gott, Johann, Johann! Wie kommst Du doch ganz ohne Grund zu solchen Gedanken? Habe ich Dir jemals etwas gesagt oder gezeigt, was Dich darauf bringen konnte?"

„Du hast es jetzt gezeigt, das ist genug! Glaubst Du, daß ich keine Augen habe? Sah ich nicht die zärtlichen und mitleidigen Blicke, die Du auf Deinen

Liebling warfst, als ich mich unterstand, ihm ein wenig die Wahrheit zu sagen? Die Töchter ahmten das Beispiel der Mutter nach und so saß ich unter Euch als ein Sündenbock! Diese Rolle konnte mir natürlich nicht gefallen. Den Kindern nehme ich es nicht übel, daß sie augenscheinlich Deinem Abgott mir gegenüber Recht gaben. Großmüthige Redensarten wie solche, womit der Herr Doctor um sich warf, bestechen solche junge Dinger. Aber wenn eine erfahrene Frau die Gegnerin ihres Mannes wird, weil sie sich in den Bräutigam ihrer Tochter verliebt hat, so hört doch schon aller Sinn und Verstand auf!"

„Ach, wie curios!" rief Frau Reiberg herzlich lachend, „eine zweiundfünfzigjährige Frau verliebt in den Bräutigam ihrer Tochter! Das wäre mal eine Komödie! Aber solch' einen Unsinn kannst Du ja unmöglich glauben, Du sagst es nur, weil Du übler Laune bist und ich sehe es als einen Spaß von Dir an. Aber ich glaube, wir thun am besten, wenn wir jetzt einander gute Nacht sagen und dies Gespräch ein andermal fortsetzen."

„Das wird nicht nöthig sein, denn dabei, was ich über die Aussteuer gesagt habe, bleibt es zuverlässig, das versichere ich Dir." Er stampfte ein wenig mit dem Fuße, um sein Dictum zu bekräftigen, und die Nägelköpfe an seinen Stiefelsohlen gaben dem Stoß Gewicht.

Die Eheleute trennten sich und mit dem befriedigenden Gefühl, wie gutes Recht er gehabt habe, seiner Frau den Kopf zu waschen und sein hausväterliches Ansehen gegen frevelhafte Angriffe zu schützen, schlief Reiberg bald ein. — Sorgenvolles Grübeln hielt seine Frau desto länger wach. Zuletzt beschloß sie, ihr Betragen gegen Lisbeths Bräutigam nicht zu ändern, aber ihren Mann auch für jetzt mit Bitten und Vorstellungen nicht zu behelligen. Sie hatte oft genug die Erfahrung gemacht, daß er an verkehrten Ideen um so eigensinniger festhielt, je mehr man ihn von ihrer Grundlosigkeit zu überzeugen suchte, dagegen aber, wenn man ihm Zeit und Ruhe ließ,

häufig von selbst zu vernünftigeren Ansichten zurückkehrte, denn es fehlte ihm doch weder an Verstand noch an Herz, so tief man es zuweilen auch suchen mußte. Vielleicht brachte schon der morgende Tag einen Rückschlag in der Stimmung ihres Mannes. Durch das Ausschütten seiner Hitze gegen sie war diese vielleicht verraucht. Auch solche Erscheinungen waren nicht selten dagewesen. Ihre Hoffnung wurde denn auch diesmal insofern nicht getäuscht, als keine weiteren Reibungen zwischen Reiberg und dem jungen Doctor stattfanden.

Ihr Mann war am folgenden Morgen sehr früh aufgestanden, hatte blos etwas Brot und Milch gefrühstückt, und war auf's Feld hinausgegangen. Nach kleinen Streitigkeiten mit seiner Frau, deren höhere geistige und moralische Bildung ihn etwas drückte, pflegte er durch verdoppelte Emsigkeit sich selbst den Beweis zu führen, was für ein arbeitsamer, genügsamer und rechtschaffener Mann er doch sei, und wie wenig seine ausgezeichneten Eigenschaften von seiner Familie geschätzt würden.

Als er, zu Mittag nach Hause gekommen, durch die Hinterthür in's Haus getreten war und sich ungesehen in sein Zimmer begeben und umgekleidet hatte, fand er Gäste vor. Alexanders Eltern waren mit diesem am Vormittag gekommen, um ihre Freude auszudrücken über ihres Sohnes Verlobung mit Lisbeth und auf die Bitte von deren Mutter zum Essen geblieben. Reiberg behandelte die alten Bekannten, welche nächstens Verwandte werden sollten, mit zurückhaltender Freundlichkeit, während der alte Warlich ihm mit der Herzlichkeit eines Bruders entgegenkam. Nach Tisch folgte er Reiberg in sein Cabinet. Ah, dachte dieser, jetzt wird wohl der Alte die Aussteuer zur Verhandlung bringen. Aber der Alte dankte nochmals für seines alten Freundes Einwilligung zur Verbindung Lisbeths mit seinem Sohne, indem er auf's Lebhafteste seine Befriedigung ausdrückte, daß sein Sascha ein so schönes, wohlerzogenes und gutes Mädchen heimführen dürfe, das noch dazu schon jetzt eine gute Hausfrau sei. „O, dem

wird's nicht fehlen, der ist unter einem Glücksstern geboren," fügte er hinzu. „Sein Auskommen wird er auch haben, und reichlich; schon in diesen wenigen Tagen hat er ganz nette Einkünfte gehabt. Man kommt ihm entgegen, und er wird thun, was ihm möglich ist, um Ihr Vertrauen zu rechtfertigen. Aber ich sehe, Ihnen fallen die Augen zu; das ist ja auch nicht anders möglich, wenn man vom frühen Morgen an die Feldarbeiten beaufsichtigt hat. Also angenehme Ruhe, alter Freund, und auf Wiedersehen!"

Als Reiberg, der nach abgemachter Siesta sich wieder durch die Hinterthür auf's Feld begeben hatte, gegen sieben Uhr Abends nach Hause zurückkehrte, fand er des jungen Doctors Eltern nicht mehr vor, und dieser selbst nahm bald nachher auch Abschied, weil er sehr früh am andern Morgen sich nach W. zurück aufmachen wollte. Ehe er von Reiberg Abschied nahm, sagte ihm dieser: „Ihr Vater hat mir anvertraut, daß Sie in den wenigen Tagen Ihres Aufenthalts in W. schon Einnahmen gehabt hätten?"

„Ja, das habe ich ihm erzählt", antwortete der junge Mann.

„Nun, wäre es da nicht besser, wenn Sie die Hochzeit mit meiner Tochter noch ein Jahr lang aufschieben wollten, um sich ein Sparsümmchen zurückzulegen, aus dem Sie später die Ausgaben bestreiten könnten, welche die Einrichtung eines Hauswesens mit sich bringt?"

„Wie, aufschieben, ein ganzes Jahr lang?" rief der junge Doctor erstaunt und etwas aufgebracht; dafür muß ich ergebenst danken! Wenn es nach mir ginge, so sollte die Hochzeit nach acht Tagen sein, und nicht im October, wie Mama und Lieschen wollen. Und nun soll ich mich quälen und warten, von einer Haushälterin mißhandeln und bestehlen lassen! Um's Himmels willen, wozu das Alles! Ist mein Lieschen denn eine verwöhnte Stadtdame, die beständig bedient und unterhalten werden muß? Man braucht sie nur einen halben Tag zu beobachten, um zu sehen, daß Arbeit ihr Lebens-

element und ihre Freude ist. Sie kann keine Viertelstunde ohne Beschäftigung zubringen und was sie im Hauswesen angreift, das gelingt. Solch' ein Mädchen ist ein Schatz für einen Anfänger und je früher er es in sein Haus führt, desto glücklicher ist er!"

„Gott gebe, daß ich Deine Erwartungen erfüllen möge", sagte Lisbeth, bescheiden erröthend.

„Gut, so mag es denn nach Ihrem Willen gehen", mußte Reiberg fast unwillkürlich entgegnen. Ihm imponirte Warlich's Energie, sowie der Lobpreis seiner Tochter ihn bestach. Denn im Innersten seiner Seele war er stolz auf sie. So fiel denn der Abschied der beiden Männer noch erträglich aus. Im September versprach der Bräutigam auf etwas längere Zeit wiederzukommen und im October, an Lisbeths einundzwanzigstem Geburtstage, sollte die Hochzeit sein.

Zu Hause berieth sich der junge Warlich mit seinem Vater über das Betragen Reiberg's. Er erzählte ihm seine Aeußerungen am gestrigen Abend und den heutigen Vorschlag, die Hochzeit ein Jahr lang aufzuschieben.

„O", sagte der alte Doctor, „das mußt Du nicht so hoch anschlagen. Reiberg hat Launen, das habe ich oft genug gesehen. Aber das glättet sich später wieder aus. Vielleicht ärgert ihn sein Roggen, er prätendirt ja immer auf das achte Korn und wenn es dann nur das sechste oder siebente ist, so meint er, von Gott und Menschen das himmelschreiendste Unrecht zu erfahren und fährt alle Welt an. Aber eins ist gut bei ihm: er steift sich auf seine Rechtschaffenheit, er hält sein Wort für ein Heiligthum und wird es nicht brechen. Also brauchst Du Dich an seine Launen nicht zu kehren."

Den Tag nach ihres künftigen Schwiegersohns Abreise kam Madame Reiberg in das Cabinet ihres Mannes und sagte ganz wohlgemuth: „Wie ist es, Johann, Du hast freilich gesagt, daß Du Lieschen mit Geld nicht aussteuern wolltest, ohne darum gebeten zu werden, aber damit hast Du doch wohl nicht gemeint,

daß Du sie vor ihrer Verheirathung nicht mit neuen Kleidern und andern solchen Dingen equipiren willst?"

„Nein, das habe ich damit nicht sagen wollen, daß ich ihr selbst nichts geben wollte; das verdient sie ja nicht, sie ist immer ein gutes, gehorsames Kind gewesen, und ich weiß ja, daß Frauenzimmer allerhand Lappen brauchen. Sind dreihundert Rubel genug dazu?"

„Lege noch hundert zu, so werde ich versuchen auszukommen. Silber habe ich noch von meinem Vater her so viel, daß ich einen Theil gegen neues für Lieschen eintauschen kann. Kissen, Bett- und Tischwäsche habe ich schon längst vorbereitet, zu Leibwäsche ist feine Leinwand genug vorhanden. Aber ihr neuer Pelz muß einen seidenen Ueberzug bekommen, mit dem früheren wollenen Ueberzug können wir einen Daunenmantel herstellen — dann muß sie einige seidene Kleider, Ueberwürfe, Hüte, einen Herbstpaletot und allerlei Kleinigkeiten haben. Die besten Sachen sollen in Reval genäht, die einfacheren zu Hause gemacht werden, aber die Zeuge dazu müssen doch auch gekauft werden."

Ohne ein Wort weiter zu sagen, gab Reiberg seiner Frau fünfhundert Rubel. Er wußte nicht, daß die Frau Mama aus den hübschen Erträgen ihrer Milch-, Geflügel- und Gemüsewirthschaft auch ein kleines Capital für ihre Töchter zurückgelegt hatte, mit welchem sie im Nothfalle die Lücken der väterlichen Freigebigkeit ausfüllen konnte und manchmal Nothleidende unterstützte.

VIII.

Die Verlobten waren jetzt getrennt und auf den Briefwechsel beschränkt. Lisbeth, die bisher nur mehr äußerlich beschäftigt gewesen war, fühlte sich gehoben und beglückt dadurch, daß sie jetzt Gelegenheit fand, Herz und Geist zu enthüllen und durch den innigsten Contact mit einem andern edlen und ausgebildeten Geiste zu kräftigen und zu bereichern. Hier ist einer ihrer Briefe.

„Du glaubst gar nicht, mein Sascha, wie ich be-

ständig über Dich nachdenken muß. Dein Charakter ist von Deiner Kindheit an immer derselbe geblieben, wahr, treu und fest. Wenn ich mich so an frühere Zeiten erinnere, und daran denke, was Du damals oder vor Kurzem gesagt oder gethan, und wie Du dabei ausgesehen hast, so muß ich mir immer sagen, daß Du viel besser und klüger bist als ich. Ach, und wie glücklich macht mich das! Welch eine köstliche Ruhe kehrt in die Seele ein bei dem Gedanken — Dein künftiger Lebensgefährte ist ein wahrer, ein echter Mann, auf den Du Dich stützen kannst zu Rath und That, für immer! Und doch — wer sollte es denken? — wünschte ich, daß Du um ein Pünktchen anders wärest! Und dabei denke ich wieder, daß es nicht sein kann, daß diese Idee oder dieses Gefühl etwas Falsches und Unklares ist. Aber sagen muß ich es doch! Siehst Du, ich möchte, daß Du etwas nachgiebiger, etwas geschmeidiger wärest, daß Du Deine edlen und richtigen Grundsätze, die aber gewöhnlichen Menschen manchmal als schwärmerisch erscheinen, mit weniger Ausschließlichkeit und Feuer vertheidigtest, und besonders, daß Du Leute, welche anders denken als Du, darum Deiner Achtung nicht für unwürdig hieltest. Ach, wie Viele sind wenig daran schuld, daß ihre Gedanken an der Erde kleben: die Umgebung ihrer Kindheit und Jugend war gemein; und wenn sie sich dennoch darüber erhoben haben, obgleich nicht bis zur Reinheit des Aethers, so verdienen sie immerhin Achtung. Durch weniger gebildete Menschen dürfen wir uns nicht leicht für angegriffen halten. Ohne kränken zu wollen, sprechen sie ein hartes Wort, weil sie den Stachel nicht fühlen, der für Andere darin steckt; sie sagen das Beleidigende, weil sie das Feine und Zarte nicht zu sagen verstehen; sie sündigen so oft aus Unwissenheit, daß ihnen viel öfter als sieben mal siebenzig mal vergeben werden muß. Das hat mich nun meine Mutter von Kindheit auf gelehrt. Aber glaubst Du, daß ich danach gehandelt habe? — Gar nicht! Ich bin ein böses, rachsüchtiges Geschöpf und

verzeihe meinem Beleidiger gewöhnlich erst, wenn ich über ihn lachen kann.

Als ich in Reval in der Pension war, ließen mich die hochadligen Fräulein öfters den Abstand meiner plebejischen Geburt von ihrer ritterlichen Herkunft fühlen, was mich bitter kränkte. Welch' ein Triumph war es dann für mich, wenn ich durch eine recht schneidend spöttische Abweisung die Lacher auf meine Seite bringen oder meiner Gegnerin einen Spitznamen anhängen konnte, der an ihr haften blieb, bis sie die Schule verließ. Hatte meine Feindin eine Eigenheit in Sprache, Gang oder Manieren, so ahmte ich sie carikirt nach und gab sie so dem Spotte der übrigen Schülerinnen preis. Und was gewann ich durch dies Alles? Zwar fingen die Hochgeborenen an, mich etwas zu fürchten und seltener zu beleidigen, aber sie haßten mich alle; und doch waren unter ihnen gute, schöne und talentvolle Mädchen, um deren Freundschaft ich mich beworben haben würde, wäre die durch diese Streitigkeiten entstandene Kluft zwischen uns weniger tief gewesen. Ich wurde verklagt, einige Mal bestraft und kam in den Ruf eines herzlosen Geschöpfs, einer bösen Zunge, selbst bei den Lehrerinnen. Unter den bürgerlichen Schülerinnen hatte ich zwar ein paar Freundinnen, aber da sie nicht begabt, noch auch sonst besonders anziehend waren, so machte ich mir nicht viel aus ihnen und so fand ich mich isolirt, was in der Jugend schwer zu tragen ist. Nur Eine war immer gerecht gegen mich, die Vorsteherin der Pension, eine Frau voll Menschenkenntniß, Scharfsinn und Güte. Ich werde nie eine tief eingreifende Ermahnung vergessen, die sie mir bei Gelegenheit eines kindischen Streites gab. Wir saßen unserer sechs Abends um eine Lampe herum, um unsere Schularbeiten zu machen. Da trat eines der gnädigen Fräulein, welches von Hause einen Kasten mit Aepfeln erhalten hatte, mit einem Körbchen voll der rothbäckigen Früchte am Arme ein, die sie unter die Schülerinnen vertheilte. Nur ich bekam nichts. Ich that, als merkte ich es

nicht, und fuhr zu schreiben fort. Aber so leicht sollte ich nicht davon kommen. Fräulein H. sagte zu mir: „Ich habe Dir keinen Apfel angeboten, denn Du wirst gewiß morgen oder übermorgen viel bessere Aepfel bekommen. Dein Großvater hat sich ja in seiner Bude Geld genug zusammen geschachert, womit Dein Vater ein Gut gekauft hat, wo gewiß Alles viel schöner ist, als wir armen Edelleute es haben können."

„Mein Vater und Großvater", schrie ich purpurroth vor Zorn, „haben gearbeitet! Ist das nicht tausendmal besser, als wie es Deine Voreltern gemacht haben! Sie kamen nach Estland, mordeten und raubten, nahmen den Einwohnern ihr Land weg, unterjochten und mißhandelten sie". — „Was!" rief Fräulein H., mein Vater soll in Estland gemordet und unterjocht haben?" — „O nicht Dein Vater", sagte ich lachend, „der ist ja viel zu dumm dazu!" — „Ob mein Vater dumm ist, will ich doch Madame F. (die Vorsteherin) fragen", schrie Fräulein H. — In diesem Augenblick trat Madame F. selbst zu uns herein. Durch den Corridor gehend, hatte sie das Geschrei in unserm Zimmer gehört. „Um was wollen Sie mich fragen?" wandte sie sich an Fräulein H. „Ja", antwortete diese, „Mamsell Reiberg sagt, mein Vater solle das Volk gemordet und unterjocht haben, und nachher sagte sie wieder, er sei viel zu dumm dazu". Die herumstehenden jungen Mädchen unterdrückten mit Mühe ihr Lachen. „Was heißt daß?" fragte mich Madame F. „Solch einen Unsinn haben Sie doch wohl nicht gesprochen?" — Ich erzählte Alles, was wir beide vorgebracht hatten, und die übrigen Schülerinnen bestätigten die Wahrheit meines Berichts.

„So!" sagte die Vorsteherin, „zwei junge Mädchen, die von ihren Eltern hergeschickt sind, um nützliche Kenntnisse und Fertigkeiten zu erwerben, ihren Geist und Charakter auszubilden, — üben sich im Gegentheil darin, einander zu beleidigen und zu kränken! Ist das nicht eine wahre Schande! Schon hier in der Schule

müssen Sie lernen, was Sie in Ihrem spätern Leben so sehr brauchen werden: zuerst, durch Kränkung Unschuldiger keine Veranlassung zum Streit zu geben, dann aber auch, sich zu beherrschen, Beleidigungen mit Sanftmuth und Würde zu ertragen und sich mit Freundlichkeit zu vertheidigen. Ich muß Sie beide strafen; Sie", wandte sie sich zu Fräulein H., „weil Sie sich erlaubt haben, geringschätzig von Frl. Reiberg's Vater und Großvater zu sprechen, in der Absicht, sie zu demüthigen und zu verletzen, und Sie, weil Sie sich angemaßt haben, über geschichtliche Vorgänge zu urtheilen, von denen Sie nichts verstehen, auch blos um eine Mitschülerin zu ärgern. Ich habe mir vorgenommen, künftigen Sonntag mit meinen sich wohl betragenden Pensionärinnen eine Bootfahrt nach Wiems zu machen und dort zu Mittag zu essen und spazieren zu gehen. Da Sie beide durch Ihr Betragen sich dieses Vergnügens unwürdig gemacht haben, so werde ich Sie zu Hause lassen." Bei diesen Worten setzte sich meine Unglücksgenossin auf den Fußboden und brach in überlautes Weinen aus. Ich warf einen verächtlichen Blick auf sie und setzte mich, als sei mir die Strafe gleichgiltig, wieder an den Tisch, um weiter zu schreiben. Da winkte mir Madame F., ich möchte mit ihr kommen. Ich folgte ihr in ihr Zimmer. Sie befahl mir, mich zu setzen, und sah mich traurig an. „Warum betrübst Du mich, mein Kind", begann sie, „mich und Deine Mutter, meine Freundin, die Dich mir anvertraut hat in der Hoffnung, Du würdest Dich hier zu einem guten und liebenswürdigen Mädchen entwickeln. Statt dessen bist Du immerfort in Streit mit Deinen Mitschülerinnen. Kann das mir und ihr Freude machen?"

„Aber warum quälen mich die Adeligen denn immer? Sie nennen mich Liso, sprechen mit mir estnisch und spotten über meinen Vater und Großvater."

„Also das findest Du häßlich?"

„Ja wohl, es ist doch sehr häßlich und böse!"

„Du hast Recht. Aber warum thust Du denn eben

dasselbe? Oder ist es nicht dasselbe, wenn Du ihnen lächerliche Beinamen giebst, sie auf alle Weise verspottest, ihre Voreltern Mörder und Tyrannen nennst?"

„Aber hab' ich denn angefangen?"

„Nun, wenn man auch gleich im Anfang Dir einige Neckereien gesagt hat, so hätte das bald aufgehört, wenn Du sie nicht beachtet, mit Freundlichkeit und Sanftmuth erwidert hättest. Dadurch hättest Du Dir Liebe erworben und das ist der beste Schutz für ein Mädchen."

„Aber darf man sich denn gar nicht vertheidigen? Dann wird man erst recht angefallen!"

„Vertheidigen darf man sich, aber mit Vernunft, nicht aus Rachsucht, nicht indem man Böses mit Bösem vergilt. Eine freundliche Vorstellung, eine zart gefühlte Bitte findet oft Gehör. Und fühlst Du nicht, wie unpassend es ist, von Dingen zu sprechen, die vor vielen hundert Jahren vorgefallen sind, von denen Du sehr wenig weißt, und über welche zu urtheilen Du viel zu unreif bist. Die Pensionärinnen werden Deine Aeußerungen zu Hause erzählen und ihre Eltern, die sehr gut wissen, daß Du die Landesgeschichte nicht studirt haben kannst, werden daraus schließen, daß Du solche falsche und ungerechte Gedanken von Deinem Vater hast aussprechen hören. Glaubst Du, daß es diesem angenehm sein kann, wenn er bei seinen Landesgenossen in den Ruf kommt, solche Ansichten zu verbreiten?" Sie sagte noch manches Andere, ermahnte mich aus der heiligen Schrift und machte mich so weich, daß ich sie mit vielen Thränen um Vergebung bat und versprach, mich zu bessern. Meine Sinnesänderung zu beweisen, fand ich gleich Gelegenheit. Als Fräulein H. mich mit gerötheten Augen hereinkommen sah, fragte sie mich: „Hast Du Ruthen gekriegt?" — „Ruthen," antwortete ich, „giebt man kleinen Kindern, und unsere Mama (so nannten wir öfters die gute Frau F.) ist viel zu gut, um Jemand zu schlagen." — Fräulein H., die jetzt auf einem Stuhle saß und von Zeit zu Zeit ein Schnupftuch an die Augen drückte, rief mit weinerlich quickender

Stimme: „Gut soll sie sein? Und läßt mich Sonntag mit der ekligen Liso zu Hause! Und ich habe doch nichts gesagt als die Wahrheit!“

Alle meine Bestrebungen, mich mit meinen adligen Mitschülerinnen zu versöhnen, hatten sehr schlechten Erfolg. Man nahm meine Freundlichkeit für Spott oder für eine Maske, die ich vorgenommen hätte, um der Vorsteherin zu gefallen. Ein einziges Herz nur gewann ich durch meine Bekehrung.

Auch ich erhielt von Hause einen großen Kasten voll schöner Aepfel. Ich vertheilte einen Theil derselben unter die Pensionärinnen und bot auch Frl. H. ein schönes Exemplar an. „Ich habe selbst Aepfel,“ sagte sie unfreundlich.“ „Aber meine,“ versetzte ich, „sind von einer andern Sorte.“ — „O, sie sollen wohl gar besser sein? Ich brauch' sie nicht!“ Sie stieß meine Hand zurück, so daß der Apfel zu Boden fiel. „Ich hob ihn auf, wischte ihn mit einem reinen Tuch ab und bot ihn einem elternlosen jungen Mädchen von Adel, dessen Vormund in Rußland und so weit entfernt wohnte, daß sie auch in den Ferien aus der Pension nicht abgeholt wurde. „Willst Du den Apfel?“ fragte ich, „Du siehst, er ist rein.“ — „Gieb her!“ sagte sie und biß gleich hinein. „O, wie prächtig der schmeckt!“ rief sie. „Du bist recht dumm gewesen,“ wandte sie sich an Fräulein H., „daß Du ihn nicht genommen hast. Aber desto besser für mich, ich habe jetzt zwei! O, wie herrliche Aepfel Ihr habt,“ sprach sie jetzt zu mir, „und gewiß sind in Eurem Garten auch allerlei schöne Beeren. O Lisbeth, nimm mich mit, wenn Du im Sommer nach Hause fährst.“ Ich nahm sie schon zu den Weihnachtsferien mit, und während der ganzen Dauer ihrer Erziehung in der Pension ward sie in den Ferien zu uns abgeholt. Zenaide ist ein liebes Mädchen und meine beste Freundin, mit der ich im Briefwechsel stehe. Du wirst sie kennen lernen, sie wohnt jetzt in Petersburg und wird, hoffe ich, zu unserer Hochzeit kommen.

Zenaidens Freundschaft hatte keinen Einfluß auf die Gesinnung der anderen hochgeborenen jungen Mädchen. Sie war keine Estländerin, in ihrer Kindheit anders erzogen, und wurde als eine Fremde angesehen. Die Scheidewand zwischen mir und einem Theil meiner Mitschülerinnen blieb bestehen, und als ich nach einem Jahre die Pension, in der ich überhaupt zwei Jahre zugebracht hatte, verließ, nahm ich nicht lauter angenehme Erinnerungen mit. Ich war mir aber bewußt, daß ich selbst die Schuld daran trug, denn die Ermahnungen der guten Madame F. waren noch lebendig in mir. Jetzt sind sie etwas verblaßt, aber durch Dich, hoffe ich, sollen sie wieder aufgefrischt werden. Du wirst mir ein Vorbild sein, an dem ich mich aufrichte und bessere. Du warst so geduldig und nachsichtig mit der dummen kleinen Lisbeth, Du verzeihst den armen Leuten, die Du umsonst curirst, so langmüthig ihre Unwissenheit und Thorheit. Wie sollteſt Du nicht gegen alle Menschen derselbe sein, der immer Gute, mein Sascha?"

* * *

Dieser Brief fiel zufällig bei Abfertigung der Posttasche Reiberg in die Hände, der sich sonst nicht um die Schreibereien von Frau und Töchtern bekümmerte. „Was für ein dicker Brief!" sagte er verwundert. „Was hast Du denn Deinem Bräutigam so viel zu erzählen? Du mußt mehrere Stunden daran geschrieben haben. Hast Du denn nichts Anderes zu thun? Von Liebe kann man doch nicht viele Seiten lang immer wieder schreiben!"

„O Papa", antwortete die Tochter, „eine kluge Braut gewöhnt frühzeitig ihren künftigen Ehemann daran, daß er von ihr nicht immer Schmeichelworte erwarten, sondern sich auch zuweilen einen kleinen Tadel gefallen lassen muß. Ich habe an Sascha eine Ermahnung geschrieben, und solche Dinge nehmen Platz ein, man muß sie fein und niedlich einkleiden!"

„Eine Ermahnung? Das nimmst Du Dir heraus! Wenn er nun böse wird?"

„O, jetzt bin ich ja noch seine Braut, nicht seine Frau. Noch ist das Eisen warm und läßt sich ein wenig schmieden".

„Und Du hast keinen Respect vor so einem gelehrten Doctor?"

„Ach, ich habe ihn ja als zehnjährigen Knaben gekannt."

„Du bist eine dreiste Hexe! Aber nimm Dich in Acht, der Doctor läßt nicht viel mit sich spaßen und manchmal muß die Ehefrau bezahlen für das, was die Braut gesündigt hat."

„Ich bin nicht bang, Papa. Ich weiß, wie weit ich gehen darf, und es kommt Alles auf die Manier an. Sollte Dich Mama als Braut nicht vielleicht etwas zu wenig ermahnt haben, Papa?"

„Was unterstehst Du Dich!" rief Reiberg und hob die Hand, als wolle er den verwegenen Liebling schlagen.

„Schlag zu, Papa", sagte Lisbeth lachend und ihm die Wange bietend, „es thut nicht weh, ich weiß, daß Du mich liebst!"

Natürlich schlug der Vater nicht, sondern lachte auch.

„Ein Blitzmädchen!" sagte er zu sich selbst im Fortgehen. „Ja, solch ein kluges Ding kann schon den jungen Puterhahn, den Doctor, unterkriegen". Und weiter sagte er sich heimlich: „Sie hat doch sehr viel von mir!"

Auch später, wenn Reiberg seine Lisbeth mit ihren häufigen und langen Briefen an ihren Bräutigam aufzog, verstand sie immer, ihn durch ein Witzwort, eine Schmeichelei oder eine kleine Neckerei zu entwaffnen. Ja, nach und nach entstand in ihm durch Lisbeths gelegentliche und gleichsam zufällige Andeutungen ein milderes Bild von ihrem Bräutigam. Zuletzt erschien ihm der Doctor nicht mehr als ein hochmüthiger und rechthaberischer, sondern nur noch als ein hitziger, indeß gutmüthiger Mensch.

Warlich's Antwort auf Lisbeths Brief kam, nach einigen Nachrichten über sein Ergehen, gleich auf den Inhalt desselben zu sprechen. „Du hast Recht, mein theures Mädchen," schrieb er, „daß Du mich auf die allzu herbe, rechthaberische Art der Vertheidigung meiner Ueberzeugungen, die mir eigen ist, aufmerksam machst. In meinen Jahren muß man seine Herzensmeinung zwar nicht verleugnen, aber sie auf bescheidene Weise gegen ältere Leute aussprechen. Und doch sagst Du wieder am Schlusse Deines Briefes, Du wollest an meiner Güte und Geduld diese Eigenschaften bei Dir selbst heranbilden. Ich weiß, das ist bei Dir keine leere Phrase, Du bist durch und durch wahrhaft und wirst nur inconsequent aus Liebe zu mir. Ein Mangel an Logik aus diesem Motiv kann mich ja nur entzücken. Aber Sanftmuth, Güte, Versöhnlichkeit lernt eine Frau am besten von edlen Mitgliedern ihres eigenen Geschlechts, wie deren eines die Vorsteherin des Pensionats, von der Du mir erzählst, oder Deine eigene Mutter ist. Frauen bewahren am besten ihre Würde, ihr Glück und ihre Gesundheit durch eine Milde und Liebe, die unendlich viele Mal verzeihen kann! Diese göttliche Selbstverleugnung ruht auf dem Grunde ihres religiösen Glaubens. Des Mannes Stellung in der Welt aber ist von anderer Natur, der Mann ist der Träger des Rechts! Ich leugne nicht, daß auch ihm die Gebote des Christenthums: Feindesliebe, Selbstlosigkeit, Versöhnlichkeit, gegeben sind, aber ihre Erfüllung erscheint bei ihm mehr thatkräftig, nicht als müßiges Dulden. In civilisirten Ländern übernimmt das Gesetz die Aufgabe, Angriffe auf Leben, Gesundheit, Ehre und Eigenthum der Staatsbürger zu rächen, aber der böse Wille findet doch Mittel, diese schützende Mauer zu durchbrechen. Ein energischer Mann jedoch ist immer gewappnet, einen solchen Einbruch ungerechter Willkür in das Gebiet seiner Rechte zurückzuweisen. Wer das versäumt, ist kein Mann, oder wenigstens kein Ehrenmann, und die leitenden Beweggründe dafür sind fast nie

Friedfertigkeit und Religiosität, sondern Feigheit, Trägheit, weichliche Schwäche oder eigennützige, niedrige Berechnung. Ein Mann, der sich ohne Widerstand niedertreten läßt, hat seine Ehre verloren, die Ehre, ein Gut, so hoch wie das Leben, wie das Lebensglück, ja, fast wie die Liebe! Bei einem braven Mann ist Selbstvertheidigung nicht von Rachsucht begleitet. Was ihn bei Beeinträchtigung seiner Person am meisten empört, ist die Beleidigung des heiligen, von Gott gesetzten Rechts! Dieses Recht wieder herzustellen, ist sein Bestreben und nicht blos in seinen eigenen Angelegenheiten, sondern auch, wenn er Andere Unrecht leiden sieht. Ein Mann, der bei den Unthaten der Mächtigen, die in das Gebiet seiner Wirksamkeit greifen, mitthun, ja auch nur schweigen kann, ist kein hochgesinnter, ehrliebender Mensch. Auch die Wahrheit gegen den Irrthum zu vertheidigen, ist Aufgabe eines wahrheitliebenden Mannes."

Beim Lesen dieses Briefes hatte gegen das Ende desselben Lisbeth ein paar Mal ungläubig gelächelt, und da sie ausgelesen hatte, den Kopf mit einem Seufzer hin und her gewiegt. Dann aber drückte sie das Schreiben an ihre Lippen, sagte inbrünstig: „O, mein Sascha!" und setzte sich auf der Stelle hin, es zu beantworten.

„Soeben erhielt ich Deinen Brief", schrieb sie, „und will auch keinen Augenblick zögern, bis ich Dir gesagt habe: Du hast Recht und ich habe Unrecht! Das wußte ich ja auch schon vorher! Aber was für einen Einfluß hat das auf uns? Bin ich nicht ein Mädchen und habe also das Recht, einfältiger zu sein als ein studirter Herr Doctor? Und außerdem, lieben wir uns nicht? Denke nur daran, daß Du gleich, als wir uns verlobten, mir sagtest, wir müßten wieder in das Verhältniß zurücktreten, in dem wir als Kinder zu einander standen. — Ach, Sascha, wie gütig warst Du doch damals gegen das kleine Mädchen, das Dich oft genug langweilte und plagte! Erinnere Dich nur unserer

winterlichen Glitschpartien! An der äußeren Gartenmauer nach der Wiese hin war ein Schneeberg aufgethürmt und eine Bahn bezeichnet; an der Seite der Bahn den Berg hinauf aber Stufen gemacht, zum Wiederhinaufsteigen. Berg und Bahn wurden fleißig mit Wasser begossen, Du und des Kutschers Sohn arbeiteten mehrere Tage an der Glitschbahn und sie wurde so glatt und glänzend wie ein Spiegel. Dann kamen wir, in Pelz und Fellmütze, warme Stiefel und Handschuhe gekleidet daher, ich jauchzte und lachte, Du hieltst mich an einer Hand und trugst meinen kleinen Schlitten in der andern, setztest mich sorgsam fest darauf und gabst ihm einen Stoß und vom Berge herab, auf der Bahn dahin, bis weit auf die Wiese hinaus flog der Schlitten. War das eine Lust! Ich konnte ihrer gar nicht müde werden und wenn Du mich erhitzt und schon etwas müde sahst und mich ermahntest, jetzt nach Hause zu kommen, so fing ich an zu betteln: O Sascha, guter Sascha, nur noch einmal! Und Du trugst wieder meinen Schlitten und führtest mich an der Hand auf den Stufen den Berg hinan, gabst meiner unersättlichen Lust nach, nicht einmal, nein zwei-, ja sogar dreimal! Und jetzt? Bist Du ein andrer Sascha geworden? Nein, womöglich noch liebevoller! Also erwarte ich von Dir, daß Du auch jetzt mir nachgiebst, selbst wenn ich Unrecht habe. Denn demjenigen Recht geben, der die Wahrheit redet, ist natürlich, ist kein Beweis der Liebe; das thut Jedermann! Aber wenn ich einfältig raisonnire und Du mir doch glaubst; wenn ich unvernünftig bin, und Du mir doch nachgiebst, dann bist Du wieder mein elfjähriger Sascha, dann beweisest Du Alles überwindende Liebe und ich werde Dir danken mit Kinder- und mit Mädchenliebe, Dich widerlieben ohne Maß! Und ich weiß, Du kannst jetzt gar nicht anders sein als liebevoll gegen die ganze Welt. Du bist getaucht in die Liebessonne, die ihre Strahlen zurückwirft auf Würdige und Unwürdige"....

„Rosenöl!" sagte Alexander lächelnd nach Durchlesung

dieses Briefes. „Das liebe, kluge Mädchen! Nicht mit einer Silbe gedenkt sie ihres Vaters, und doch sind ihre beiden letzten Briefe nur geschrieben, um zwischen ihm und mir Frieden aufzurichten. Nun, nicht umsonst soll sie ihre lieblich heimliche Bitte an mich gewandt haben; der Liebe nachzugeben, ist nicht unehrenhaft. Ich will mich ganz in Geduld und Nachgiebigkeit hüllen, dem Herrn Schwiegervater hofiren und um den Bart gehen."

Mit solchen Vorsätzen ausgerüstet, begab sich der junge Doctor im September zu seiner Braut, nachdem er sich so eingerichtet hatte, daß er acht Tage aus W. fortbleiben konnte, und setzte Reiberg in ein angenehmes Erstaunen durch sein gefügiges, entgegenkommendes Betragen. Da es jetzt draußen weniger zu thun gab als im Hochsommer zur Erntezeit, und also Reiberg öfter im Zimmer blieb, so suchte Warlich seine Gesellschaft nicht selten auf, brachte das Gespräch auf Dinge, die ihn interessiren konnten, ließ sich über landwirthschaftliche Dinge belehren, und fand in Reiberg's Gesellschaft mehr Unterhaltung als er vorausgesehen hatte, denn dieser hatte Lebenserfahrung und in Dingen, die ihm zugänglich waren, einen beobachtenden Geist. Aber natürlich suchte der junge Mann am liebsten und meisten seine Braut auf und da der September noch schöne Tage bot, so benutzte das Brautpaar diese zu langen Spaziergängen. Sie hatten sich immer sehr viel zu sagen und ihr Gespräch stockte nie. So gingen sie an einem sonnigen Morgen schon früh um Neun in das Birkenwäldchen, dessen abfallende Blätter schon unter den Füßen raschelten, aber den Schatten, den sie früher verbreitet hatten, in der kühleren Luft nicht mehr vermissen ließen. Warlich erzählte seiner Braut von den Honoratioren und den umwohnenden Edelleuten des Städtchens, wo sie künftig leben sollten, und mit denen sie wahrscheinlich Umgang haben würden, und Lisbeth gab sogleich eine Darstellung der Manier, wie sie bei der ersten Bekanntschaft sich betragen, wie sie knixen, sich verbeugen, was für Phrasen sie gebrauchen würde.

Sie erfand ganze Gespräche, ahmte, leicht carrikirt, die Redeweise und die Gesten einiger gemeinschaftlichen Bekannten nach und belustigte ihren Bräutigam so sehr, daß er ihr immer neue Charakterzüge und Lächerlichkeiten zum Besten gab, welche sie dann wieder in ein neues komisches Bild gestaltete. Die Darstellungsgabe seiner Braut war ihm eine ganz neue Seite an ihr. Er kam gar nicht aus dem Lachen und dabei gingen sie immer weiter, bis Lisbeth still stand und sagte: „Sascha, hörst Du nichts?"

„Ja," antwortete er, „ich höre Wasser rauschen und habe es schon eine Zeit lang gehört, aber nicht darauf geachtet."

„O, ich wußte gleich, was es ist. Wir sind beinahe drei Werst gegangen und ganz nahe bei der Mühle. Sollen wir nicht hinein gehen?"

„Was? Zu dem alten Wenzel? Was sollen wir denn da? Er ist ja bitterböse auf mich."

„Wenn ich es haben will, so muß er wieder gut werden."

„Aber ist denn etwas daran gelegen, ob dieser Mensch mir gut oder böse ist?"

„Ich glaube, es ist immer daran gelegen, daß wir mit allen Menschen in gutem Einvernehmen stehen."

„Ich habe aber nicht die geringste Lust, um Verzeihung zu bitten."

„Das hast Du auch gar nicht nöthig. Niemand ist an Eurem Zerwürfniß schuld als Wenzel's Kutscher. Der ist unbescheiden gegen Dich gewesen und hat nachher seinem Herrn vorgelogen. Der müßte um Verzeihung bitten."

„Du magst Recht haben, aber solche Erörterungen sind immer unangenehm und ich möchte sie lieber vermeiden."

„Nun, wenn Du denn nicht willst, so laß uns nach Hause gehen."

Lieschen drehte sich um und sie gingen eine kurze Zeit in dieser Richtung schweigend fort. Da sagte der

Doctor: „Hast Du sehr große Lust, in die Mühle zu gehen?"

Lisbeth lachte. „Ich muß Dir nur gestehen, daß ich eine kleine Berechnung dabei habe. Wenzel hat schöne Blattpflanzen und hat mir schon längst einen schönen jungen Ficus versprochen; den wollte ich mir jetzt geben lassen und ihn, ehe es zu kalt wird, zu Dir nach W. schicken. Aber ich kann ja auch schriftlich um das mir Versprochene bitten."

„O, das wird gar nicht so gut aussehen, als wenn der Alte Dir sein Geschenk zu Füßen legt und Du es gnädig annimmst. Laß uns denn bei ihm eintreten."

„O, Du guter Sascha," rief Lieschen. „Aber alle Erörterungen überlaß nur mir, ich bitte Dich sehr ernstlich darum."

„Gut, gut, ich werde thun, als sei zwischen uns nichts vorgefallen."

IX.

Sie traten in's kleine Wohnhaus des Müllers, Warlich klopfte im Vorzimmer an die Thür der Stube, wo dieser sich gewöhnlich aufhielt, und auf sein: Herein! öffnete er die Thür. Da saß der Alte den Eintretenden gegenüber in Schlafrock und Pantoffeln, die Brille auf der Nase, vor einem Folianten: „O, ich bitte tausendmal um Verzeihung," rief er aufspringend, „solch einen Besuch konnte ich ja gar nicht erwarten!" Damit verschwand er im Nebenzimmer und trat gleich darauf im Ueberrock und in Stiefeln wieder zu ihnen heraus.

„Es thut mir sehr leid, Herr Wenzel," sagte Lisbeth nach der gegenseitigen Begrüßung mit gewinnendem Lächeln, „Sie in Ihrem bequemen Morgenstudium gestört zu haben. Ich sehe ja fast täglich meinen Vater im Schlafrock und hätte nichts dagegen gehabt, Sie auch so zu sehen."

„Ich bin ja aber doch nicht Ihr Vater."

„Aber immer ein geachteter Freund, den man in

jedem Costüm gern sieht. Ich stelle Ihnen hier meinen Bräutigam, den Doctor Warlich vor, den Sie ja kennen."

„O ja, ich habe die Ehre," sagte Wenzel steif und reichte dem Bräutigam die Hand. „Ich wünsche Ihnen Glück, Herr Doctor, und habe durchaus keinen Zweifel, daß mein Wunsch in Erfüllung gehen wird."

„Und mir wünschen Sie doch wohl auch Glück?" fragte Lisbeth.

„Ja, ja, ich gratulire."

„Aber wie ist mir denn," sagte Lisbeth, sich im Zimmer umsehend, „Ihr Saal sieht ja ganz verwaist aus und zeigt die kahlen Wände. Nur Ihre beiden Palmen stehen hier, die Ihnen gern durch die Decke wachsen möchten. Sind die übrigen Pflanzen noch im Freien?"

„Nein, liebes Fräulein, ich habe mir im Sommer ein kleines Gewächshaus bauen lassen. Dort stehen für's Erste meine Pflanzen und gewöhnen sich nach und nach wieder an die Zimmerluft. Ich habe auch einige neue hübsche Exemplare bekommen. Ein alter Mann, der weder Kind noch Kegel hat, und sich mit allerlei Vieh nicht herumplagen mag, ist zu entschuldigen, wenn er bei grünen Pfleglingen und bei Büchern Gesellschaft und Vergnügen sucht."

„Ja," sagte der Doctor, „durch Ihre Güte ist mir so mancher schöne Genuß an Ihren Büchern zu Theil geworden, wofür ich Ihnen immer dankbar sein werde. Sagen Sie mir doch, lieber Herr Wenzel, haben Sie das naturwissenschaftliche Werk bekommen, das Sie verschrieben hatten, als ich Sie zuletzt sprach?"

„Bekommen, einbinden lassen, durchgelesen. Gehen Sie nur dort zu den Büchern, es wird Ihnen gleich in die Augen fallen — sehen Sie sich die Kupfer an. Ich werde indeß Ihrem Fräulein Braut meine Orangerie zeigen."

Sie traten in das niedliche, hübsch angeordnete und mit einer immergrünen Laube versehene Gewächshaus,

wo Lisbeth genug zu loben und zu bewundern fand. Wenzel schenkte ihr einen schönen Ficus und eine Latania. Aus Dankbarkeit drückte sie ihm beide Hände und ihm wurde ganz warm um's Herz in dieser Nähe der Jugend und Schönheit. Da nahm Lisbeths lächelndes Gesicht plötzlich einen bekümmerten Ausdruck an.

„Lieber Herr Wenzel," sagte sie, „es hat mir in der Seele leid gethan, da ich erfahren habe, daß sie gegen meinen Bräutigam einen Groll haben."

„O," antwortete Wenzel, „der ist fast verraucht."

„Ja, aber mein guter Herr Wenzel, Sie müssen ihn ganz aufgeben, wenn Sie gerecht sein wollen, denn ich versichere Sie, blos Ihr Kutscher ist schuld an dem Mißverständniß, das zwischen sie getreten ist. Mein Bräutigam war schon auf der Treppe, um in größter Eile zu einem halbertrunkenen Bauernkinde zu gehen; da fuhr Ihr Kutscher vor und forderte ihn auf, gleich einzusteigen und zu seinem Herrn zu kommen. Als ihm Warlich sagte, er habe durchaus vorher einen kleinen Gang zu machen, ob er nicht warten wolle, da gab der Kutscher ihm grobe Worte zur Antwort und fuhr davon, ohne auf irgend etwas hören zu wollen. Nachher aber hat er Ihnen lauter Unwahrheiten erzählt."

„Ja, ja, diese Leute verstehen zu lügen."

„Und es dauerte keine Viertelstunde, so fing der Bauerjunge wieder zu athmen an, da hätte ihn der Doctor den Eltern überlassen können und wäre viel schneller bei Ihnen gewesen als Heiler."

„Ja, und der Schlingel, der Jaan, hätte mein Pferd nicht zu Schanden gejagt, das noch jetzt sich nicht ganz erholt hat."

„Mein Bräutigam hat nur insofern Unrecht gehabt, daß er, wohl aus Zerstreuung, versäumt hat, dem Kutscher die Hand zu versilbern, wie es diese Leute gewöhnt sind, wenn sie Fremde fahren. Und nun, lieber Herr Wenzel, versprechen Sie mir, daß Sie meinem Bräutigam wieder gut sein wollen, ich bitte Sie von Herzen!"

„O gewiß, gewiß, mein theures Fräulein, wie könnte ich ihm böse sein, da er mir nichts zu Leide gethan hat und ein so liebes, gutes Mädchen ihn vertheidigt."

Als sie in's Wohnzimmer zurückkamen, fanden sie den Doctor ganz vertieft in das Buch, zu dessen Durchsicht der Müller ihn aufgefordert hatte.

„Nun, Herr Doctor," fragte dieser sehr freundlich, „was halten Sie von dem Buch?"

„Mein Urtheil über ein Werk, das von viel competenteren Leuten als vortrefflich anerkannt ist, hat keine Bedeutung. Aber natürlich kann das Wenige, das ich in einer halben Stunde daraus habe durchsehen können, mir nur das größte Bedauern einflößen, daß mir ein ernsteres Studium des Buchs versagt ist."

„Wie lange bleiben Sie denn noch hier?"

„Nur wenige Tage noch; und zum Lesen komme ich hier außerdem auch nicht."

O, der glückliche Mensch hat angenehmere Dinge zu thun, dachte der alte Hagestolz, dem einige Brautwerbungen mißglückt waren.

„Sie fahren also bald fort — aber Sie kommen doch wieder?"

„Ja, nach vier Wochen, und dann fahren wir schon zu Zweien und auf längere Zeit nach W."

„Ah, Sie kommen dann zur Hochzeit? Nun, ich gebe Ihnen also jetzt mein Buch mit, Sie bringen es mir im October wieder. Dann brauchen Sie es nicht weiter und können, statt aller Bücher, Ihre junge Frau studiren."

Nach vielen Danksagungen an den Müller, der voll Freundlichkeit auch Lisbeths Eltern den andern Tag zu besuchen versprach, mußte das Brautpaar in größter Eile Abschied nehmen und schnell nach Hause gehen, um vor dem Mittagsessen einzutreffen.

Sie fanden den Tisch gedeckt und Reiberg im Speisezimmer, als sie erhitzt und ermüdet ankamen.

„Seid Ihr endlich da!" rief er ihnen entgegen.

„Wo seid Ihr denn so lange herumgelaufen? Lieschen, Lieschen, ich hätte Dich doch für vernünftiger gehalten!"

„O, Papa, wenn Du erfährst, wo wir gewesen sind, so wirst Du ganz zufrieden sein."

„Und wo hat denn der Doctor die schönen neuen Bücher her, die er da losbindet?"

„Ja, das rathen Sie einmal, Herr Reiberg!"

„Ich bin zu alt zum Rathen, sagt es mir lieber."

„Nun, wir waren bei dem alten Wenzel," fiel Lisbeth ein.

„So! — Aber der war ja bitterböse auf den Doctor."

„Jetzt ist er wieder sehr gut mit ihm, hat ihm selbst diese Bücher angeboten und auf vier Wochen geliehen, wird uns auch morgen besuchen."

„Nun, wodurch ist der Müller denn so verwandelt? Hat ihn der Doctor um Verzeihung gebeten?"

„Warum sollte er das", sagte Lisbeth würdevoll. „Er hatte keine Schuld, sondern blos Wenzel's unverschämter Kutscher, der grob wurde und gleich davonfuhr, da ihm Alexander befahl, etwas zu warten, nachher aber seinem Herrn die Ohren voll log."

„Ganz gut", begann jetzt Warlich, „aber trotz Deiner gütigen Rechtfertigung muß ich zur Steuer der Wahrheit doch zugeben, daß ich einige Schuld gegen den Müller hatte. Es war thöricht von mir, mich über einen ungebildeten Kerl von Kutscher zu ärgern; ich hätte ihm Geld geben und nach der Wiederbelebung des Bauerjungen, die gerade vierzehn Minuten dauerte, gleich mit ihm fahren sollen. Denn wenn auch nicht in Lebensgefahr, war Wenzel doch voll Schmerzen, und diese zu heben oder zu lindern, ist auch des Arztes Pflicht, selbst wenn kein ernsteres Leidensanzeichen vorliegt und die Schmerzen vorübergehend sind."

„Alles sehr schön", rief Reiberg, „aber Mascha", sich zu seiner Frau wendend, „jetzt laß die Suppe bringen, es ist hohe Zeit."

Reiberg war sehr wohlgelaunt, ließ Wein auftragen, was nicht täglich geschah, und stieß mit Warlich an auf

das Wohl der Familie. Als das Mahl beendet war, blieb er noch sitzen und sagte zu Warlich: „Nun, lieber Doctor, ich muß Ihnen doch sagen, Sie haben mir heute eine große Freude gemacht. Es ist heutzutage eine sehr, sehr große Seltenheit, daß ein junger Mann seinen Mund aufthut und sagt: ich habe gefehlt in diesem oder jenem Stücke. Die Jugend ist ja so weise jetzt, um Vieles klüger als das Alter. Ach, und wie kleidet es doch einen jungen Mann, wenn er von ältern Leuten, die durch das Leben gewitzigt sind, Rath annimmt. Wie gelehrt ein junger Mann auch sein, wie müde er sich auf den Bänken der Universität gesessen haben mag, er hat doch noch lange nicht Alles gelernt, und es kann ihm nur zum größten Vortheil gereichen, wenn er sich der Einsicht älterer Männer unterwirft."

Diese Admonition war doch nicht ganz nach dem Geschmack des jungen Doctors. „Ja", sagte er, „es kommt nur darauf an, aus welchen Beweggründen er sich unterwirft. Geschieht es wirklich aus Demuth und in der Ueberzeugung, daß sein Rathgeber Recht hat, so ist es zu loben, obgleich ein schwacher Mann manchmal durch die besten Gefühle um seine Selbständigkeit kommen kann. Wer sich aber, ohne das Gebot einer Pflicht, blos aus Eigennutz, um Vortheile zu erwerben, unter den Willen eines Andern beugt, zeigt dadurch eine niedrige Gesinnung."

„Da sind Sie doch viel zu streng, Doctor", versetzte Reiberg. Wenn mir ein Mensch Dienste geleistet hat, weil er mir wohl will, und mir noch Dienste leisten kann, soll ich darum bärbeißig gegen ihn sein, ihm nichts zu Gefallen thun, auf seinen Rath nicht hören?"

„Glücklich, wer auf eigenen Füßen steht und keine Wohlthaten anzunehmen braucht!"

„Ach, so glücklich ist fast kein Mensch. Wir brauchen Alle nur zu oft Freundschaftsdienste und nicht alle Dienste können wir gleich bezahlen. Wenn mich Jemand liebt, warum soll ich seine Geschenke nicht annehmen?

Und wenn ich seine Hilfe brauche, warum soll ich ihn nicht darum bitten?"

Darauf stand Reiberg auf und ging in sein Cabinet, um seinen Verdruß zu verschlafen. Indeß dieser kleine Verdruß durch einen kurzen Disput störte das gute Einvernehmen zwischen Reiberg und seinem Schwiegersohne nicht, der fortfuhr, ihm zuvorkommende Aufmerksamkeit zu beweisen. Reiberg fühlte sich wieder ganz als Haupt des Hauses, der über Alles zu bestimmen hatte, dem seine ganze Umgebung diente und gehorchte. Auch in der Landwirthschaft ging es nach Wunsch. Von einer Proberiege zurückkommend, die in seiner Gegenwart gedroschen worden war, und seiner Frau begegnend, sagte er zu ihr: „Nun, Mascha, ich habe die beste Ernte in der ganzen Gegend. Winterweizen und Roggen schweres, volles Korn, rein wie Gold, kein noch so kleiner Unkrautsame darin. Aber das hat man nicht umsonst. Das kommt nur durch mehrmaliges, tiefes Pflügen, Jahre lang fortgesetzt. Dadurch wird zuletzt das Unkraut ausgerottet."

„Doch der Segen kommt von Oben," sagte seine Frau.

„Nun freilich, Hagel, oder Kornwurm, oder lange Dürre und noch Andres kann Alles vernichten. Aber dieses Jahr können wir zufrieden sein."

„Ach nicht blos für die gute Ernte müssen wir Gott danken, sondern noch mehr dafür, daß unser Lieschen einen braven Mann bekommt."

„Ja, ja, der Doctor ist nicht übel, gar nicht übel, ich wünschte nur, er möchte sich ein Herz fassen und wegen der Aussteuer anfragen. Es sollte sein Schade nicht sein."

Lisbeths Mutter sah das als eine Aufforderung an, den Doctor zu diesem Schritt zu bewegen. Sie beschloß, es zu versuchen und durch Lisbeths Einfluß auf ihren Bräutigam die Sache in Gang zu bringen. Sie erzählte ihrer Tochter also von der Unterredung, die sie an deren Verlobungsabende mit dem Vater gehabt, in

welcher dieser feierlich gelobt habe, nicht anders als auf des Bräutigams Bitte diesem die Aussteuer seiner Tochter zu übergeben. Ein solches mit einem Schwur bekräftigtes Gelöbniß, auch wenn es ihn gereue, zu brechen, habe der Vater eine abergläubische Scheu. Sie bat also Lisbeth, sie möge doch versuchen, ihren Bräutigam zu einer Anfrage wegen ihrer Aussteuer zu bewegen. Die leiseste Andeutung sei hinreichend.

Lisbeth, die aufmerksam zugehört hatte, ließ den Kopf hängen und sagte. „Er wird es nicht thun!"

„Und warum nicht?"

„Weil er so übertriebene Begriffe von Ehre und Selbständigkeit hat, daß er keinen Kopeken umsonst nehmen und keinem Menschen etwas schuldig sein will."

„Aber mit solchen Ideen findet man schwer sein Fortkommen in der Welt und. Du thust Deinem Bräutigam einen Dienst, wenn Du ihn davon abbringst."

„Das ist mir nicht ganz klar, aber weil Du es wünschest, werde ich es versuchen."

Das tapfere Lieschen, das schwere Dinge niemals aufschob, erzählte ihrem Sascha ohne Umschweife Alles, was die Mutter gesagt hatte, und hob besonders hervor, wie sehr der Vater wünsche, daß der Doctor ihm durch eine Anfrage die Möglichkeit gebe, seine Tochter auszusteuern, ohne sein Wort zu brechen.

„Du wünschest also," sagte er, „ich soll Deinen Vater um eine Mitgabe an Geld bitten, ehe unsere Hochzeit gefeiert wird?"

„Ja," sagte sie zögernd, „Papa und Mama wünschen, daß Du es thust."

„Siehst Du, Lieschen, in welche erniedrigende Lage Du mich versetzest! Ich habe alle diese Tage mich so schmiegsam als möglich gegen Deinen Vater gezeigt, ihm nach dem Munde geredet, beinahe geschmeichelt, blos aus Liebe zu Dir, um die Eintracht zwischen uns zu erhalten: Was muß er von mir denken, wenn ich mit einer solchen Bitte komme? Daß ich ein Speichel-

lecker bin und ihm blos um den Bart gegangen bin, um sein Geld zu erhaschen!"

„Ach, um Gottes willen, Sascha, Du kennst meinen Vater nicht. Er wird im Gegentheil noch besser von Dir denken, Dich einen vernünftigen, praktischen Menschen nennen."

„Aber was muß ich selbst von mir denken? Kann ich leben, ohne mich selbst zu achten? Unmöglich! Nein, Lieschen, so sehr ich Dich liebe, aber meine Ehre kann ich Dir nicht opfern."

Er stand auf, ging in's Vorzimmer und von dort in's Vorhaus.

Lisbeth lief ihm nach, und bat ihn flehentlich, ihr doch nicht böse zu sein. „Ich will ja nichts," betheuerte sie, „als was Du willst! Wie soll ich Deine Ehre angreifen wollen, ist nicht Alles zwischen uns gemeinschaftlich? Deine Ehre ist meine Ehre. Ich habe Dir gesagt, was Mama mich Dir zu sagen bat, mir selbst ist die Aussteuer gleichgiltig. Ich will lieber trockenes Brot essen, als Dir ungehorsam sein."

„Trockenes Brot wirst Du nicht essen, meine theure Lisbeth. Aber versprich mir, nicht mehr von der Aussteuer zu reden, und auch, Deinen Vater in Deinem eigenen Namen nicht darum zu bitten. Er würde mich immer hinter Dir vermuthen. Versprichst Du es mir?"

Lisbeth gab ihm die Hand darauf.

Noch vor Schlafengehen erzählte sie ihrer Mutter das fruchtlose Resultat ihrer Unterhandlungen. „Ich wußte," setzte sie hinzu, „daß er es nicht thun würde, und konnte keinen Augenblick darauf bestehen. Ich will mich mit meinem Bräutigam nicht entzweien, und auch nicht mit meinem Manne!"

Die Mutter legte die Hand auf das Haupt der Tochter und sagte, wehmüthig lächelnd: „Gott lasse es Dir gelingen, mein Kind!"

Uebrigens war Lisbeth weniger uneigennützig als sie schien. Sie wußte, was sie wußte. Ihr Vater liebte sie, das war genug!

X.

Der Bräutigam reiste zwei Tage darauf ab und kam im October zur Hochzeit wieder. Diese sollte nur im Kreise der Verwandten und sehr weniger Bekannten des Hauses gefeiert werden. Indeß kam doch eine ganz ansehnliche Gesellschaft zusammen. Der alte Wenzel als Nachbar, als versöhnter, treu ergebener Freund des jungen Doctors, war dabei, und schon einige Tage vorher traf Lisbeths Freundin Zenaide aus Petersburg ein, wo sie jetzt bei ihrem Vormund lebte. Nach den ersten Begrüßungen, Liebkosungen und Plaudereien wurde die Garderobe und Wäsche der Braut in Augenschein genommen. Die letztere fand Anerkennung durch ihre Reichhaltigkeit und Feinheit, das in Reval gefertigte Brautkleid fand ebenfalls Beifall in seiner modernen Einfachheit, aber das Visitenkleid durchaus keine Gnade. „Was!" rief Zenaide, „Barrège zum ersten Visitenkleid! Es hat keine üble Farbe und Façon, mit der weißen Mantille wird es sich machen zu gewöhnlichen Besuchen, mais du barrège pour une nouvelle mariée, c'est une horreur! Dazu ist die schönste Seide kaum gut genug. Aber es freut mich, daß Du mit einer eleganten Visiten-Toilette nicht versorgt bist, und ich habe wirklich eine Eingebung gehabt. Jetzt sollst Du einmal etwas Anderes sehen!"

Sie lief fort und kam bald zurück, einen Carton in Gestalt eines langen, platten Kastens an einer Schnur nach sich schleppend. Sie band die vielen Schnüre los, die ihn umgaben, hob den Deckel und eine weiße Umhüllung ab, und aus dem Carton leuchtete es hervor wie die eben beginnende, durch zarten Nebel brechende Morgenröthe. Es war ein Kleid von schwerem Faye, besetzt mit den kostbarsten Brüsseler Spitzen, und mußte über fünfhundert Rubel gekostet haben.

„Dies Kleid habe ich Dir mitgebracht," sagte Zenaide, „und nach meiner Taille machen lassen, da wir von gleichem Wuchse sind, nur Du etwas größer. Diese Farbe ist das Modernste, was man hat, sie heißt point

du jour. Aber sie hätte Dir nicht gestanden und ich hätte sie für Dich nicht genommen, wenn Du eine blasse, blonde, fade Schönheit wärest. Da Du aber weiß und roth bist, schöne, lebhafte Augen und ganz dunkelbraunes Haar hast, so wird sie Dich prächtig kleiden."

„Ach, Zenaide, warum hast Du Dir eine so große Ausgabe gemacht? Ich kann dies Kleid nicht annehmen! Nimm es zurück, ich bitte Dich, Du wirst es selbst brauchen können."

„Aber schämst Du Dich nicht, Lisbeth, so zu reden? Ich bin Jahr für Jahr in Eurem Hause wie ein eigenes Kind aufgenommen worden und habe die frohesten Stunden meiner Pensionszeit bei Euch genossen, und soll jetzt nicht einmal die Erlaubniß haben, meiner besten Freundin zu ihrer Hochzeit ein Andenken mitzubringen!"

„Habe ich denn ein solches nöthig, um an Dich zu denken? Jugenderinnerungen verlöschen nie, aber ein Kleid ist doch vergänglich."

„Nicht für Euch Estländerinnen. Ich will wetten, hiervon wird noch etwas auf Deine Tochter kommen."

„Du Spötterin!"

„Du irrst Dich, ich spotte nicht, ich lobe Euch. Arbeitsam, genügsam und sparsam sein, macht unabhängig, macht frei. Solche philosophische Gedanken kommen mir in Petersburg nicht, das ist die Wirkung der estländischen Luft! Wenn ich mich erinnere, wie manche junge Mädchen in unserer Pension Tag und Nacht arbeiteten, um ein gutes Gouvernanten-Examen zu machen und nachher die Familie mit ihrer Besoldung zu unterstützen, ihre jüngeren Geschwister erziehen zu helfen, so muß ich mich recht vor Bewunderung schütteln! Ja, Ihr seid brav, Ihr Estländerinnen! Aber ich bin doch *sehr* froh, daß meine Eltern mir Geld genug hinterlassen haben und ich nicht auch so brav zu sein brauche. Und nun, mache keine Faxen weiter, ziehe Dich aus und probire das Kleid hier an."

Sie trat auf die Freundin zu und wollte anfangen, deren Kleid aufzuhaken. Aber Lisbeth wehrte ihr und rief: „Ich sage Dir, ich kann dies Kleid nicht tragen, die Straßenjungen in W. würden ja mit Steinen nach mir werfen!"

„Aber ist denn in W. keine Polizei, daß man mit Steinen in die Equipagen werfen darf?"

„Was für Equipagen? Ich werde zu Fuß meine Visiten machen."

„Du wirst keine Equipage haben?"

„Nein, wohl so bald nicht."

Zenaide blieb wie versteinert stehen, dann rief sie: „Nein, das ist unmöglich, das muß ein Mißverständniß sein!"

Sie nahm das Kleid auf ihre Arme, die sie ausbreitete, so daß auch die lange Schleppe den Boden nicht berührte, und trug es zu Lisbeth's Mutter. „Ist es wahr," fragte sie, „daß Lisbeth keine Equipage haben wird? Sehen Sie dieses Kleid, Mama. Ich habe es ihr zum Andenken mitgebracht. Ich dachte, sie sollte in diesem Kleide ihre Visiten machen. Jetzt sehen Sie es ordentlich an! Sagen Sie, kann man eine solche Schleppe durch den Straßenschmutz ziehen?"

„Nein, das kann man freilich nicht, und so wird Lisbeth Dein wunderschönes Kleid auch nicht tragen können."

„Also ist es wahr — keine Equipage?"

Sie zog vier Stühle an die Wand, legte das Kleid sorgfältig ausgebreitet darauf hin, schlug die Hände vor das Gesicht und fing an herzbrechend zu jammern: „Ach! Keine Equipage, kein Visitenkleid! Oh oh oh!" Der laute Ton ihres Schluchzens zog Reiberg herbei. „Was jammert denn das Sinchen?" sagte er. „Was fehlt Dir mein Kind?"

Reiberg hatte sich's gefallen lassen, daß die hübsche Waise aus guter Familie ihn und seine Frau Papa und Mama nannte und sich von ihnen duzen ließ, und

dieses als Backfisch gewonnene Privilegium hielt Zenaide auch jetzt noch fest.

„Ach Papa", fing sie von Neuem an, „Lieschen will mein Kleid nicht nehmen, weil sie keine Equipage hat! Ach, keine Equipage! Ach, kein Visitenkleid!"

Reiberg zog ihr sanft die Hände vom Gesicht weg: „Ach Du Schelm!" sagte er, „Du hältst uns nur zum Besten. Deine Augen sind ja ganz trocken!"

„Das ist ja eben das Schlimme! Aber das verstehen Sie nicht, Papa, denn Sie haben sich nie um Medicin bekümmert; sonst würden Sie wissen, daß eine Thränenverhaltung bei heftigem Kummer sehr gefährlich werden kann."

„Nun, von dem heftigen Kummer kann ich Dich befreien", sprach Reiberg laut, sie unter den Arm fassend. „Ich werde Lieschen ernstlich anbefehlen, Dein Kleid zu nehmen, denn wenn sie es auch jetzt nicht trägt, so kann sie es doch künftig benutzen."

Er führte sie in die entfernteste Ecke des Nebenzimmers und sprach leise mit ihr, legte den Finger auf den Mund, und sie gab ihm die Hand. Darauf kehrte sie ganz munter in Madame Reiberg's Zimmer zurück und sagte zu Lisbeth, die sich auch dort eingefunden hatte: „Höre, Lieschen, Dein Vater befiehlt Dir, dies Kleid von mir anzunehmen, denn wenn auch nicht jetzt, so wirst Du es künftig brauchen können. Und jetzt ziehe es einmal an."

„O, wozu das?" weigerte sich Lisbeth.

„Warum willst Du denn Deiner Freundin nicht diesen kleinen Gefallen thun", meinte ihr Vater. „Sie ist nun alle diese dreihundertfünfzig Werst hergekommen, und hat sich so herzlich gefreut, Dir ein schönes Kleid mitbringen zu können. Jetzt kannst Du doch auch ihr zu Willen sein, es kostet Dich ja nichts!"

„O, der goldene Papa!" jubelte Zenaide. „Aber jetzt, bitte, gehen Sie ein wenig hinaus, ich werde Sie nachher wieder rufen."

Lisbeth warf ihr Hauskleid ab, Zenaide ordnete ihr

Haar etwas anders, so daß ihre schönen Flechten besser zur Geltung kamen, warf ihr das mitgebrachte Kleid über den Kopf, knöpfte und hakte es zu wie das geschickteste Kammermädchen, und rief ganz entzückt: „Es sitzt süperb!" Dann stellte sie Lisbeth mitten in's Zimmer gegen das Licht und rief: „Nun, Papa, kommen Sie einmal herein! Was sagen Sie jetzt von Lieschen?"

„Es ist ein sehr schönes Kleid", sagte Reiberg.

„Ein schönes Kleid? Nichts weiter? Tausend Mädchen würden in diesem Kleide gräßlich aussehen, wie Krähen in Pfauenfedern, aber Lieschen sieht darin aus wie eine Königin. Sind Sie nicht stolz darauf, Papa, daß Sie eine so schöne Tochter haben?"

„Nein, ich bin kein solcher Narr. Ich weiß schon lange, daß Lieschen nicht übel aussieht, aber was ist daran weiter?"

„Also haben Sie auch niemals Gott dafür gedankt?"

„Daß ich nicht wüßte."

„O, Sie undankbarer Papa! Ich sage Ihnen, wenn Lisbeth in Petersburg wäre, so würden alle Gardeoffiziere ihr nachlaufen."

„Nun, dann ist's also desto besser, daß sie nicht dahin kommt, sondern hier bleibt," sagte Lisbeths Mutter.

„Jetzt habe ich auch genug vom Putztrödel", bemerkte Reiberg, und ging wieder an seine Geschäfte.

„Und ich", fügte Lisbeth hinzu, „muß das Wunderkleid wieder in seinem Carton verwahren und mich in meinem eigenen Zimmer in mein Alltagsgewand kleiden."

„Jetzt, Mama," sagte Zenaide, da Lieschen hinausgegangen war, „erzählen Sie mir doch, schätzt Lisbeths Bräutigam sie auch, wie sie es verdient, weiß er, was er an ihr hat?"

„Ich habe gar keinen Zweifel," antwortete Madame Reiberg, „daß sie von meinem künftigen Schwiegersohn warm, treu und uneigennützig geliebt wird." Sie erzählte Zenaiden, wie lange sich die Brautleute schon gut seien, und daß Warlich von Lisbeths Aussteuer

nichts wissen wolle. Zenaide schien davon weniger frappirt, als belustigt zu sein. „Das ist ein rechtes Original," erklärte sie und lachte. „Aber seien Sie nur ruhig, Mama, Papa wird doch trotz dessen ausbeuteln, das werden Sie sehen!"

„Dein Bräutigam muß ein rechter Cato sein," rief sie der wieder in's Zimmer tretenden Lisbeth zu, „ich weiß nicht, ob er mir gefallen wird?"

„Er ist kein Cato und wird Dir gefallen," versicherte Lisbeth, und das bestätigte sich am folgenden Tage, da der Bräutigam ankam. Er gefiel Zenaiden sehr, sie wurden die besten Freunde und hatten allerlei Scherz mit einander. Nur war es dem Doctor nicht ganz recht, daß er mit seiner Braut nie allein sein konnte. Das änderte sich indeß sehr bald, denn jetzt kamen verschiedene Verwandte zur Hochzeit, unter Anderen ein Bruder Frau Reiberg's, ein stattlicher Mann von fünfundvierzig Jahren, wohlhabender Kaufmann aus Riga, Lisbeths Taufvater. Er brachte zwei Söhne mit, wohlbestallte Gymnasiasten, die sich vortrefflich mit Lisbeths Schwestern vertrugen. Da war denn des Plauderns und Lachens kein Ende und Zenaide wurde gleich in diesen Jugendkreis hineingezogen, denn sie verstand vortrefflich, Spiele anzugeben und zu leiten.

In all' diesem Lärm und Getümmel, die jetzt dieses sonst ziemlich stille Haus erfüllten, wurde Lisbeths Mutter immer bänglicher zu Muthe. Ihre Tochter, und noch dazu nicht genügend versorgt, aus dem Hause zu geben, wurde ihr schwerer, als sie gedacht hatte.

Sie ging am Abend vor dem Hochzeitstage in ihres Mannes Cabinet. Er saß am Schreibtisch und trug, wie er am Abend immer zu thun pflegte, die Tagesrechnungen in seine Wirthschaftsbücher ein. Seine Frau setzte sich auf einen Stuhl zur Seite und schwieg, bis er die Feder weglegte und sie fragte:

„Brauchst Du etwas, Marie?"

„Ach, mir ist so bang um's Herz," sagte sie.

„Ja, wir werden unser Lieschen vermissen, sehr vermissen!"

„Freilich werden wir uns daran gewöhnen müssen, sie nicht mehr zu sehen. Aber — wird sie auch glücklich sein?"

„Nun, daran hast Du doch bisher nicht gezweifelt."

„Ja, in der Hauptsache nicht, Alexander ist ein braver Mann und liebt unser Lieschen herzlich. Wenn sie nur nicht zu sehr mit Sorgen und Entbehrungen zu kämpfen haben wird?"

„So hat sie es gewollt, und sie sind beide jung und gesund."

„Ach, und wir könnten ihr doch so leicht helfen!"

„So sage doch heraus, was Du eigentlich willst."

„Es thut mir so weh, daß Lisbeth mit leeren Händen unser Haus verläßt!"

„Was weiter?"

Frau Reiberg schwieg einen Augenblick, und sagte dann: „Ich bitte Dich, Johann, gieb mir fünfhundert Rubel für Lieschen, damit sie nicht gleich ihren Mann um Geld für die Wirthschaft bitten muß und auskommen kann, bis er neue Einnahmen hat. Denn jetzt hat er ja durch die Hochzeit genug Ausgaben gehabt und gewiß wenig Geld in Händen!"

„Ich werde thun, was Du verlangst, obgleich es gegen meinen Wunsch ist. Aber merke wohl, ich nehme das Geld von Deinem Vermögen."

„Das ist ja ganz einerlei, ob es von meinem oder Deinem kommt."

„Nein, es ist nicht einerlei! Wie oft soll ich Dir wiederholen, daß ich Dein Vermögen besonders verwalte. Ich habe, da wir uns heiratheten, zuerst damit meine Schulden bezahlt, aber dann Alles wiedererstattet. Ich kann nichts dafür, daß Du die Rechnungen niemals hast ansehen wollen."

„Wozu sollte ich das thun, ich wußte ja, daß bei Dir Alles in bester Ordnung war. Aber wenn Du nun einmal mir ein besonderes Vermögen zusprichst, so

bezahle doch daraus die dreitausend Rubel, die Du für jede Deiner Töchter bestimmt hast."

„Das wird nicht geschehen! Ich verlange von Anderen, was mir zukommt, aber ich thue auch selbst, was recht ist. Aus Deinen Zinsen bekommst Du das Jahrgeld für Deine eigenen Bedürfnisse. Daraus nahm ich die Pension für Lieschen, als Du sie in Reval sitzen ließest, und daraus werde ich auch die fünfhundert Rubel nehmen, die Du jetzt verlangst. Denn wenn Du etwas Thörichtes haben willst, so magst Du es auch selbst bezahlen. Aber Dein Capital greife ich nicht an, denn ein rechtschaffener Mann sorgt für das Eigenthum seiner Frau wie für sein eigenes. Was für die Haus- und Landwirthschaft nöthig ist, und was die Kinder brauchen, das kommt von mir — und dabei komme ich nicht zu kurz, o, gar nicht!"

„Aber was habe ich denn davon, daß mir ein Vermögen gehören soll, wenn ich nicht darüber bestimmen kann?"

„Was Du davon hast? — Etwas Unschätzbares! Daß Du nach meinem Tode Dein eigner Herr bist, nicht von Deinen Kindern abhängst."

„Ach, sprich doch nicht von Deinem Tode, mache mich lieber glücklich, so lange Du lebst!"

„Was heißt das nun wieder? Vom Tode muß man sprechen, denn alle Menschen müssen sterben, das weißt Du doch?"

„Ja, sterben müssen wir. Aber eben weil das Leben so kurz ist, müßten wir uns Liebe erweisen, so lange wir einander haben."

„Hm! Es ist nur schwer, es Euch Weibern recht zu machen. Für Euch ist es nicht genug, daß man Euch liebt, man muß es Euch auch recht oft sagen. Aber ich bin nun einmal kein Phrasenheld und bin taub für solche Wünsche, die Dir schaden würden, wenn ich sie erfüllte. So! — Nun, da hast Du Deine fünfhundert Rubel."

Er reichte ihr das Geld, sie freundlich anblickend.

Sie küßte ihn und dachte: Ja, er ist ein rechtschaffener Mann, aber wenn er doch nur mehr Liebe hätte? Er aber dachte: Ja, sie ist eine grundgute Frau, aber wäre sie doch nur etwas weniger sentimental!

Die Eheleute waren zu verschiedene Naturen, um sich ganz zu verstehen und zu genügen.

Es war besonders in früheren Jahren manchmal zu Zwistigkeiten zwischen ihnen gekommen, die, obgleich niemals ernstlicher Natur, doch für Marie bitter waren. Aber trotzdem achteten sie einander und waren durch gemeinsame Ziele und Beschäftigungen, besonders aber durch ihre Kinder fest mit einander verbunden. Und das kann, in Ermangelung tieferen Einverständnisses, noch immer als Eheglück angesehen werden.

So war denn der Hochzeitstag herangekommen und wurde im Anfang feierlich — in der Kirche, im Fortgang festlich — im Speisesaal, zuletzt aber lustig mit Spiel und Tanz begangen; denn das ließ sich die Jugend nicht nehmen. — Den zweiten Tag nach der Hochzeit verließen die Gäste das gastfreie Haus der Reibergs. Auch Zenaide schied mit dem Versprechen, im nächsten Jahr die Freundin zu besuchen. Den Tag darauf sollte auch das junge Paar Lisbeths Vaterhaus verlassen.

Der jungen Frau hatte ihr Taufvater ein schönes Geschenk an Silberzeug mitgebracht. Sie war eben beschäftigt, die verschiedenen Stücke wieder in Seidenpapier zu wickeln und in den eigens dafür bestimmten Kasten zu packen, und rief ihren Mann herbei, um ihm einen reizenden Brodkorb zu zeigen. „Sieh einmal diese Arbeit an," sagte sie. „Ich glaube, sie ist von Sasikow. Sind diese feinen Blätter und Ranken nicht wunderschön? Weißt Du was," fügte sie halblaut hinzu, „wozu brauchen wir solches Silber? Wir werden ja keine Gastmähler geben, und viel besser thun, wenn wir's verkaufen. Es wird uns ein hübsches Stück Geld einbringen."

Warlich sagte weder ja, noch nein, und trat wieder

zu seinem Vater, der gekommen war, seinen Sohn noch vor dessen Abreise zu sprechen. Reiberg aber, der nicht weit von seiner Tochter gestanden und mit seinem feinen Gehör die zu ihrem Manne gesprochenen Worte vernommen hatte, faßte Lisbeth an die Hand und sagte nachdrücklich zu ihr: „Höre doch, Lieschen, laß Dir nicht einfallen, das Silber, das Dir Dein Onkel mitgebracht hat, zu verkaufen. Er könnte es erfahren und es übel nehmen, daß Du sein Geschenk so gering achtest. Verstehst Du mich?"

„Ja, ja, Papa," antwortete sie, „ich werde ja nichts thun, was Du nicht haben willst." Aus diesem Verbot zog die scharfsinnige Lisbeth ihre Schlüsse.

„Noch eins," fuhr er fort, „Ihr fahrt morgen und ich werde Euch nicht begleiten, um Euch Zeit zu lassen, in der neuen Heimath Euch einzurichten. Aber nach drei Tagen, also am künftigen Freitag, werde ich zu Euch kommen. Versprich mir, daß Du bis dahin keine Besuche in der Stadt machen wirst."

„O, das verbietet sich von selbst," erwiderte Lisbeth, „ich werde alle Hände voll zu thun haben, um auszupacken und einzuräumen, was wir jetzt mitnehmen werden und was Mama schon früher geschickt und Alexander in den Wagenschauer eingeschlossen hat. Aber ich danke Dir von ganzer Seele, mein guter Papa, daß Du schon so bald uns besuchen willst. Was für eine Herzensfreude wird es mir sein, Dich bei uns aufzunehmen!"

„Wirklich?" sprach der Vater, „ist das wahr? Du liebst Deinen alten Papa noch immer ebenso, als da Du keinen Mann hattest?"

„Ja wohl, Papa, ist denn ein Menschenherz so eng, daß *eine* Liebe die andere hinauszutreiben gezwungen ist? Ich denke im Gegentheil, eine Liebe unterstützt die andere!"

„Nun, mein Kind, auch ich liebe Dich sehr und werde es Dir immer beweisen."

Der Abschied der Scheidenden von den Zurückbleibenden wurde schon durch das Versprechen des Vaters er-

leichtert, aber auch die Mama versprach, mit erster Schlittenbahn die Kinder zu besuchen und alle Geschwister mitzubringen.

XI.

Mit seiner gewohnten Pünktlichkeit erschien Reiberg am vorausbestimmten Tage in W. Am Freitag gegen 10 Uhr Vormittags fuhr ein stattliches Gespann an Doctor Warlich's Treppe vor. Es war eine ganz neue, gelb bemalte Kalesche mit rothen Rädern. Das Riemen- und Lederzeug mit seinen Metallspangen blitzte in der Sonne vor Neuheit. Kaum hatte der Kutscher angehalten, so stand Lisbeth auf der Treppe. „Willkommen, willkommen, Papa," rief sie, „wie schön, daß Du da bist! Ach und was für eine prächtige neue Kalesche Du hast! Das sind ja auch die jungen Pferde, die im Frühling eingefahren wurden. Guten Morgen, Jürri," wandte sie sich jetzt zu dem jungen Kerl, der, vom Stallknecht zum Kutscher avancirt, eben vom Bock stieg. „Wie geht die Hand?"*)

„Immer durch den Aermel in den Handschuh hinein," antwortete Jürri, und sie ließ sich herab, über diesen stehenden estnischen Witz zu lachen. „Nun, fahr nur in den Hof," fuhr sie fort, „da findest Du Stall und Wagenschauer; nimm den Zuber aus dem Stall, pumpe Wasser hinein aus dem Brunnen, rufe die Köchin und stelle das Wasser in die Küche, damit es nicht zu kalt ist, wenn Du die Pferde später tränkst." — „Aber nicht eher, bis sie ganz abgekühlt sind, hörst Du?" setzte Reiberg hinzu.

„O, was werde ich denn des Herrn junge Pferde verderben," äußerte Jürri mit beleidigtem Kutscherstolz, „ich fahre ja nicht zum ersten Mal."

„Nun, komm herein, lieber Papa," sprach jetzt Lisbeth, den Vater umarmend und küssend, „sieh Dir einmal unsere Wohnung an."

Der Vater trat ein, legte die Reisekleider ab, und

*) So drückt der Este die Frage aus: Wie geht es Dir?

Lisbeth führte ihn durch das Vorzimmer in ein großes, freundliches Gemach, dessen mit hübschen Blattpflanzen besetzte Fenster auf die Straße hinausgingen. Die Möbel schienen neu und auf dem blank gestrichenen Fußboden war kein Stäubchen zu sehen.

„Das ist unser Empfangszimmer", sagte Lisbeth.

„Nun, das ist ja ganz hübsch", meinte der Vater.

„Es wird noch viel hübscher werden", versicherte Lisbeth, „wenn ich erst Zeit gefunden habe, die Gardinen aufzuhängen."

„Die Möbel sehen ganz neu aus."

„Ja, Alexander hat sie aufpoliren und die Fußböden neu streichen lassen, da er noch allein war."

„Ja, aber sie sind noch nicht bezahlt."

„Sie sind bezahlt! O, wie schlecht ich bin! Ich habe Dir noch nicht gedankt für die fünfhundert Rubel. Als Mama mir sie einen Augenblick vor der Abreise einhändigte, war mir so beklommen zu Muthe beim Abschied aus dem Vaterhause, daß ich an das Geld nicht dachte. Erst als ich hier ankam, freute ich mich darüber und ging gleich darauf zum Pastor, einem Verwandten der Wittwe, von der wir die Möbel und die Wohnung bekommen haben, übergab ihm, gegen einen Empfangschein, vierhundert Rubel, die er ihr zu überschicken versprach, und da Sascha ihr schon früher hundert Rubel gegeben hatte, so sind jetzt die Möbel und die halbe Miethe bezahlt. Außerdem habe ich noch hundert Rubel übrig, wovon ich aber noch nichts verbraucht habe. Denke Dir nur, wie gut Mama ist! Wir hatten ja eine sehr große Postbritschke zur Reise hierher; die war vorn vollgepackt mit tausend Dingen. Obenauf thronte der Carton mit Zenaidens Visitenkleide. Hinten in der Britschke war nur Platz für uns selbst übrig gelassen. Da hinein hatte Mama zwei aus Brettern zusammengeschlagene Kisten stellen und mit Kissen belegen lassen, damit wir bequem darauf sitzen könnten. Sie sagte mir, ich möchte sie hier aufschlagen lassen, und als ich das that, fand ich darin alle mög-

lichen Provisionen, so daß ich fast nichts zu kaufen brauche."

„— Ach, da fällt mir ein, laß doch unter dem Sitz der Kalesche einige Säcke herausnehmen, Mama hat Dir getrocknetes Gemüse geschickt."

„O, die gute Mama, o Du guter Papa, danke, danke, liebe Eltern!"

„— Die fünfhundert Rubel hat Mama Dir von ihrem Eigenen gegeben, dafür brauchst Du mir nicht zu danken."

„O, das ist alles Eins, Mama oder Papa, da ist kein Unterschied. Beide sind so lieb und gut!"

Lisbeth zeigte dem Vater noch das Schlaf- und Speisezimmer, sowie das Cabinet ihres Mannes, an welchen Gemächern auch nichts auszusetzen war, und führte ihn zuletzt über einen Corridor in ein gemüthliches Stübchen, das in einen, freilich jetzt öden Garten sah. „Das ist Dein Zimmer, hier ist Dein Reisesack und alles Nöthige für die Toilette. Wenn Du Dich nach der Fahrt, die Dich doch Deine Nachtruhe gekostet hat, etwas hinlegen willst, so wird Dich hier kein Geräusch stören. Aber erst mußt Du frühstücken. Wir essen um vier zu Mittag, denn Alexander macht seine Praxis so viel wie möglich Vormittags ab und mußte auch heute zu einem Patienten fahren. Aber wenn Du früher zu essen wünschest, so werde ich es so einrichten."

„O nein, wenn ich jetzt frühstücke, kann ich sehr gut bis vier Uhr warten."

„Nun, dann wird auch Sascha wieder hier sein."

Lisbeth ließ den Vater allein, der sich umkleidete, frühstückte und in seinem stillen, etwas verdunkelten Zimmer auf's Bett legte.

Aber die vielen Gedanken, die sein Gehirn durchkreuzten, ließen ihn nicht einschlafen. Lieschen, dachte er, scheint es hier gut zu haben! Ja, ja, Gott sei gelobt, sie ist glücklich! Sie ist so glücklich, daß sie nichts weiter braucht, auch mich und mein Geld nicht, das ist

nicht schwer zu sehen! — Nun möchte ich aber auch wissen, für wen man da arbeitet, für wen man sich plagt. Ist es nicht für die Kinder? Ja wohl, für wen anders? Und wenn sie dann groß geworden sind und man seine Lust an ihnen sieht, so verlassen sie Vater und Mutter und wollen nichts mehr von ihnen haben. Wozu lebt man aber denn nun in der Welt, wofür existirt man? Er grübelte noch ein wenig nach über den menschlichen Lebenszweck, aber das war ihm eine so ungewohnte und unangenehme Beschäftigung, daß er aufstand, denn aller Schlaf war ihm vergangen. Er zog den Vorhang von dem Fenster weg, setzte sich an den Tisch, auf welchen Lisbeth vorsorglich Schreibmaterialien gelegt hatte, und gönnte sich das Vergnügen, wieder einmal die Ergebnisse der diesjährigen Ernte zu berechnen. „Ja," sagte er, im Selbstgespräch befriedigt die Feder aus der Hand legend, eine vortreffliche Ernte, vielleicht die beste in ganz Wierland. Ich kann den Kindern recht gut Viertausend geben, das wird mir nichts ausmachen! Aber sie wollen es ja nicht haben, die einfältigen Geschöpfe. Die Mutter hat ihnen ganz gewiß gesagt, unter welchen Bedingungen sie ihren Theil bekommen sollen, aber sie thun es nun einmal nicht! Solche Anfänger und so patzig!" Er seufzte und ging im Zimmer auf und ab. „Nun, ich kann ihnen mein Geld ja im Testament vermachen oder es ihren Kindern hinterlassen." — Er setzte sich wieder und dachte nach. — „Nein, das geht auch nicht, ich halte es für unrecht, dann würde ich wieder so etwas wie ein böses Gewissen haben."

Seine Gedanken wurden ihm zuletzt so lästig, daß er, um sich zu zerstreuen, wieder in's Empfangszimmer trat. Dort war indeß Niemand, und so ging er in den Hof, um nach den Pferden zu sehen, bei denen er Alles in Ordnung fand. Gähnend kehrte er wieder in's Zimmer zurück, fand eine Zeitung und setzte sich hin, sie zu lesen.

Nach einiger Zeit kam Lisbeth aus der Küche zu ihm

und gab ihm eine umfängliche Beschreibung der kurzen Reise von Hause bis nach W. Auch in der Stadt hatte sie schon manches Erzählenswerthe bemerkt, und so verging die Zeit unter angenehmem Geplauder, bis Warlich, bald nach drei Uhr, wieder bei sich zu Hause eintraf. Er war sehr erfreut, den Schwiegervater vorzufinden, zeigte sich als der zuvorkommendste Wirth und in seinem eigenen Hause voll ungezwungener Bonhommie und guter Laune. Lisbeth bewirthete die Männer mit einem wohlschmeckenden Mittagsessen, dann machte Reiberg eine lange Siesta und der Abend verging im Gespräch. Aber Reiberg war still und einsilbig, schien sich nicht ganz behaglich, sondern etwas gedrückt zu fühlen, und ging schon bald nach zehn Uhr zu Bette.

„Was mag Deinem Vater nur fehlen?" äußerte Warlich zu seiner Frau: „Er ist hier gar nicht so gut aufgelegt und frei in seinem Betragen, wie zu Hause. Sollte es ihm bei uns nicht gefallen?"

„O nein, es gefällt ihm hier sehr gut, das hat er mir gesagt. Was ihn drückt, ist etwas ganz Anderes."

„Nun, und was ist es?"

„Zenaide sagte mir einen Augenblick vor ihrer Abreise in's Ohr: „Dein Papa hat mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraut, daß er Dir eine Kalesche schenken wird. Sie ist schon fertig. Aber verrathe mich ja gegen Niemand!" — Nun, diese Kalesche ist dieselbe, die er hierher mitgebracht hat und uns nun doch nicht geben kann."

„Aber warum denn nicht?"

„Ich habe Dir ja doch erzählt, daß er am Abend unseres Verlobungstages gegen Mama feierlich, mit Hinzufügung eines Schwurs betheuert hat, er würde uns bei unserer Verheirathung nichts zu meiner Aussteuer geben, wenn wir ihn nicht darum bäten."

„Aber ein Gelöbniß, das man nur sich selbst geleistet hat, kann man doch in jedem Augenblick zurücknehmen."

„Nicht Papa! Er hat eine so übertriebene Vor-

stellung von den Pflichten der Rechtschaffenheit, daß er auch ein auf diese Weise gegebenes Wort nicht zurücknehmen wird. Also kann auch dem armen Papa nicht geholfen werden. Du wirst ihn um nichts bitten, und auch ich habe versprochen, ebenso zu verfahren."

„Du wünschest aber jetzt wohl, daß ich Dir Dein Versprechen zurückgebe?"

„Das hängt ganz von Dir ab. Willst Du es aber thun, so werde ich meine Bitte bei Papa nur in Deiner Gegenwart anbringen, damit Du siehst, daß ich Dich dabei nicht compromittire. Du brauchst mir dann nur auf irgend eine Weise zu telegraphiren, wenn Du den Augenblick dazu für passend hältst."

„O, Du hast an Deinen eigenen Augen die besten Telegraphen; einer Deiner ausdrucksvollen Blicke wird sehr schnell Antwort von mir holen."

„Ja, und ich bitte Dich, denke deswegen auch nicht geringer von Papa! Er hat nun einmal solch ganz besondere Ideen von der Rechtschaffenheit und vom Worthalten."

Das ist die Ansicht einer guten Tochter, wie meine Lisbeth ist, dachte Warlich. Was sie für Rechtschaffenheit hält, ist eigentlich nur Stolz und Eigensinn. Doch nicht meine Sache ist es, ihr die Augen zu öffnen.

Am andern Tage war Reiberg früh auf, und langweilte sich in seinem Zimmer, bis er etwas Geräusch hörte. Er trat in's Speisezimmer und fand Lisbeth beschäftigt, den Kaffee zu bereiten. „Guten Morgen, Papa," sagte sie, „hast Du gut geschlafen?"

„Nicht besonders, ich wachte oft auf."

„O, war das Bett unbequem?"

„Im Gegentheil, sehr bequem, darin lag die Ursache nicht, sondern es kommt daher, daß ich hier nichts zu thun habe, woran ich gar nicht gewohnt bin. Ich werde also auch am Besten thun, heute Abend wieder nach Hause zu fahren."

„Nein, Papa, daraus wird nichts, wir werden Dich nicht fortlassen. Heute bleibt Alexander ganz zu Hause,

er wird Dich in der Stadt herumführen, auch hier ist einiges Alterthümliche und Merkwürdige zu sehen. Dann ist hier ein Herrenclub. Vielleicht lernst Du dort Jemand kennen, der Dir gefällt, und ladest ihn dann zum Abend zu uns ein?"

„Nein, nein, das thue ich nicht. Warum sollte ich das? Es ist ja genug, daß ich Eure Wohnung und Einrichtung gesehen habe, daß ich weiß, Ihr seid glücklich und braucht" . . .

„Sprich doch nicht so, Papa; Kinder brauchen ihre Eltern immer, ihr Besuch ist für sie ein Fest, das nicht so schnell abgebrochen werden darf. Da kommt Sascha, er denkt ebenso." Natürlich bekräftigte Warlich die Worte seiner Frau, und es gelang, den Papa etwas aufzumuntern. Später traten die Herren einen Spaziergang an, besahen die wenigen Merkwürdigkeiten der Stadt, frühstückten im Club und kamen schon um drei Uhr nach Hause, da man Reiberg zu Gefallen etwas früher zu Mittag aß.

Gegen das Ende der Mahlzeit fragte Lisbeth, um ein neues Gespräch in Gang zu bringen:

„Ach, Papa, hast Du nichts von der gräflichen Familie B. gehört, mit der wir dann und wann in der Kirche zusammen kamen. Die schöne junge Gräfin war ja Braut, ist sie jetzt verheirathet?"

„Nein, die Partie ist zurückgegangen und die Familie wird nicht, wie gewöhnlich, den Winter in Petersburg zubringen, sondern ist in's Ausland gereist."

„Wodurch ist denn die Heirath zurückgegangen?"

„Der Bräutigam hat wenig Vermögen und dient bei der Garde. Er glaubte eine reiche Heirath zu machen, aber da er erfuhr, daß die Aussteuer viel geringer war, als er gehofft hatte, so trat er zurück."

„O, wie häßlich!"

„Warum häßlich? Diese beiden Verlobten, von hoher Geburt, an vielen Aufwand und reiche Mittel gewöhnt, durch ihren Verwandtschafts- und Umgangskreis gezwungen, ein Haus zu machen, hätten mit einem be-

schränkten Einkommen unmöglich auskommen können. Er hätte durch diese Heirath sich und seine Gemahlin in's Unglück gestürzt und ihren Kindern das traurigste Schicksal bereitet. Er konnte seinen Dienst, das einzige Mittel seines Fortkommens und Avancements, nicht aufgeben: — so gab er die Braut auf, und that wohl daran."

„Aber dann hat er sie nicht geliebt, sonst hätte er lieber Alles versucht, um sich von diesem schönen, liebenswürdigen Mädchen nicht zu trennen."

„Du kannst über diese Verhältnisse nicht recht urtheilen, liebes Frauchen", sagte Warlich. „In der großen Welt werden fast alle Ehen aus Speculation geschlossen. Die vornehmen jungen Leute vergeuden, von frühen Jahren an, oft ihr Vermögen, noch öfter ihre Herzensenergie in allerlei Liebschaften und Schwelgereien. Ihre Erziehung macht sie meist unfähig zum Broderwerb und so bleibt ihnen, wenn ihnen kein Vermögen zugefallen ist, nichts übrig, als nach reichen Bräuten zu jagen. — Wir freilich können Gott danken, daß wir unter anderen Bedingungen aufgewachsen und von Kindheit auf zur Arbeit erzogen sind, und alle solche jämmerlichen Berechnungen nicht brauchen."

„Nun", sagte Reiberg, „jämmerliche Berechnung kann man das denn doch nicht nennen, wenn ein Anfänger, der sein Haus gründet, dabei auch an die Mitgift seiner Braut denkt. Dabei kann er sie doch immer lieben, aber bei gesitteten Völkern bringt es die Lage der Dinge mit sich, daß nicht blos der Mann, sondern auch die Frau zum Aufbau des Hausstandes beiträgt. Ich las in früheren Zeiten gern Reisebeschreibungen und sah daraus, daß manche Männer bei wilden und halbwilden Völkern ihre Weiber rauben, die meisten aber dieselben von deren Eltern kaufen. Natürlich wird das Weib dann nur ein Lastthier und eine Sklavin. Man erlebt ja so etwas auch manchmal in der Christenheit. Mancher Mann ist uneigennützig, er verliebt sich und nimmt seine Frau ohne Aussteuer. Aber wie geht es

nachher? Die Frau muß kochen, waschen, die Kinder säugen, warten, unterrichten, für sie und den Mann nähen und stricken. Manchmal *kann* der Mann ihr schweres Leben nicht erleichtern, manchmal *will* er es auch nicht. Wenn er seine Berufsgeschäfte beendigt hat, sucht er Erholung im Club, in Gesellschaft, im Theater. Die Frau aber kann von ihrer Arbeit im Hause niemals abkommen. Ist es da nun nicht besser, bei der Heirath sich für die Frau eine Mitgift auszubitten und sie dann sich an die Seite zu stellen als seinesgleichen, sie auch an den Annehmlichkeiten theilnehmen zu lassen, die man selbst genießt? — Es ist die Pflicht eines Vaters, wenn er die Mittel dazu hat, seine Tochter auszusteuern. Aber er ist auch eines guten Wortes, einer freundlichen Bitte von seinen Kindern werth. Denn was er ihnen giebt, hat er doch im Schweiße seines Angesichts erworben und erspart. Was soll so ein armer Vater von seinen Kindern denken, die ihm aus Stolz und Eigensinn ihre Wünsche und Bedürfnisse nicht gestehen wollen? Muß er nicht denken, daß sie gar kein Zutrauen zu ihm haben, daß sie ihn für geizig und lieblos halten, mit einem Worte, daß sie ihn nicht achten und lieben! Es ist, als ob auf ihrem Gesichte geschrieben stünde: Geh, Papa, wir brauchen Dich nicht und brauchen auch Dein Geld nicht!"

Reiberg's Stimme schwankte, seine Lippen zuckten. Lisbeth sah auf seinem Gesichte einen so bitter traurigen Ausdruck, daß es sie im Innersten schmerzte. Sie warf ihrem Manne mit ihren Augen eine telegraphische Anfrage zu. Er nickte und sie wandte sich zu ihrem Vater mit den Worten: „Wenn Du so sprichst, Papa, so will ich doch eine Gewissensfrage an Dich thun."

„Frag' nur zu!"

„Gesetzt, ein Vater liebt seine Tochter und sie ihn auch, von Herzen. Er will sie aber auf die Probe stellen, ob ihr mehr an seinen Gaben oder an seiner Zuneigung gelegen ist, und stellt sich, als wolle er sie aus seinem Hause in das Heim, das ein geliebter Mann

ihr bietet, ohne ein Geschenk seiner Vaterhand entlassen. Er sieht indeß deutlich, daß sie nichts von ihm verlangt, als seine Liebe. Sie aber sieht ebenso deutlich, daß ihr Vater das heißeste Verlangen hat, sie zu beschenken, und nur die leiseste Bitte von ihr erwartet, um ihr zu geben, was sie wünscht. Wird er ihr nun böse sein, wenn sie ihm ihre Wünsche ausspricht?"

„— Böse sein? — Gewiß nicht! Dankbar sein, paßt besser."

„Nun denn, Papa, Du hast eine so schöne Kalesche mitgebracht, willst Du sie mir nicht schenken?"

„Natürlich will ich sie Dir schenken, ich habe sie ja für Dich bestellt, schon vor drei Monaten."

„Und nichts davon gesagt?"

„Weil Du nichts sagtest. Aber, Du närrisches Ding," fuhr er fort, „seine Tochter, die an seinem Halse hing, etwas zurückschiebend, was willst Du denn mit der Kalesche machen, wenn Du keine Pferde hast?"

„Nun, die Pferde giebst Du uns auch, das versteht sich von selbst."

„Freilich, freilich! Sie gehören jetzt Dir, Du hast sie ja aufwachsen sehen."

„Ach ja, die allerliebsten Fohlen gefielen mir immer so sehr, ich habe mir oft den Zucker vom Thee und Kaffee abgeknappt, um sie zu tractiren."

„Die Geschirre sind auch neu und gut, und Jürri bleibt bei Euch, er ist ein ordentlicher Mensch. Seinen Lohn auf sechs Monate habe ich seinem Vater vorausgegeben, dem noch etwas Geld an dem Sümmchen fehlte, wofür er sich ein Stück Feld kaufen wollte. Ihr könnt dem Jürri dann und wann ein Douceur geben, wenn er sich gut führt, aber laßt ihn nur tüchtig arbeiten, er hat auch das Tischlerhandwerk gelernt. Aber jetzt hast Du mich genug geküßt, Lisbeth, setze Dich nur wieder hin," und sich an seinen Schwiegersohn wendend, der ihm seinen warmen Dank ausgesprochen hatte, sagte er, auf Lisbeth zeigend: „Sehen Sie dieses junge Frauenzimmer an. Hat sie nicht eine fein geschliffene Zunge? Nehmen Sie sich in

Acht vor ihr; sie wird Sie zu manchen Dingen bereden, an die Sie sonst nicht gedacht hätten."

„Nun, mit Lieschens Beredtsamkeit nehme ich es noch auf," antwortete Warlich lächelnd. „Aber es ist leicht, gut zu sprechen, wenn man mit einem Vater spricht."

„Und können Sie denn jetzt nicht auch so mit mir sprechen? Sind Sie nicht mein Sohn, da Sie doch meiner Tochter Mann sind. Oder wollen Sie mein Sohn nicht sein? Das würde mir weh thun, denn ich will gern Ihr Vater sein."

Reiberg sah den Schwiegersohn mit einem Blicke an, der alles seinem Schwiegervater Widerstrebende in einem Augenblicke aus seinem Herzen löschte.

„O, einem Vater," sagte er, „kann man auch seinen geheimsten Gedanken gestehen, und ich kann jetzt auch sprechen, wie Lieschen. Nun Papa, nehmen Sie an, ein junger Mann hat lange ein Mädchen geliebt, und nicht gehofft, es zu besitzen. Nun aber fügen es die Umstände so glücklich, daß sie doch die Seine wird. Kann er, nachdem ihre Eltern ihm eine so unschätzbare und unverdiente Gabe geschenkt haben, noch Geld und Gut dazu von ihnen verlangen? Nun aber bedenkt er, daß er bei größeren Mitteln seiner Geliebten mehr Blumen in ihr junges Leben flechten kann und sieht bei ihrem, jetzt auch seinem Vater die größte Bereitwilligkeit, seinen Wünschen zuvorzukommen, und spricht zu ihm: Lieber Vater, gieb uns eine kleine Zulage zu unserm Einkommen, so viel Du selbst willst, jede Kleinigkeit wird uns als Beweis Deiner Liebe willkommen sein. Was meinen Sie, Papa, wird sein Schwiegervater das übel nehmen?"

„Durchaus nicht, aber er wird sein Taschenbuch herausnehmen." Das that Reiberg und zog aus diesem Behälter Werthpapiere und Banknoten hervor. „Sehen Sie, lieber Sohn, da ich dieses Jahr eine gute Ernte gehabt habe, so bestimmte ich zur Mitgabe meiner Tochter viertausend Rubel. Pferde und Equipage schlage ich auf tausendfünfhundert Rubel an. Hier haben Sie also noch zweitausendfünfhundert Rubel in sicheren Werth-

papieren und einige Banknoten, um den nominellen auf den reellen Werth zu bringen."

Er schob dem Schwiegersohn das Geld zu, dieser dankte mit warmer Herzlichkeit, und legte den Packen seiner Frau in die Hand. „Da hast Du, mein Schatz," sagte er, „verwahre das sorgfältig."

„Was Sie jetzt thun," sagte Reiberg lächelnd, „das dürfte man nicht mit jedem Frauenzimmer wagen. Aber unser Lieschen ist vernünftig und versteht sich auf solche Papiere. Es war mir immer verdrießlich, daß meine Frau von Geldsachen nichts verstand und verstehen wollte, und so lehrte ich es Lieschen. Sie weiß auch, wie ein Wechsel geschrieben und wodurch er ungiltig wird. Auch eine Frau muß ihr Eigenthum vor Betrügern zu schützen verstehen. Nun, Lieschen, zähle doch nach!"

Das that Lieschen und rief: „Natürlich ist es richtig. Hurrah! jetzt sind wir reich! Und das Beste dabei ist doch, daß Papa uns das aus bloßer Liebe geschenkt hat, denn sonst hätte er es ja nicht nöthig gehabt."

Aber das hieß den Vater wider sein Haar streicheln. „Was Liebe!" rief er, „ich habe es gethan, weil es Recht und Pflicht war. Was ist denn Eure Liebe werth? Heute liebt man, morgen wird man gleichgiltig, übermorgen haßt man sich gar. Auf Liebe kann man Nichts bauen, auf Recht Alles.

Durch Pflicht und Recht besteht die Welt,
Wenn Macht und Ruhm zusammenfällt!
In Sturm und Flammen siegt das Recht,
Das schwache menschliche Geschlecht
Wird stark, wenn es auf Pflicht sich stützt,
Wird vor dem Fall durch Recht beschützt."

So sprach Reiberg mit gehobener Stimme, und in seinem Enthusiasmus stampfte er so herzhaft auf den blanken Fußboden, daß die Köpfe der Nägel an seinen Stiefeln den jungen Eheleuten zum Andenken ein paar kleine Gruben zurückließen.

„Hast Du das jetzt gleich improvisirt, Papa,?" fragte Lieschen.

„Nein, schon lange früher, es war ja immer meine Ueberzeugung."

„Fiat justitia, pereat mundus!" sagte Warlich.

„Ja, ja, das verstehe ich, das haben die Römer gesagt, ein kluges, ein sehr kluges Volk!"

„Sie haben aber auch gesagt: Summum jus, summa injuria."

„Nun, das verstehe ich nicht, das geht mich auch nichts an."

Reiberg war jetzt wie ausgetauscht, er hatte sein selbstbewußtes, zuversichtliches Wesen wiedererlangt, war munter und wohl aufgelegt, ließ sich von seinen Kindern überreden, bis zum folgenden Tage bei ihnen zu bleiben, und bat nur, sie möchten keine Gäste einladen. Das war bei diesen jetzt so einträchtig verbundenen Menschen auch durchaus nicht nöthig. Der Abend schien zu kurz für die tausend Mittheilungen, die sie einander zu machen hatten. Reiberg ging in sehr befriedigter Stimmung zu Bett. Er überredete sich, durch das Recht gesiegt zu haben, und gestand sich nicht, daß er vielmehr durch die Liebe besiegt worden war.

Tempi passati.

Erzählung

von

Olle Ohm.

. . . . . Es wiederholt die Klage
Des Lebens labyrinthisch irren Lauf,
Und nennt die Guten, die um schöne Stunden
Vom Glück getäuscht, vor mir dahingeschwunden.

Warum drängen sich mir diese schwermüthigen Worte aus der Zueignung des Goethe'schen Faust eben auf, während ich beide Fensterflügel meines Zimmers öffne und den wundervollen Mai hereinlasse mit seiner Sonne, seinen linden Lüften und harzigen Knospendüften? Alles lebt und grünt und klingt ja draußen in Tante Friederikens altem Garten, wie alle Jahre; Alles jubelt und frohlockt, als sollte die Freude nie ein Ende nehmen. Die alte weißstämmige Birke hat ihr frisches grünes Kraushaar köstlich parfümirt, um das Pfingstfest würdig zu empfangen, Apfel- und Kirschbäume wetteifern in festlichem Brautschmucke; die Apfelblüthen haben sich etwas verspätet und drücken sich nun hold erröthend vor Hast und Scham so dicht an einander, daß Einem schier bange wird vor der Last der Früchte, die sie bringen müssen. Die Blüthenrispen des spanischen Flieders unter dem Fenster schwellen sichtbar und färben sich unter den intensiven Strahlen der Sonne stündlich in hellere Schattirung, links und rechts vom schnurgeraden Wege, der hinab zur Laube führt, prangen altmodische Aurikeln, Tulpen, Narzissen, und hier neben mir, im uralten, lederbezogenen Lehnstuhle sitzt eine gleichfalls altmodische Frau, meine Tante Friederike, unvergäng-

lichen Frühling und unvergänglichen Frieden in dem lieben Gesichte.

Alles wie sonst, Alles hier um mich wie einst vor vielen, vielen Jahren. Warum wird mir denn plötzlich so weh um's Herz, während ich hinausschaue in dieses Wachsen und Treiben, dieses Klingen und Singen? Warum drängt sich mein grämlicher Pessimismus zwischen die Lebenshoffnungen der erwachten Natur und flüstert voll Bitterkeit: Der Frühling verklingt, die Blumen welken, der Blüthenschnee rieselt zur Erde und hält nicht, was er verspricht?

Das macht, weil einer von den warmen Sonnenstrahlen, die eben in das Zimmer dringen, wie ich, das Fenster öffnend, die grünen Vorhänge zurückschiebe, blendend auf ein altes Bild fällt. Was sagt uns solch' ein altes Bild nicht Alles, zumal, wenn unser Auge nicht abgestumpft ist durch lange Gewohnheit! Ist dies der Fall, dann freilich gehen wir oft achtlos daran vorüber, wie wir achtlos und scheinbar lieblos neben theuren Menschen dahinleben, bis ein leer gewordener Platz in Herz und Haus uns schmerzlich daran erinnert, was wir einst besessen. Aber das liebe alte Bild hängt erst seit wenigen Tagen über meinem Schreibtische, nicht als mein unbestrittenes Eigenthum, sondern als Vermächtniß eines Todten, das in andere, in liebere Hände übergehen soll als die meinigen. Ob sie wohl je kommen werden, es zu holen, diese lieben Hände? Ob wohl noch je andere Augen, als die meinigen, mit heißer Wehmuth in dieses liebliche Kindergesicht blicken und der Jahre gedenken werden, die nicht mehr sind, des Lenzes, dessen Sang und Klang so jäh verstummte, der reichen Lebenshoffnungen, die vom Sturme verweht wurden?

Ein unbekannter Künstler hat das Bild gemalt, aber ein wirklicher Künstler von Gottes Gnaden, das sieht man bei dem ersten Blicke auf das lebensgroße Oelgemälde, oder richtiger, man fühlt es mit dem Herzen, auch wenn man gar nicht Kunstkenner ist. Nur ein wirklicher Künstler konnte in dem noch unentwickelten

Kindergesichtchen mit prophetischen Augen ein ganzes tragisches Menschenschicksal lesen und es hineinlegen in Mund und Augen, daß es Einen überkommt wie tiefes Mitleid, wie unsagbare Trauer, wenn man davor steht, je länger, je mehr.

Aus dem frühlingsfrischen Hintergrunde der gemischten Baumgruppe heben sich, sonnenhell und sonnenwarm, zwei Kindergestalten hervor, so lebensfroh, so anmuthig, daß man ihnen unwillkürlich beide Arme entgegenstreckt und ausruft: „Ihr lieben, herzigen Kinder!“ Es ist ein Geschwisterpaar, Bruder und Schwester, beide in dem Alter, in welchem man bei lieblichen Kindern noch nach den Engelsflügeln sucht und auf den kleinen Köpfen das Flachs- oder Goldhaar liebt, dem meist erst spätere Jahre eine dunklere Färbung geben. Sie sitzen beide dicht nebeneinander auf einem niedrigen Gartenbänkchen unter alten Linden, deren junges Laub noch nicht dicht genug ist, die Sonnenstrahlen abzuhalten. Ein weißes Mullkleidchen umspannt knapp die kindliche Taille des Mädchens und fällt in reichen Falten bis auf den Rand des Bildes. Die entblößten Schultern und Arme schimmern so rosig, daß es begreiflich ist, wie ein kleiner Birkenweißling das Grübchen im Ellenbogen für einen Rosenkelch gehalten und sich hineingesetzt hat. Mit dem Fingerchen auf den Falter weisend, schaut die Kleine froh entzückt auf das Brüderchen, und es ist, als töne es von den halbgeöffneten erdbeerrothen Lippen leise und aufgeregt: „Lieb' Brüderchen, guck geschwind, ehe das dumme Ding fortfliegt.“ Aber das kleinere Brüderchen daneben sieht weder Schwester noch Schmetterling, es sieht aber auch das Bilderbuch nicht, das offen auf seinen Knien liegt. Die eine Hand ruht leicht darauf, während die andere das runde Kinn stützt, und die großen, dunkelgrauen Augen sind wie in gedankenvollem Schauen in die Ferne gerichtet, als sähen sie dort ein anderes, ungleich schöneres, anderen Menschenaugen unsichtbares Bild, und der wehmüthig süße Mund lächelt leise zu dem Unsichtbaren, was die Augen schauen, zu den noch unbewußten Träumen des kleinen Herzens.

Es sind nun fast dreißig Jahre her, daß ich diese Augen zum ersten Male sah, erst im Bilde und dann in Wirklichkeit, in dem Gesichte eines Mannes, der fast noch ein Jüngling war. Das Bild hing damals über dem Schreibtische einer stolzen, unsagbar stolzen Edelfrau. Ja, sie war stolz, die Baronin Brinkendorf, wie nur Eine. Ihre Augen blickten ebenso kalt und stolz, wie die hohen Bogenfenster ihres Schlosses, und ihr Herz öffnete sich ebenso wenig der Liebe für Unebenbürtige, als sich das alte Eichenthor der Einfahrt je einem bürgerlichen Gaste geöffnet hatte. Unnahbar und abweisend war die Haltung dieser hohen Gestalt auch überall außer ihrem eigenen Hause; jede Bewegung, jedes Wort war unbändiger Adelsstolz, dem Alles, was nicht zu der privilegirten Kaste gehörte, nur in dem Maße lebensberechtigt schien, als es dem Dienste dieser Kaste nothwendig war. Nicht mildthätig, aber streng gerecht gegen ihre Untergebenen, gab sie ihnen Alles, was sie für ihre stricte Herrenpflicht hielt, aber ohne ein einziges theilnehmendes Wort, ohne das gütige Lächeln, welches dem Armen die Bitterkeit des Empfangens versüßt. Sie gab wie die Natur, ohne Liebe, aber ebenso wie die Natur rechnete sie nie auf Dank.

Ich begreife eigentlich nicht, wie Tante Friederike und ich, in deren Adern keinenfalls unverfälschtes blaues Blut fließt, wie wir beide in das Schloß kamen. Tante Friederikens Blut war sogar von noch ungemischterer rother Farbe als das meinige, denn sie entstammte ebensowohl als meine Mutter, deren ältere Schwester sie war, einer bürgerlichen Familie, die seit undenklicher Zeit das nahe von Brinkendorf gelegene Rittergütchen Lindenheim in Arrende hatte, welches Herr von Sanden, mein nachheriger Oheim, erst käuflich an sich brachte, als er Tante Friederike heirathete.

Meine Mutter dagegen hatte einen weitläufigen Vetter des Herrn von Sanden, einen Herrn von Wolten geheirathet und war ihrem Manne, der als jüngerer Sohn einer kinderreichen, verarmten Adelsfamilie in einer

Kronsanstalt der Hauptstadt erzogen und später nach Polen übergesiedelt war, um die Administration mehrerer großen Besitzungen des Grafen T.... zu übernehmen, in die neue Heimath gefolgt. Mit der alten Liebe für ihr engeres Vaterland bewahrte sie auch manches alte Vorurtheil zu dessen Gunsten treu in ihrem Herzen und glaubte fest, daß eine richtige deutsche Hausfrau und Familienmutter nur auf baltischem Boden aufwachsen könnte. So ward ich, die Aelteste, denn bereits als zehnjähriges Mädchen zur Erziehung in die Ostseeprovinzen geschickt, aber nicht in eine bürgerliche Pension, wie meine Mutter gewollt hatte, sondern, aus Rücksicht auf die Wünsche meines Vaters, in ein adliges Fräuleinstift, und verbrachte meine Ferien zumeist bei Tante Friederike. Erst nach vollendeter Erziehung war ich zu meinen Eltern nach Polen zurückgekehrt, um nun meinerseits, im Vereine mit einer erfahrenen deutschen Lehrerin, den Unterricht meiner jüngeren Geschwister in „deutschem Geiste" zu übernehmen. Da aber waren Tante Friederiken, nachdem ihre einzige Tochter eben in die Fremde verheirathet worden war, beide Söhne in kurzer Aufeinanderfolge gestorben, und aus ihren stillresignirten Briefen klang so tiefes Herzweh, so heiße, wenn auch unausgesprochene Sehnsucht nach mir, daß es mich nicht zu Hause hielt. Die elterliche Heimath war ja so voll froher Herzen, die alle eng zu einander gehörten und keine bittere Trennung durch Leben oder Tod erfahren hatten. Die Glücklichen, sie würden mich nicht vermissen, die ich ja bereits seit Jahren aus ihrem Kreise geschieden war, und deren leer gewordenen Platz liebe kleine Schwestern bald ausgefüllt hatten. Dort aber, in der zweiten, in der baltischen Heimath, in dem Hause, das mir seit vielen, vielen Jahren ein zweites theures Elternhaus geworden, in dem Herzen, das, so lange ich zurückdenken konnte, mit warmer Mutterliebe für mich geschlagen, war der erbarmungslose Tod eingekehrt und hatte eine alternde Frau einsam, ach, so einsam zurückgelassen!

Ich wußte, Tante Friederike hatte ein starkes Herz; ich wußte, sie würde nicht zusammenbrechen unter den Schlägen des Schicksals, sich nicht erbittert und verhärtet zurückziehen von den Menschen. Ihre Natur war so ganz Liebe und Selbstverleugnung, daß sie aufgehen würde in treuer, rastloser Arbeit und Sorge für Andere, so lange es noch auf Erden Arme gab, die ihrer Hilfe bedurften, Unglückliche, denen ihre Liebe Trost war.

Aber auch starke Herzen haben ihre schwachen Stunden, in denen der eigene Schmerz trostlos, die eigene Vereinsamung unausfüllbar durch alle Arbeit, das eigene Leben unerträglich scheint. In solchen Stunden mußte ich bei ihr sein, wenn auch nur so, daß sie meine Nähe, meine Liebe fühlte.

Mein Vater schüttelte mißbilligend den Kopf zu meinem Entschlusse; der energische, lebensheitere Mann, dessen eigenes Leben so reich und voll war, konnte sich nicht hineindenken in fremde Leere; meine Mutter aber küßte mich unter Thränen, sie verstand mich und war opferfreudig wie alle wahrhaften Frauen; meine kleinen Schwestern aber trösteten sich leicht mit meinen mancherlei begehrenswerthen Habseligkeiten, die ich großmüthig unter sie vertheilte. Ich konnte leichten Herzens ziehen. Die deutsche Lehrerin aus unsern Ostseeprovinzen hatte bei ihrem ersten Eintritte in unser Haus Aller Herzen im Sturm gewonnen, sie war alsbald die rechte Hand meiner Mutter geworden und berechtigte diese zu der tröstlichen Hoffnung, daß die junge Generation der von Wolten auch unter polnischen Verhältnissen in deutschem Geiste erzogen werden würde.

So war ich denn wieder bei Tante Friederike. —

„Kitty," sagte Tante Friederike ungefähr eine Woche nach meiner Ankunft, als wir beisammen in der Flachskammer saßen und die Gespinnste sortirten, die morgen zum Weber sollten, „Kitty, wir müssen auf's Schloß."

Ich sah verwundert von meiner Arbeit auf. Was fiel der Tante nur ein? Wir verkehrten ja nie mit der

stolzen Frau. Ich wenigstens nicht. Und auch Tante war, meines Wissens, seit dem Tode des Onkels nicht dagewesen.

„Auf's Schloß, Tantchen? Wozu?"

„Wie Du nur fragen kannst, Kind," sagte Tante Friederike mit sanftem Vorwurfe. „Es sind ja bereits mehrere Wochen her, daß die arme Baronin aus dem Auslande die Nachricht von dem plötzlichen Tode ihrer einzigen Tochter erhielt, welche nach vollendeter Erziehung eine längere Bildungsreise mit der Familie des Grafen Wildershausen unternommen hatte, und mehr als vierzehn Tage, seit der Sarg der Baronesse von Baron Bernhard nach Brinkendorf gebracht wurde, um in der Familiengruft beigesetzt zu werden, und noch immer habe ich der unglücklichen Mutter meinen Beileidsbesuch nicht gemacht. Es liegt mir recht schwer auf dem Gewissen."

„Aber Tante," erwiderte ich, „war sie denn bei Dir, als Dich im letzten Herbste der gleich schwere Schlag traf und noch dazu doppelt?"

Fast bereute ich, an die noch unvernarbte Wunde gerührt zu haben. Es dauerte eine Weile, ehe Tante Friederike antworten konnte. Nicht, als ob der Schmerz um ihre Todten erst durch meine Frage in dem Herzen der alten Frau wachgerufen worden wäre; er war es allezeit, zum Vergessen war dieses Herz zu tief, aber mir schien, als litt sie noch mehr, wenn man davon sprach.

„Du weißt es ja, Kitty, sie geht nirgends hin" sagte sie endlich.

„O doch! Tante, aber nur zu Ihresgleichen, d. h. zu Solchen, welche sie für Ihresgleichen hält," konnte ich mich nicht enthalten, mit einiger Bitterkeit zu bemerken.

„Nein, Kitty, seit dem Tode ihrer Tochter hat sie sich wirklich von Allen zurückgezogen. Sie ist gegen mich sehr freundlich gewesen; ich kann nicht klagen. Uebrigens hat sie mir ja ihre Theilnahme schriftlich ausgedrückt."

„So thue Du dasselbe, Tante."

„Kitty, liebes Kind, ich kann das wirklich nicht," erwiderte mit Ueberzeugung Tante Friederike. „Wenn ich weiß, daß Jemand einen großen Kummer hat, so läßt mir das keine Ruhe bei Tag und Nacht, bis ich nachgesehen, ob ich ihm helfen kann. Ich muß hin, Kitty."

„Und wenn die stolze Frau Dich nun nicht empfängt — was dann?"

„Dann schreibe ich ihr."

„Und wenn ihr Deine Theilnahme überhaupt lästig ist, Du gute Tante?"

„Das kann sie gar nicht sein. Innige, aufrichtige Herzenstheilnahme kann nie lästig sein, Kittychen. Ich werde nicht zudringlich sein, nicht zu trösten versuchen. Ich weiß ja selbst, daß solche Tröstungen einem kranken Herzen Keulenschläge sind, besonders wenn Menschen trösten wollen, die selbst keinen Kummer haben. Aber die Baronin weiß ja, daß Gott mir dasselbe Leid zu tragen gegeben hat, und Unglückliche verstehen sich."

„Aber, Tantchen, wenn sie Dich nun doch nicht versteht? Ihr Stolz ist, fürchte ich, noch größer als ihr Schmerz."

„Dann habe ich gethan, was ich nicht lassen konnte," erwiderte resignirt Tante Friederike. „Und Unrechtes habe ich nicht gewollt."

„Und ich soll mit, Tante?"

„Gewiß, liebes Kind. Du warst ja in dem Stifte mehrere Jahre die Schulkameradin der Baronesse Claudine. Ich weiß nicht, warum ich mir einbilde, daß die Baronin Dich deshalb lieber sehen wird als sonst einen Menschen."

Ich zweifelte stark, aber ich stritt nicht länger.

Am folgenden Tage fuhren wir in des seligen Oheims altem Staatswagen, über dessen Verdeck in der hintersten Ecke der Remise die Spinnen seit Jahren ungestört ihre Netze gesponnen hatten, bei dem schönsten Frühlingswetter nach Schloß Brinkendorf.

Wie mittelalterlicher Geist umwehte es uns, als wir die breite Freitreppe hinanstiegen und in die düstere Halle traten, deren Wände reich decorirt waren mit Hirschgeweihen, Bären- und Elenköpfen, den stolzen Jagdtrophäen der Nimrode des alten Geschlechtes aus einer noch waldreichen, längst vergangenen Periode.

Ein alter, sehr alter Diener, steif und ernst wie die Möbel der Gemächer, durch welche wir dann schritten, führte uns in ein kleines, neben dem großen Speisesaale gelegenes Kaminzimmer. Er werde der gnädigen Frau den Besuch melden, sagte er mit unnachahmlicher Neigung des Kopfes und — wir blieben allein. Draußen schien die helle Junisonne, blühten die Syringen und schmetterte ein lustiger Fink in der alten Buche unter den Fenstern. Drinnen war es todtenstill und grabeskühl. Schwere seidene Vorhänge wehrten den warmen Sonnenstrahlen das Eindringen, dicke Teppiche deckten den Fußboden und dämpften die Tritte, todte Blumen, duftlose Immortellen und trockene Gräser, zierlich zu Sträußen geordnet von Händen, die vielleicht lange im Grabe ruhten oder jetzt selbst so dürre waren, wie die Blumen, die sie einst gepflückt, schmückten die kostbaren Vasen auf dem Kaminsimse; der Zeiger der Stutzuhr dazwischen, deren Gehäuse ein Meisterwerk aus Meißener Porzellan vorstellte, stand stille, Gott weiß, seit wie viel Jahren. Luft, Licht und Leben schienen ausgeschlossen aus diesen Räumen der Vergangenheit. Die Thür des Speisesaales war halb offen. In den vier Ecken standen starr und unbeweglich lebensgroße, eherne Ritter mit Schild und Harnisch, in der ausgestreckten mächtigen Rechten den zwölfarmigen Silberleuchter haltend, dessen halbniedergebrannte Wachskerzen sicher seit Menschengedenken keinem heiteren Mahle mehr geleuchtet hatten, und von dem dunklen Eichengetäfel der Wände schauten die alten Ahnen mit ingrimmiger Verachtung herab auf eine Zeit, die sie nicht mehr verstand und kaum noch duldete. Doch nein, hier in diesem alten Schlosse, welches wie ein steinerner Anachronismus hineinragte in

die neue Zeit, die bereits lange begonnen, den segnenden Pflug zu führen über den Boden feudaler Herrschaft, hier verstand man sie noch, die alten Recken einer entschwundenen Epoche, hier hielt man fest an ihnen und ihrem Vermächtnisse.

Während ich, inmitten dieser mittelalterlichen Atmosphäre, das Wohlbehagen des wirklichen Lebens doppelt vermißte und mich hinaussehnte in die blühende Gegenwart; während meine gute Tante in ihrer Herzenseinfalt überlegte, welchen Ton sie anschlagen, welche Worte sie wählen sollte, um der in ihrem Schmerze noch unnahbaren Baronin auf passende und doch herzliche Weise ihr inniges Mitgefühl auszudrücken, öffnete sich die Thür und sie selbst trat ein, langsam, tief ernst, lautlos, ich möchte fast sagen, bewegungslos, denn Alles an dieser hohen Frauengestalt schien wie aus Stein gehauen, dem bewegten Leben nicht anzugehören.

So trat sie uns entgegen, ohne daß man sie hätte kommen hören, auftreten sehen, so saß sie nach stummem Gruße vor uns im hochlehnigen Sessel, ohne daß ein Muskel ihres schmalen, bleichen Gesichtes, eine Falte ihres schweren Trauerkleides sich bewegt hätte. Nur in den großen stahlfarbenen Augen lag der Schmerz. Aber er klagte nicht, er sprach nicht, er regte sich nicht, er lag da wie versteinert, und neben diesem Schmerze der alte, unbeugsame, unnahbare Stolz, welcher zu sagen schien: „Rührt nicht an mein Herz und mein Leid! Was könnt Ihr davon verstehen, wie Frauen meines Standes empfinden?“ Deshalb kam es mir nicht unerwartet, als sie gleich nach den ersten theilnehmenden Worten Tante Friederikens, deren warmer Herzenston jede Andere wohlthuend berührt hätte, abwehrend sagte: „Lassen wir das — es ist vorbei!“ und dann kalt höflich überging auf die nahe Nachbarschaft und die trotzdem so seltene Gelegenheit, sich zu sehen, auf das herrliche Frühlingswetter und die landwirthschaftlichen Aussichten dieses Jahres. Meine Tante bat, mich vorstellend, um Entschuldigung, daß sie mich mitgebracht, und tactvoll

die kaum abgewehrte Berührung der frischen Wunde vermeidend, sprach sie nicht davon, daß ich jahrelang die Schulkameradin der verstorbenen Baronesse gewesen, sondern erzählte einfach, wo ich erzogen, wie ich seit Jahren während der Ferienzeit ihr Pflegekind gewesen, und nun herübergekommen sei, das volle, heitere Elternhaus auf längere Zeit gegen ihre traurige Einsamkeit zu vertauschen und ihr die liebe Tochter zu ersetzen, deren Trennung von der Heimath eine so schmerzliche Lücke zurückgelassen. Einen kurzen Augenblick zog es wie ein dunkler Schatten über das Gesicht der Baronin, als sie den Namen des Stiftes nennen hörte, wo ich meine Erziehung beendigt hatte, dann fragte sie nur noch, in welchem Jahre dies gewesen sei, und als gleich darauf Tante Friederike aufstand, um sich zu verabschieden, faßte sie, zu meiner maßlosen Verwunderung, gütig meine Hand, und aus ihrer tonlosen Stimme klang es jetzt beinahe wie weiche Wehmuth, als sie, zur Tante gewendet, bat:

„Lassen Sie mir die Kleine noch für einige Stunden, ich sende sie Ihnen wohlbehalten wieder heim." — Ich sah erschreckt auf Tantchen, meine Augen flehten: „Sage nein." Aber die gute Tante schien ordentlich erfreut, der durch ihren Stolz gewiß doppelt unglücklichen Frau diesen kleinen Trost geben zu können.

„Kommen Sie, Kind," sagte die Baronin, als Tante Friederike fort war, wir wollen in ein anderes Zimmer gehen, von wo aus wir die Aussicht in den Garten haben. Es wird Ihnen dort besser gefallen, denn Sie lieben den Frühling natürlich wie alle jungen Mädchen?"

Welche Frage! giebt es denn auf Erden einen Menschen, der ihn haßte? dachte ich, während ich neben der stolzen Frau durch eine Flucht von Zimmern schritt, die alle gleich todt und verhangen dalagen. Und als antwortete sie auf meine Gedanken, fuhr sie fort:

„Ich liebe ihn nicht und lasse ihn nicht gern in das Haus, suche ihn auch nicht draußen auf. Seine Sonne und seine Vögel sind mir gar zu zudringlich und sein

Knospen und Blühen ist nichts als trügerische Vorspiegelung. Die Enttäuschung danach ist um so bitterer. Der Winter ist mir lieber. Er giebt nichts, aber er verspricht auch nichts und bringt das Herz zur Ruhe nach fruchtlosem Wünschen und Hoffen."

Sie führte mich in ein reizendes Erkerstübchen, durch dessen einziges breites Fenster die Sonne eine solche Fluth goldener Strahlen über den Fußboden, die Wände und die weichen Sammetpolster der ringsum laufenden türkischen Divans ergoß, als wollte sie sich schadlos halten dafür, daß man sie aus dem ganzen Schlosse lieblos vertrieb. Ich schloß geblendet die Augen bei dem plötzlichen Uebergange aus der Dämmerung in diese Helle. Die Baronin trat an's Fenster und zog die dunkelgrünen verblichenen Damastgardinen vor.

„Nein," sagte sie, „dieser Glanz ist doch wohl auch für Ihre jungen Augen gar zu stark. Ich muß Sie wieder absperren von der Sonne. Aber nicht von der Luft," fügte sie tröstend hinzu, als sie meine betrübte Miene sah, und stieß den einen Fensterflügel auf, durch welchen alsbald köstlicher Birkenduft und lautes Getöse wie von nahe herabstürzenden Wassern drang. Mit tiefem Entzücken sog ich die laue Luft ein und horchte hinaus auf das Donnern des Gießbaches, welcher den lauten Schlag der Buchfinken noch übertönte.

„Dieser Fall in der Wolfsschlucht tief unten ist das Schönste im ganzen Parke, eigentlich das einzig Schöne," erklärte die Baronin. „Seit undenklichen Zeiten stürzt er sein Wasser Sommer und Winter mit demselben unveränderten Getöse von den Felsen in die Tiefe. Ich liebe diese monotone Musik, sie beruhigt mich ebenso wie der Winter. Mein Sohn kann Sie nach Tische hinunterführen. Die Schlucht ist sehenswerth."

Sie hatte sich tief in eine kleine Causeuse zurückgelehnt und lud mich ein, neben ihr Platz zu nehmen. Ich mußte ihr ausführlich aus meinem Leben im Stifte erzählen. Natürlich berührte ich nur solche Erinnerungen, an denen die verstorbene Baronesse Theil hatte. Reich-

haltig waren diese gerade nicht, denn Fräulein Claudine von Brinkendorf war wegen ihres stolzen, unnahbaren Wesens uns andern jungen Mädchen nicht sehr sympathisch gewesen und hatte selbst unter ihren „unbestreitbaren" Standesgenossinnen eine ziemlich isolirte Stellung eingenommen. Die Baronin hörte mir mit sichtbarem Interesse zu. Ja, dann und wann legte sich ein feuchter Schimmer über ihre Augen, namentlich, als ich der edlen Charaktereigenschaften ihrer Tochter gedachte; aber sie verscheuchte diesen sofort als etwas ihrer Unwürdiges und beschattete das Gesicht mit der Hand, wie zum Schutze gegen die Sonnenstrahlen, welche trotz der grünen Vorhänge ihre goldenen Reflexe auf die Wand uns gegenüber warfen. An dieser Wand hing jenes Bild, dessen ich zu Anfang meiner Erzählung erwähnte. Während ich der vornehmen Frau Dinge vorplauderte, von denen ich glaubte, daß sie dieselben gerne hörte, konnte ich meine Augen nicht abwenden von diesem Knabengesichte, das wie die verkörperte schwermüthige Poesie in den breiten Goldrahmen dort gebannt war, welcher das liebe kleine Herz kalt abschloß von Leben, Liebe und reichgesegneter Zukunft, die der Frühling draußen verkündete, und von welchen die Kindesseele bereits ahnungsvoll träumte.

Die Baronin folgte dem Blicke meiner Augen, als ich, in Betrachtung versunken, schwieg.

„Ja, das ist meine Tochter," sagte sie mit gepreßter Stimme, überzeugt, daß mein warmer Blick dem hübschen kleinen Mädchen drüben galt. „Sie war damals kaum fünf Jahre alt. Finden Sie die Züge Ihrer Schulkameradin in diesem Bilde wieder?"

„Gewiß, gnädige Frau," bestätigte ich. „Je länger ich in dieses reizende Kindergesicht schaue, um so bekannter scheint es mir. Fremd bleiben mir nur die strahlenden, schelmisch lachenden Augen. Dieser Ausdruck fehlte den in Form und Farbe dem Bilde so ähnlichen Augen der jungen Baronesse. Ihr Blick war

ernster, in sich gekehrter." Ich mochte nicht sagen „hochmüthiger und abweisender".

„Sie haben Recht", nickte mit stolzem Ernste die Baronin. „Meine Tochter war ein frühreifes Kind. Sie begriff sehr frühe, daß das Leben weder heiter noch glücklich ist, daß namentlich unserm Stande die Gegenwart nichts bringt als Enttäuschungen und Demüthigungen, und daß die Zukunft für uns hoffnungslos ist. Deshalb gewöhnte sie sich frühzeitig daran, ihr Herz vor der brutalen, uns feindlichen Außenwelt zu verschließen und vorzugsweise in den Traditionen einer Vergangenheit zu leben, welche unser Glanz, unsere Größe, unser Stolz ist. Sie war eine echte Brinkendorf. Mein Sohn ist ganz, ganz anders", fügte sie, mehr wie zu sich selbst sprechend, mit tiefem Seufzer und einem bittern Zucken der schmalen Lippen hinzu. „Dieses Gesicht da ist das Gesicht eines Schwärmers, und ein Schwärmer ist er geblieben bis auf den heutigen Tag."

Ihr großes, stahlgraues Auge haftete fast mit Verachtung auf dem lieblichen Gesichtchen, aber, wie sich plötzlich besinnend, daß eine Brinkendorf Zorn und Unmuth zu unterdrücken habe, wo es sich um das Allerheiligste ihres Hauses gegenüber profanen Augen handelte, nahm ihr Gesicht alsbald wieder den früheren stolzen, kalten Ausdruck an.

Der alte Diener von vorhin erschien auf der Schwelle des Zimmers und meldete, daß das Essen aufgetragen sei. Fast zugleich mit uns, nur durch die entgegengesetzte Thür, betrat ein junger Mann von etwa zweiundzwanzig Jahren den Speisesalon. Niemand hätte gedacht, daß dies der junge Baron sei, so wenig glich er seiner Mutter in Allem. Gestalt und Haltung, Art und Weise waren so ganz anders. Sie war hoch und schlank, er breitschulterig und fast untersetzt; sie trug den Kopf trotz ihrer fünfzig Jahre mit jener unnachahmlichen Grazie, welche gewissen alten Geschlechtern angeboren ist und nicht angelernt werden kann; seine Haltung war die eines Denkers und Träumers, eines

Idealisten, mit dessen hochstrebendem Geiste die Thatkraft nicht immer Schritt zu halten vermag. Seine Augen — nein, beschreiben lassen sich solche Augen nicht. Es war weder der schöne Schnitt, noch die seltene Farbe, was an ihnen von so wunderbarer Wirkung war. Es giebt viele Augen, deren Färbung ebenso aus dem dunkelsten Grau in Tiefblau hinüberspielt, aber dieses schöne Leuchten der Augensterne, dieses wirklich wie in sichtbaren Strahlen aus der dunklen Pupille brechende und sich über das ganze Gesicht ergießende Licht habe ich bei keinen andern Augen, weder früher noch später gesehen. Doch nicht immer war dieses Leuchten da. Mitunter erlosch es plötzlich und mit ihm der ganze Zauber dieses nichts weniger als aristokratisch zugeschnittenen Gesichtes. Der Mund war lange nicht so lieblich wie der Mund des Knaben auf dem Bilde, es legte sich sogar etwas von der stolzen Kälte der Baronin um die Lippen, wenn er lächelte. Aber er lächelte nicht oft.

Es wurde wenig bei Tische gesprochen. Der Baron machte seiner Mutter Mittheilung über einen Geschäftsritt, den er am Morgen in ihrem Auftrage übernommen, die Baronin äußerte ihre Anerkennung in kurzen Worten, dann sprach sie von dem Besuche meiner Tante und von der Freude, welche mein Hierbleiben ihr gemacht.

„Lieber Bernhard", fügte sie hinzu, „ich hoffe, Du wirst Fräulein von Wolten gern für die traurigen, mit einer alten Frau hinter Schloß und Riegel verbrachten Morgenstunden entschädigen, indem Du sie zum Wasserfalle führst. Sie hat bisher erst seine Stimme gehört, die schien ihr zu gefallen. Das Schauspiel selbst wird ihr noch mehr Freude machen."

Baron Bernhard verneigte sich höflich und ließ zum ersten Male einen Moment lang seinen prüfenden Blick auf mir ruhen, dann aber, über mich hinweg, zum Himmel aufschauend, sagte er:

„In dem Falle, mein Fräulein, wollen wir gleich aufbrechen, denn in zwei Stunden haben wir ein Gewitter."

Mein Auge folgte besorgt dem seinigen. Ich fürchtete, das heraufziehende Gewitter könnte mich zwingen, länger in dem Schlosse zu verweilen, als der Schloßherrin und mir selbst lieb wäre.

„O, ich bitte Sie, Herr Baron", bat ich ängstlich, „sorgen Sie lieber dafür, daß ich trocken nach Hause komme. Tante Friederike wird sich um mich sorgen."

„So nah ist die Gefahr noch nicht", lachte er, „der Wasserfall ist viel näher, gleich hinter dem linken Schloßflügel, wo der Weg die Steintreppe hinab, durch die alten Schwarzellern in die Wolfsschlucht führt. Kommen Sie nur getrost, Fräulein von Wolten. Ehe die Pferde vor den kleinen Char à banc gespannt sind, in welchem Sie mir erlauben werden, Sie nach Hause zu bringen, sind wir bereits wieder hier oben und reisefertig.

Eine kleine Weile später stieg ich an der Seite des jungen Barons die Steintreppe hinab, von welcher aus man das betäubende Donnern der Wasser schon in der Nähe vernahm. Die Stufen waren baufällig, er reichte mir die Hand und stützte mich, während er mit der andern vorsichtig die auf beiden Seiten der Treppe wild wuchernden Nußstauden auseinanderbog, daß sie mein Gesicht nicht streiften. Wir standen vor dem Wasserfalle. Der Anblick war schauerlich prächtig. Hoch oben von dem nackten Felsen, der sich jäh in's Thal senkte, jagten donnernd die wilden Wogen des Gießbaches mit einer Hast, als könnten sie sich nicht schnell genug zu Tode stürzen, um sich gleich darauf tief unten zischend und schäumend emporzubäumen und die Luft mit sprühendem Staubregen zu füllen. Das Naturbassin, welches der Bach sich unten gebildet, war durch die Gewalt der stürzenden Wassermassen weit und tief ausgehöhlt worden, das Wasser darin wallte und brodelte wie in einem erhitzten Riesenkessel und schoß auch weiter unten noch zornig tobend und schäumend thalabwärts, um sich erst viel weiter, weit hinter Brinkendorf, im niedern Wiesengrunde, umsprotzt von Gras und

Blumen, geküßt von der lachenden Sonne, den blauen Himmel allein über sich, vollständig zu beruhigen. — Diese kurze Biographie gab mir Baron Bernhard, während wir aus der düstern Schlucht zurückkehrten in das helle Sonnenlicht. Ich hörte seine Worte kaum, das Tosen des Falles war zu arg, ganz deutlich aber hörte ich plötzlich durch dieses Tosen ein Wimmern und Wehklagen, das herzzerreißend klang. Entsetzt blieb ich stehen und wandte mich zurück zum Wasser. Baron Bernhard schien nichts gehört zu haben, er stieg langsam, wie in tiefe Gedanken versunken, die Steintreppe wieder hinauf. Sollte ich mich geirrt haben? Nein, da klang es noch jammervoller, noch herzzerreißender durch das Toben der Fluthen. Mit wenigen schnellen Schritten war ich den Weg zurückgeeilt. Auf einer Steinbank, unter einer alten morschen Eiche, deren Stamm uns vorhin die Aussicht auf jene Seite verdeckt hatte und die nun, da ich linksum darauf zuging, offen dastand, saß ein gebrochener alter Mann, den Kopf tief vorn übergeneigt und das Gesicht mit beiden zitternden Händen verhüllend. Seiner gequälten Brust schienen jene furchtbaren Töne sich entrungen zu haben. Vor ihm stand derselbe alte, ehrwürdige Diener, welcher Tante Friederike und mich empfangen hatte. Er versuchte, beruhigend auf den Gequälten einzureden. Als er mich kommen sah, zogen seine dichten Brauen sich finster zusammen, und er winkte mir unwillig, umzukehren.

„Mein Gott!“ stöhnte der Unglückliche, ohne seine Hände von dem Gesichte zu entfernen, „lauter, lauter, ihr schäumenden Wasser! Tobt und raset, daß ihr die Stimme meines Herzens übertönt! Mein Herz ist doch immer noch lauter als ihr!“

Und wieder begann das entsetzliche Wimmern und Jammern, daß mir das Blut in den Adern zu Eis erstarrte. Da plötzlich stand Baron Bernhard neben mir, finster und bleich, und faßte mit festem Griffe meinen Arm, um mich fortzuziehen.

„Er hat wieder einmal seinen schlimmen Tag,“ stieß

er mühsam hervor, als er rasch mit mir die Steintreppe hinanstieg und dem Hause zuging. Ich wagte nicht zu fragen: „Wer?" Des jungen Barons Gesicht verrieth zu tiefen Seelenschmerz.

Eine halbe Stunde später fuhren wir bereits durch den frühlingsgrünen Wald meinem lieben Lindenheim zu. Baron Bernhard saß schweigend neben mir im grauen Staubmantel und gleicher Mütze, deren großer Schirm sein Gesicht so beschattete, daß von seinen wunderbaren Augen nichts zu sehen war. Das machte mir Muth. Ich war so froh, der bedrückenden Atmosphäre des Schlosses und seinen schauerlich räthselhaften Bewohnern — denn was war die Erscheinung am Wasserfall anders als ein solcher — entronnen zu sein, daß ich, im Vorüberfahren einen harzigen Birkenzweig haschend und seinen köstlichen Duft einathmend, glücklich ausrief: „Wie wundervoll ist doch der Frühling! ich liebe ihn über Alles — Sie nicht auch, Baron?" — Er fuhr aus stummem Sinnen auf und erwiderte mit schwermüthigem Lächeln:

„Wohl nicht so sehr wie Sie. Ich ziehe den Herbst vor."

„Den Herbst? Wie ist das möglich? Den Herbst mit seinem ewig weinenden Himmel, seinen heulenden Stürmen, seinem Rabengekrächze, seinen bodenlosen Wegen, seinen . . ."

„Ich meine den klaren Herbsttag," unterbrach er mich ernst. „Es giebt für mich nichts Schöneres als einen solchen. Dieser heitere Himmel, diese durchsichtige Luft, diese milde Sonne, dieser Friede in der ganzen Natur nach vollbrachter Arbeit, sie wirken wunderbar auf das Gemüth. Und war das Tagewerk noch so heiß, nach gethaner Arbeit ist gut ruh'n. Ich wollte, es wäre Herbst auch schon für mich."

Er sagte das mit einem tiefen Seufzer, der mir bei seiner Jugend so komisch vorkam, daß ich lachen mußte.

„Das klingt ja schrecklich lebensmüde, Baron."

„Oder arbeitsfaul? wollten Sie sagen."

„Ja, wenn Sie das nicht übel nehmen. Fürchten Sie sich vor der Arbeit?"

„Vor der Arbeit? Nein, gewiß nicht, aber . . ."

„Aber?"

„Ich fürchte nur, daß meine Kraft nicht reicht."

„Ist Ihre Arbeit denn so schwer?"

„Sehr schwer, Fräulein von Wolten."

„Warum wählen Sie sich denn nicht eine leichtere?"

„Kann der Mensch sich denn seine Arbeit wählen?"

„Nun, ich denke doch."

„Nein, das kann er nicht. Er muß wirken, wo Gott ihn hingestellt hat. Man sagt freilich: Wem Gott das Amt giebt, dem giebt er auch Verstand. Aber der Verstand allein macht's nicht. Eiserne Energie und Ausdauer sind mehr werth. Nicht Jedem ist sie gegeben."

Er lüftete einen Augenblick seine Mütze und ordnete das lockige goldbraune Haar, welches der Wind auseinandergeweht hatte. Seine schönen Augen wurden frei. Wie tief traurig war der Blick, welchen er über die Dörfer gleiten ließ, die eben, da wir aus dem Walde heraus eine Höhe hinanfuhren, sich zu unsern Füßen ausbreiteten.

„Sehen Sie," sagte er, mit dem Peitschenstiele hinunterdeutend, „alles Dieses gehört meiner Mutter. O, wenn ich hier schalten und walten dürfte wie ich wollte!"

„Dürfen Sie das denn nicht?" fragte ich verwundert. „Sie sind doch der Herr hier?"

„Ich? wie so?" entgegnete er. „Ich bin es nicht einmal dem Namen nach. Mein Vater lebt noch, freilich nur ein Scheinleben — aber Sie wissen es ja wohl schon, daß er seit Jahren gemüthskrank ist."

Ich schüttelte schweigend den Kopf. Es war zwischen mir und Tante Friederike ja so selten von dem stolzen Schlosse die Rede gewesen.

„Und meine Mutter," fuhr er fort, „welcher das Schloß mit allen ringsum liegenden Ländereien eigentlich allein gehört, duldet nicht, daß ich hier Neuerungen vornehme,

von denen sie sich nichts Gutes verspricht. Meine Macht ist also sehr beschränkt. Sie hat ja im Grunde auch Recht," fügte er schnell hinzu, wie befürchtend, sich einer Fremden gegenüber einen Tadel seiner Mutter erlaubt zu haben. „Man trennt sich von Jahrhunderte alten Traditionen nicht wie von einem abgetragenen Kleide. Sie sind ja fest mit unserm ganzen Wesen verwachsen. Ja, wenn der alte, feudale Bau zusammenstürzt, werden seine Trümmer auch manches Große und Edle begraben, was der Krämergeist der Neuzeit nicht zu würdigen versteht, weil er keine Vergangenheit hat."

Er sagte das mit tiefer Bitterkeit. Ich sah ihn an. Aus seinen wunderbaren Augen brach ein Strahl desselben unbändigen Stolzes, welcher seine Mutter so unnahbar machte. Dann, sich plötzlich besinnend, daß unsere Bekanntschaft doch noch zu kurz zu rückhaltlosem Meinungsaustausche sei, schlug er plötzlich einen ganz anderen Ton an und sagte, indem er in die alte Kastanienallee einbog, die zu unserm Wohnhause führte, scherzend:

„Da wären wir ja bereits in Ihrer Heimath. Der Weg war zu kurz, um gründlich Bekanntschaft zu machen, aber ich fürchte, lang genug, Sie mit meinem Pessimismus anzustecken. Sie sehen gar nicht mehr so fröhlich aus wie vorhin, als wir durch den Wald fuhren. Und doch ist Alles hier nicht weniger schön, friedlich und frühlingsmäßig als dort."

Er grüßte höflich zum Fenster hinauf. Ich folgte seinem Blicke. Tante Friederike war wie ein lebendes Brustbild hoch oben in der Bodenluke sichtbar, sie schaute sorgenvoll den Himmel an. Als sie uns halten sah, klärte sich ihr Gesicht auf.

„Wollen Sie nicht mit hinein zur Tante?" fragte ich, als Baron Bernhard mir vom Wagen half. „Sie wird sich gewiß freuen."

„Ich danke, heute nicht. Ich habe noch ein unaufschiebbares Geschäft vor und möchte vor dem Gewitter wieder zu Hause sein — wegen meiner Mutter. Wenn

Sie erlauben, erkundige ich mich in den nächsten Tagen, ob Ihre Frühlingsstimmung wiedergekehrt ist."

Der Baron konnte kaum eine halbe Stunde fort sein, als das Gewitter losbrach. Ueber mein Schicksal beruhigt, hatte Tante Friederike sogleich ihr Observatorium auf dem Trockenboden verlassen und die Runde durch das Haus gemacht, um, wie es bei einbrechendem Gewitter stets ihre Gewohnheit war, selbst nachzusehen, ob alle Fenster und Thüren des Hauses wohl verschlossen, das Feuer auf dem Herde der Küche gelöscht sei. Die alte Kadri rapportirte zu gleicher Zeit pflichtgemäß, daß Pferde und Kälber — die Kühe waren auf der Weide — in eine eigens für solche Fälle hergerichtete Einfriedigung der Gartenwiese gebracht und Minni, die Hauskatze, als gefährlicher elektrischer Conductor, von ihrem Throne, der Asche des Küchenherdes, gelockt und in die Federbetten des Fremdenzimmers geborgen wäre. Ich schloß Tantens in gefährlicher Nähe des Fensters stehenden Schlüsselkorb vorsorglich in den Wandschrank, löste Uhr nebst Kette, die ich zur Staatsvisite nach Brinkendorf angelegt, von meinem Halse und streifte die Ringe von meinen Fingern. Haken und Oesen, die einzigen Metallgegenstände, die wir sonst noch an uns hatten — denn Tante Friederikens Trauring zählte als bewährter Talisman gegen alle Gefahren nicht mit unter diese — waren leider nach der damaligen Mode zu fest an die ganze hintere Längenwand unserer Taillen genäht, als daß wir sie hätten entfernen können, und so gaben wir uns denn, in dem tröstenden Bewußtsein, Alles gethan zu haben, was die Pflicht der Selbsterhaltung verlangte, im Uebrigen vertrauensvoll in Gottes Hand. Ich war sehr froh, geborgen zu sein. Aber der junge Baron? Hoffentlich war auch er jetzt bereits unter Dach. Seine Pferde griffen scharf aus, als er vorhin um die Allee bog. Wie schwarz die Wolken dort über Schloß Brinkendorf hingen! Nur um eine einzige Schattirung schwärzer war der alte Föhrenwald, der jenseits des Schlosses, die Besitzung der Brinken-

dorf's begrenzend, die ferne Bergwand hinauf in die Wolken hineinzuwachsen schien. Kalt und ruhig lag das festgefügte, graue Herrenhaus da, als spotteten seine Mauern des Sturmes der Elemente, wie seine Bewohner die Menschen verachteten, welche an ihren durch Jahrhunderte unversehrten Privilegien zu rütteln wagten. Von Zeit zu Zeit fuhr ein fahler Blitz, von prasselndem Donner begleitet, züngelnd aus den Wolken, um sich im nächsten Augenblicke längs den Eisenstangen der Eckthürme machtlos in die Erde zu verlieren. Nichts dort drüben schien sich vor der Gefahr zu fürchten.

Wie oft hatte ich auch früher so am Fenster gestanden, bei Gewitter und lachendem Sonnenscheine, und theilnahmlos, gleichgiltig hinübergeschaut. Warum mußte ich heute so schweren und doch warmen Herzens der Menschen gedenken, die hinter den alten Mauern wohnten? Was gingen mich die stolzen Leute dort an? Fühlte ich Mitleid mit der vornehmen, einsamen Frau, die dort, durch ihr stolzes Vorurtheil abgeschlossen von dem heiteren Leben, so hoffnungslos nur der todten Vergangenheit lebte? Quälte mich der Wahnsinn des alten Mannes, sein herzzerreißendes Jammern an dem Wasserfalle? Verfolgte mich der leere, trostlose Blick seiner schwarzen Augen und hielt mich in unlösbarem Banne? Oder war ich in dem Banne anderer Augen, zweier Augen, so tief, so wunderbar licht und schmerzvoll, wie ich sie noch nie zuvor im Leben gesehen? Ich fragte mich damals noch nicht danach, wie heute, da ich auf Alles, was gewesen, zurückschaue wie der unparteiische Forscher auf die Weltgeschichte. Die Jugend hat fast nie ihren Doppelgänger wie das Alter, dieses zwiefache Ich, von dem das eine lebt, denkt und handelt, das andere sich selbst analysirt, kritisirt und richtet. Mir war wohl und wehe um's Herz an jenem Tage, ohne daß ich gewußt hätte, warum. Heute weiß ich, daß die Liebe darin eingezogen war, plötzlich, allgewaltig, für das ganze Leben.

Tante Friederike saß weitab vom Fenster in ihrem

Sorgenstuhle und suchte in ihrem uralten, noch von ihrer seeligen Großmutter geerbten Gesangbuche unter den Liedern für verschiedene schreckliche Zufälligkeiten des menschlichen Lebens, für „Feuers- und Wassersnoth", für „Kriegszeit und Pestilenz", für „Theuerung", für „Ertrinkende", für „Einen, der vom Kirchthurm fällt" u. s. w., bis sie die Lieder gefunden, welche „bei losbrechendem Gewitter" zu singen waren, worauf sie sich mit so herzlicher Andacht in diese vertiefte, daß sie darüber die Gefahr selbst vergaß, welche ihr das alte Familienbuch in die Hand gedrückt hatte. Nur bisweilen, wenn der Donner unheimlich nah, fast über das rothe Zigeldach hinrollte, schien sie sich seiner bewußt zu werden und versuchte ihn mit ihrer noch vollen, schönen Stimme gottvertrauend zu übertönen:

„Und sendet Satan Blitz und Schlag,
Das Haus mir zu zerschmettern,
So fürcht' ich nichts: Gott schützt das Dach
Auch vor der Hölle Wettern.
Löst' er mein' Seel' vom Teufel aus,
Was ist Ihm dann wohl Hof und Haus?"

Allmälig verzog sich das Unwetter, die Blitze wurden seltener, die Schläge schwächer, die schwarze Wolkendecke war wie von unsichtbarer Hand zerrissen und thalabwärts gezogen; der Regen prasselte nicht mehr wie harte Erbsen an die Fensterscheiben, sondern rieselte in sanften Bächlein friedlich durch die Blechrinnen in den untergestellten, jetzt überströmenden Zuber, und Tante Friederike, die Schlußstrophe ihres Gewitterliedes mit kindlich triumphirendem Gottvertrauen nach der Melodie: „Wer nur den lieben Gott läßt walten" in die Welt sendend:

„So machst, nach böser Tod'sgefahr,
Mein Gott, Du Alles wieder klar!" —

schloß sorgfältig die silbernen Klammern an ihrem dickleibigen Buche.

„Du bist ja heute wie an das Fensterbrett gewachsen, Kitty," sagte sie dann, mißbilligend zu mir aufschauend. „Wie oft habe ich es Dir gesagt, daß nichts schädlicher

ist, als so in den Blitz zu gucken. Aber die Jugend ist unverbesserlich."

„Ich sah nicht auf den Blitz, Tante, nur auf das Schloß."

„Was ist denn da so Besonderes heute? Die dort haben ja ihre Blitzableiter auf allen vier Ecken und können ruhig sein."

Tante sagte das in einem etwas neidischen Tone, als überträfe die Sicherheit, welche der vierfache Blitzableiter dem Schlosse bot, noch um ein Bedeutendes die vier anstrengenden Gewitterlieder, mit denen sie die Gefahr von ihrem Hause abgewehrt hatte. Ich mußte lachen.

„Aber, Kind," fuhr Tante Friederike fort, „Du bist ja heute so lange auf dem Schlosse gewesen, und hast mir noch nichts erzählt. Du kannst wirklich stolz darauf sein, daß die Baronin Dich so in's Herz geschlossen hat. Das passirt nicht so leicht Jemandem."

Ich mußte mich nun zu Tante Friederike setzen und ihr von den Erlebnissen des Tages erzählen. Sie nickte nur manchmal dazu wie beistimmend.

„Sag mir doch, Tantchen," fragte ich dann, „warum hast Du mir nie davon erzählt, daß der alte Baron geisteskrank ist? Wußtest Du es nicht?"

„Gewiß wußte ich es, erwiderte Tante Friederike. Man spricht nur nicht gern von solchen Dingen. Auch sind es ja schon so viele Jahre her, daß die Krankheit, die sich wohl schon viel früher ganz allmälig entwickelt hatte, bei dem armen Herrn zum Ausbruche kam. Und der Mensch gewöhnt sich zuletzt auch an das Traurigste so sehr, daß er davon nicht spricht, als von etwas Alltäglichem."

„Aber, Herzenstantchen, wie kann man sich nur an so Furchtbares gewöhnen?" rief ich aus. „Du hättest den unglücklichen Mann sehen sollen heute in der Wolfsschlucht. Sein Jammern, das den Wasserfall noch übertönte, gellt mir noch eben in den Ohren."

„Da hat er wohl gerade seinen bösen Tag gehabt.

Sonst kommt das fast nie vor. Meistentheils ist er still und sanft wie ein Lamm."

„Wie ist denn das Unglück über ihn gekommen, Tante?"

„Ach, Kind, das ist eine dunkle Geschichte, und Gott weiß, ob viel daran wahr ist, was die Leute erzählen. Man erfindet so viele Märchen, um Räthselhaftes pikant zu machen, und meistentheils verhält sich Alles sehr einfach. Aber das ist schon wahr, ein tiefer Herzenskummer muß an ihm nagen, oder schreckliche Gewissensbisse. Siehst Du, der alte Baron soll, als er noch ein lustiger Student war, sich sterblich in eine wunderschöne Kaufmannstochter verliebt und ihr versprochen haben, sie zu heirathen. Seine vornehme Sippe aber hat davon natürlich nichts wissen wollen, und weil ihn die schöne Magda gleichfalls über alle Maßen liebte, wie er sie, und doch seinem schwachen Charakter nicht so recht trauen mochte, daß er auf die Dauer den Bitten und Drohungen der Seinigen würde widerstehen können, hat sie sich in den paar Monaten, sagt man, fast zu Tode gehärmt und mehr geweint, als sie in all' den Jahren vorher gelacht hatte. Sie soll aber ein herziges Ding und bei all' ihrer Schönheit so voll Witz und Humor und Tugend gewesen sein, daß die Studenten alle mit einander ganz rabiat gewesen sind aus Liebe zu ihr. Der ehrliche Gewürzhändler, dessen einziges Kind sie war, hätte seinem Augapfel auch etwas Besseres gegönnt, als den gutmüthigen, aber schwachen Baron mit seiner stolzen Sippe, und das salzige Thränenwasser, das nicht trocknen wollte, aber die Magda konnte nun einmal nicht von ihm lassen. Da hat denn der Alte, als er bald darauf im Sterben lag und die Angst um sein Kind ihn nicht ruhig heimgehen ließ, den Baron rufen lassen und ihn vor Gott gefragt, wie es mit ihm und seiner Tochter bleiben werde nach seinem Tode? Und der Baron soll neben seiner weinenden Braut am Sterbebette niedergekniet sein und feierlich gelobt haben, sie zu seinem Weibe zu machen trotz der ganzen vornehmen Verwandtschaft.

Ja, er soll sogar geschworen haben, Gott solle ihn strafen, ihm das Licht seiner Vernunft nehmen, wenn er das Licht seiner Augen, seine Magda, sein liebes Leben, je verlasse." — — — — — — — — — — —

Tante Friederike schwieg einen Augenblick und griff in den Arbeitskorb nach ihrem Strickzeuge. Sie liebte es nicht, die Hände in den Schoß zu legen, besonders, wenn irgend etwas sie aufregte oder tief ergriff. Dann strickte sie gern, um wieder in's Gleichgewicht zu kommen, und die mehr oder weniger sanfte Bewegung ihrer Stricknadeln war das genaue Barometer ihrer Gemüthsstimmung.

„Und er hat seinen Schwur nicht gehalten?" fragte ich, als sie gar zu lange schwieg, während ihre Nadeln heftig klapperten.

„Nein, er hat ihn nicht gehalten", sagte Tante Friederike mit Nachdruck, jetzt offenbar kein Gerücht mehr wiedergebend, sondern eine traurige Thatsache constatirend. „Der Edelmann hatte dem Bürgerlichen sein Wort nicht gehalten. Seine Sippe mochte das so ganz in der Ordnung finden, als sie ihm mit alten Traditionen zusetzte und ihm seine heilige Pflicht vorhielt, den erlöschenden Glanz des alten Namens durch eine Heirath mit seiner reichen Cousine, gleichfalls einer Baronesse Brinkendorf, wieder zu heben. Aber Gott dort oben im Himmel hat den Schwur, den der Mann dem Manne gegeben, als giltig entgegengenommen und in sein Schicksalsbuch eingetragen."

Tante Friederike wurde pathetisch. Die Stricknadeln klapperten immer heftiger und eine tiefe Falte grub sich zwischen den Augenbrauen in ihre sonst so klare, glatte Stirn, ein Zeichen tiefer Gemüthsbewegung.

„Er hat auch keinen frohen Tag seitdem gehabt," fuhr sie fort, „trotz des neu vergoldeten Wappenschildes über dem Portale und auf Kutschen und Livreen. Die Freude ist in das Schloß nie eingezogen, weder mit den Flitterwochen, noch mit der Taufe des einzigen

Sohnes, des Baron Bernhard. Sie lebten zuerst neben einander wie Stahl und Stein, die Funken geben, wenn sie sich berühren. Die Baronin hatte ihren Mann aus wirklicher Liebe geheirathet und wünschte nichts sehnlicher, als ihn zu gewinnen, oder richtiger, zu beherrschen. Wenn sie das Ding mit Güte angefangen hätte, wäre es ihr vielleicht allmälig gelungen, zumal bald darauf die kleine Baronesse Claudine geboren wurde, die der Baron abgöttisch liebte, aber Weichheit und Milde liegt nun einmal nicht in ihrer Natur. Und der Baron, so schwach er sonst war, seiner Frau gegenüber zeigte er sich nie anders als trotzig und feindselig, und so wuchs, nach den ersten stürmischen Jahren, die Entfremdung zwischen ihnen, als läge der Polarkreis zwischen ihren Herzen. — Auch sonst paßten sie zu einander wie Feuer und Wasser, oder wie Stahl und Wachs. Was sie zu viel hatte an hochfahrendem Stolze, das hatte er zu viel an Leutseligkeit. Mit jedem Bauer konnte er verkehren wie mit Seinesgleichen, kein Kind im Dorfe konnte er schreien hören, er mußte es trösten, keinen abgejagten Gaul beim Pflügen sich quälen sehen, er mußte ihm beispringen. Wenn es nach ihm gegangen wäre, hätte das Geld seiner Frau den Glanz des alten Namens nicht für lange aufgefrischt, denn er liebte es auszustreuen mit vollen Händen. Aber die Bauern hatten trotzdem doch keinen Nutzen davon, denn er gab ohne System und Vernunft, dem Faulen so gut wie dem wirklich Nothleidenden, nur, weil es ihm gerade so um das Herz war. — Ein praktischer Landwirth war er auch nicht. Seine Felder waren übercultivirt, daß das schönste Getreide lange vor der Ernte umkommen mußte, und bei dem großen Moraste, der sich längs der Fahrstraße nach Brinkendorf hinzieht, hat er so viel Geld in die Entwässerungscanäle gesteckt, daß man mit den harten Rubeln gewiß den Weg von hier nach Brinkendorf pflastern könnte, und der Sumpf ist doch geblieben wie er war. Er wußte die Dinge eben nie beim rechten Ende anzufassen."

„Aber, Tante, das hat ihn doch nicht um den Verstand gebracht?" wandte ich ein.

„Es kam eben Eins zum Andern, vor Allem aber waren es natürlich die Gewissensbisse über den gebrochenen Schwur. Was dann noch geschah, ist nie so recht bekannt geworden. Es soll eines Tags mit der ausländischen Post ein Packet angekommen sein an den Baron; was es enthielt, erfuhr Niemand, denn der alte Herr ist bleich geworden wie der Kalk an der Wand, als er den Brief, der dabei war, gelesen hatte. Dann ist er mit Beidem in sein Zimmer geschwankt wie ein Schwerkranker. In der Nacht hat er zum ersten Male getobt und gejammert, und seitdem ist es nie wieder besser geworden mit ihm." —

„Ist er denn immer in diesem aufgeregten Zustande?"

„Bewahre. Ich selbst bin ihm nie begegnet, aber Dein seliger Onkel wurde öfter in das Schloß hinübergebeten, weil er großen Einfluß auf den armen Kranken hatte. Und der sagte mir, daß er für gewöhnlich sanft und still wäre wie ein harmloses Kind, wenn er ruhig in seinem Flügel lebte und Niemanden zu sehen bekäme, als den alten Robert, der ihn fast von den Windeln an auf den Armen getragen und auch jetzt seine Pflege übernommen hatte. Der alte Robert ist verschwiegen wie das Grab, er spricht nicht von seiner Herrschaft und wenn man ihn auch mit glühenden Zangen an der Zunge zwickte, aber dem Onkel hat er es doch einmal, wie der Anfall besonders stark wiederkehrte, im Vertrauen gesagt, daß sein Herr wie umgetauscht wäre, wenn die gnädige Frau einmal zu ihm in's Zimmer käme, oder er ihr zufällig auf seinen abendlichen Spaziergängen im Parke begegnete. Dann wäre es, als führen sieben böse Geister statt des einen in ihn hinein, und er sei weder zu bändigen, noch zu trösten. Deshalb vermeidet die Baronin es auch stets, seine Wege zu kreuzen. Die arme Frau! Wie furchtbar unglücklich muß sie sein, namentlich mit ihrem stolzen Herzen, das Mittheilung und Freundestrost flieht. Sie hat ihn ja

unsäglich geliebt, und ich glaube, nein, ich bin fest überzeugt, sie liebt ihn noch heute ebenso und trägt ihr Schicksal schweigend. Darin ist sie wirklich groß und edel. Wäre sie in einem anderen Lande geboren, so wäre sie vielleicht eine seltene Frau geworden, aber dieser angeerbte, wahnsinnige Adelsstolz tödtet alles menschlich Schöne und weiblich Milde in ihr."

„Und was ist aus der Kaufmannstochter, der schönen Magda geworden?" fragte ich.

„Ja, wer das wüßte!" erwiderte Tante Friederike. „Im Lande ist sie nicht geblieben, so viel ist gewiß. Als der Baron sie verlassen hatte, soll sie viele Wochen sterbenskrank gewesen und nach ihrer Genesung nach Deutschland zu ihren Verwandten gezogen sein. Ich glaube, ihr Vater stammte aus Breslau. Wiedergekehrt ist sie nicht, und auch die Erinnerung an die schöne Magda ist längst überall erloschen. Vielleicht daß der eine oder der andere einstmalige Student ihrer noch als seiner ersten Flamme gedenkt. Es ist ja nun schon über zwanzig Jahre her."

Einige Tage später, ich war gerade mit der Einrichtung eines Teppichbeetes vor dem Hause beschäftigt, sah ich einen Reiter in die Kastanienallee einbiegen und fühlte mein Herz schneller schlagen, als ich Baron Bernhard erkannte.

„Sie entschuldigen, Fräulein von Wolten," rief er, mich erblickend, „mein baldiges Wiederkommen. Ich hätte nicht gewagt, das zweite Capitel unserer Bekanntschaft so bald eigenmächtig einzuleiten. Ich komme im Auftrage meiner Mutter, welche Ihrer Tante für den freundlichen Besuch von letzthin einen Gegenbesuch schuldet und durch mich um Verzeihung bitten läßt, daß sie nicht selbst nach Lindenheim kommt. Sie macht seit dem Tode meiner Schwester gar keine Besuche mehr. Wenn Sie die Güte haben wollen, mich zu Frau von Sanden zu führen. . . ."

Er war vom Pferde gesprungen, das der Gärtnerbursche in Empfang nahm, und schritt an meiner Seite

dem Eingange des Hauses zu. Tante Friederike stand bereits, mit ihrem großen weißen Sonnenschirme bewaffnet, in der offenen Thür, um ihren täglichen Rundgang durch die Wirthschaft zu machen. Sie hatte die letzten Worte des Barons gehört und kam sogleich die wenigen Stufen der Terrasse herab auf uns zu, ihren jungen Gast mit der nur ihr eigenen heiteren Herzlichkeit zu begrüßen, welche allen Besuchern Lindenheims gleich beim ersten Schritte in das alte, einfache Wohnhaus das wohlige Gefühl des Zuhauseseins gab.

„Na, das ist hübsch von Ihnen, lieber Baron," sagte sie freundlich, „daß Sie wieder mal nach der alten Einsiedlerin sehen, die, Gott sei Dank, jetzt keine mehr ist," fügte sie mit einem liebevollen Blick auf mich hinzu. „Sie haben ja bereits Bekanntschaft mit einander gemacht?"

Baron Bernhard antwortete lächelnd: „Das heißt nur in sofern, als ich neulich von Fräulein von Wolten ganz genau erfahren, daß sie für den Frühling schwärmt, und sie von mir, daß ich es mit dem Herbst halte."

„Das ist ein guter Anfang," ging Tante auf seinen scherzenden Ton ein. „Bleibt nur immer bei der Natur, Kinder, da kommt Ihr nie an Stoff zu kurz, das Thema ist unerschöpflich. Sonst beginntman gewöhnlich vom Wetter, wenn man eine neue Bekanntschaft einleitet, Ihr habt doch etwas Abwechslung hineingebracht. Desto besser. Aber was meinst Du, Kitty," wandte sie sich zu mir, indem sie sich auf die grüne Bank unter der alten Linde vor dem Hause setzte und ihren Gast einlud, gleichfalls Platz zu nehmen, „sollen wir heute nicht draußen frühstücken? Das junge Laub giebt freilich noch wenig Schatten, aber die Sonne brennt auch noch gar nicht heiß, wir haben sie ja den Winter über lange genug vermißt und lassen sie uns schon ein Weilchen gefallen. Du, liebes Kind, kannst den Tisch mit Allem, was dazu gehört, nur gleich heraustragen lassen. Die Kadri hat eben frische Butter geschlagen und die Kümmelbrödchen aus dem Backofen genommen.

Von der Ferkelroulade ist noch ein großes Stück nach . . . das ist etwas ganz Apartes, lieber Baron, was Sie durchaus probiren müssen. Die Kitty hat mir das Recept dazu aus Polen mitgebracht. Ich weiß, es wird Ihnen schmecken. Und dann, Kittychen, weichgekochte Eier, weißt Du, die von der schwarzen Bramaputrahenne. Das ist unsere fleißigste Eierlegerin, lieber Baron, und jedes Ei so groß wie ein Entenei, ich versichere Sie . . . das könnten die andern Hennen auch von der schwarzen ablernen. Den Kaffee kochen wir uns selbst hier draußen auf der Spirituslampe. Vergiß nur nicht die kleinen polnischen Sahnetöpfchen zu jeder Tasse mitzubringen. In Polen, lieber Baron, kocht man den Kaffee in Steinkrügen und servirt gleich zu jeder Tasse auch ein Näpfchen heißen Schmant. Und der Kaffee wird dort nach Bedarf stets frisch gemahlen. Ich finde das sehr praktisch, denn er verliert dadurch sein Aroma nicht so bald. Meine Nichte hat manche Neuerungen von dort herübergebracht und zwingt sie mir nun auf." . . .

„Zwingt, Tante?" rechtfertigte ich mich schnell. „Giebst Du nicht selbst zu, daß die hübsche Petroleumlampe, die ich Dir mitgebracht, tausendmal sauberer ist und heller brennt als Eure häßlichen Talglichte in den Messingleuchtern, die täglich geputzt werden müssen, und mit den Lichtscheeren, die man in Polen nur noch im Warschauer Museum findet als Curiosum einer höchst unpraktischen Culturepoche?"

„Nun ja," lachte Tante Friederike, „ich gebe gern zu, daß die neuen Lampen eine gute Erfindung sind, wenn mir diese vor der Hand auch noch wenig nützt, da das Brennmaterial dazu hier nirgends aufzutreiben ist. Denn das Petroleumfäßchen, welches Du mir als Geschenk aus Polen mitbrachtest, wird auch nicht für alle Ewigkeit verschlagen, falls Du nicht zugleich den wunderkräftigen Segen des Propheten Elisa hinzugefügt hast, der den Oelkrug der Wittwe nie leer werden läßt."

Baron Bernhard hatte sich in einen Gartenstuhl ge-

setzt und den Kopf an den Baumstamm hinter sich gelehnt. Er schien die köstliche Frühlingsluft mit stiller Wonne einzuathmen, während sein Blick durch die noch schwach belaubten Aeste träumerisch in die Ferne schweifte. In diesem Augenblicke glaubte ich den lieben kleinen Knaben aus dem großen Oelgemälde in der Baronin Cabinet vor mir zu sehen. Die Sonne wob zwischen den jungen Lindenblättern hindurch von allen Seiten ihren breiten goldenen Rahmen um das frische Frühlingsbild und das Gesicht mit den tiefen, lichtstrahlenden Augen.

Als ich nach einiger Zeit in Begleitung der vierschrötigen, rothwangigen Kai, außer der alten Kadri unsere einzige Livréebedienung, mit dem Zubehör des Frühstücktisches aus dem Hause trat, fand ich Tante Friederike und ihren Gast bereits in der vertraulichsten Unterhaltung. Sie erzählte ihm von allen großen und kleinen Kümmernissen ihrer Feldwirthschaft und den Schwierigkeiten nützlicher Neuerungen bei den halsstarrig am Althergebrachten festhaltenden Bauern; er fragte verständnißvoll theilnehmend nach Diesem und Jenem und ertheilte guten Rath. Das Frühstück verlief sehr heiter. Der Baron lobte zu meiner großen Freude die Ferkelroulade, mein persönliches Meisterwerk, und versicherte, daß der auf polnische Art zubereitete Kaffee ihm ganz entschieden besser schmecke als jeder andere.

„Wie reizend solch ein Tischchendeckdich im Freien sich macht!“ lächelte er behaglich, indem er sich zur zweiten Tasse eine Cigarre anzündete. „Meine Mutter hält leider fest an der alten Hausstte, die Mahlzeiten auch im Sommer stets nur im Speisesaale abzuhalten. Ernst und schweigsam, wie wir beide sind, und wie auch der alte Diener nach der Hausetikette sein muß, wenn er bei Tische bedient, verlaufen diese Familienreunions nicht viel heiterer als ein Begräbniß. Die alten Ahnenbilder an den Wänden tragen gleichfalls nicht zum Wohlbehagen an Speise und Trank bei. Sie schauen so düster und mit grimmiger Verachtung herab auf ein Geschlecht,

das nicht mehr dreinzuhauen versteht, nicht nur mit dem Schwerte, sondern selbst nicht mehr mit Messer und Gabel. Wie anders mundet das Essen hier unter freiem Himmel, Vogelgezwitscher und —"

„Geschwätzigen Menschen", vollendete ich lachend seinen Panegyricus. „Ja, unsere Kai gehört freilich auch zu dem uralten, angeerbten Hausinventar, wie Ihr feierlicher Diener, aber die Hofetikette hat sie sich in den langen Jahren ihrer Dienstbarkeit nicht anzueignen verstanden, oder richtiger, wir haben es nicht verstanden, ihr diese beizubringen. So oft sie bei Tische aufwartet, hat sie zahllose hochwichtige Neuigkeiten aus dem Dorfe zu berichten, für die sie bei uns dasselbe tiefe Interesse voraussetzt, wie bei sich selbst. Ich möchte ihr manchmal ein Schloß vor den Mund hängen, aber Tantchen ist nun einmal so weichherzig, daß sie wirklich mitfühlt für jedes kranke Huhn im Dorfe und jedes von der Bleiche gestohlene Stück Bauerleinwand mit beweint."

Tante Friederike drohte mir lächelnd mit dem Finger. „Nun, nun! Du brauchst Dich auch nicht gerade als so gefühllos hinzumalen. Wenn ich meine Hausapotheke gern für alles Kranke, gleichviel ob's Mensch oder Vieh ist, aufschließe, so war Dein Beutel auch noch jederzeit offen, wenn es galt, einem armen Bauernweibe das Gestohlene zu ersetzen. Es ist ein eigen Ding, lieber Baron", wandte sie sich wie entschuldigend an diesen, „wie man so mit den Menschen verwachsen ist, die man von Kind auf kennt. Die Alten waren jung, als ich geboren wurde, und haben mich, Viele wenigstens, auf den Armen getragen, und die Jungen habe ich über die Taufe gehalten, oder mein Seliger hat's gethan, und bei dem kleinen Kribbel-Krabbel — ihre Stimme bebte leise — haben meine Kinder Pathenstelle vertreten, meine Maritta und meine armen Jungens. Wir sind wie eine große Familie. Freuden und Leiden sind gemeinsam."

Sie schob ihre Tasse bei Seite und nahm ihr Strickzeug zur Hand. Das lebhafte Geklapper der Strick-

nadeln sprach beredter als viele Worte davon, was die armen Bauern des Dorfes dem Herzen dieser Gutsfrau waren. Baron Bernhard's aristokratisch schmale Hand mit der Cigarre ruhte auf dem Rande des Theebrettes vor ihm, und er streifte gedankenvoll die Asche ab, während seine Augen lange mit unbeschreiblichem Ausdrucke an Tante Friederike hingen. Verstand er meine Tante, oder begriff er so wenig wie seine stolze Mutter das menschlich schöne Gefühl, welches die große Kluft zwischen Schloß und Dorf ausfüllt? Ich wurde noch nicht recht klug aus ihm. — Der Gärtnerbursche, welcher die Zeit über bei dem Teppichbeete beschäftigt gewesen war, trat, die Mütze in der Hand, nun an den Tisch, um sich von mir einige weitere Anweisungen geben zu lassen.

„Sehen Sie", sagte Tante Friederike, mit der eben frei gewordenen Stricknadel auf das zukünftige Teppichbeet deutend, in Anknüpfung an die vorhin erwähnten Neuerungen, welche man ihren gemüthlichen Talglichten und Lichtputzscheeren in Gestalt der hellen Petroleumlampe „aufgezwungen" hatte, „sehen Sie, lieber Baron, das ist auch eine von den Concessionen, welche ich der neuen Zeit mache. Meine Nichte schwärmt für Riesenbeete, Arabesken und Blumeninitialen in den unnatürlichsten Zusammenstellungen, und ich lasse ihr das Vergnügen. Aber nur hier auf der Terrasse. Hinten im Garten, da müssen mir Jasmin und Rittersporn, ja selbst meine Feuerlilien weiter stehen, wie seit fünfzig Jahren; da darf mir kein Gärtner auf dem Schemel hin und her balanciren, um zu jäten, zu beschneiden und zu begießen. Das besorge ich Alles selbst mit meinem alten Maddis, nämlich nicht das Balanciren, das ist ja bei unsern altmodischen Beeten, wo die Wege immer gleich hübsch herumgehen, auch gar nicht nöthig, aber das Jäten und Begießen. Hier vorne ist mir Alles fremd und freut mich nicht. Trete ich aber durch die Hinterthür in den alten Garten mit seinen steifen Blumen und Bäumen, dann ist mir, als trete

ich zurück in meine schöne Vergangenheit, in meine eigentliche Welt." —

„Ja, das ist das richtige Wort," lachte ich. „Sie müssen nämlich wissen, Herr Baron, daß mein Tantchen eine vortreffliche Wirthin ist und es wie fast Niemand versteht, das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden. Da hat sie denn ihren Garten sehr praktisch in zwei Hälften getheilt, rechts die Blumen, links Obst und Gemüse. Sie zieht Spargel, dick und zart wie ein Kleinkinderarm, und frische Gurken schon im April. Ich nenne die beiden Seiten Poesie und Prosa von Lindenheim, und wie mein liebes Tantchen in Allem, außer der „Menschenliebe", die goldene Mittelstraße liebt, so wandelt sie auch mit Vorliebe in der breiten Lindenallee, welche zwischen beiden Seiten in die Fliederlaube führt. Diese Fliederlaube ist der Ruhehafen, in den Tantchen bei allen Lebensstürmen hineinsteuert, um dort beim Strickstrumpfe und stiller Einkehr in sich selbst das erschütterte Gleichgewicht zwischen Poesie und Prosa wiederzufinden.

„Was auch immer sehr bald geschieht", lächelte gutmüthig die liebe Frau, freundlich den Kuß entgegennehmend, welcher für diese etwas respectwidrige Schilderung Abbitte thun sollte. „Aber", drohte sie mir mit ihrer Stricknadel, „meine alte Fliederlaube lasse Du nur unbelacht, Du Spottvogel. Der schönste Erdenwinkel könnte mir nicht lieber sein als die harte Bank und der runde Tisch unter den Syringen. Dort habe ich so manches Jahr die Kränze gewunden zu den Transparenten, mit welchen die Brüder zu der Eltern Geburtstag die Hausthür schmückten, und dort hat mein Seliger bei mir angesprochen. Ich weiß noch eben, wie das geschah. Er war aus der nahen Stadt herübergeritten, hatte mit den Eltern gesprochen und war von ihnen in die Laube geschickt worden, wo ich Blumensamen sortirte. Der Flieder blühte gerade. Mein guter Fritz war ein schöner, hochgewachsener Mann, er mußte sich etwas bücken, um zu mir in die Laube zu

treten. Da streifte eine Blüthenrispe seine Stirn. Er griff danach, brach sie ab und reichte sie mir, indem er mit vor Bewegung gedämpfter Stimme sagte: „Fräulein Riekchen, man hat mir prophezeit, daß in dieser Laube ein großes Glück mir zu Theil werde, ich wage nicht, daran zu glauben. Nun hat der Syringenzweig meine Stirn gestreift, ich werde abergläubisch. Bitte, zählen Sie die Blüthenblätter und sagen Sie mir, ob ich wirklich auf das Glück hoffen darf, das ich ersehne, ich bin zu ungeschickt, es selbst zu finden." — Ich war bei seinen Worten sehr roth geworden und ärgerte mich, daß ich's war, aber, um ganz unbefangen zu scheinen, griff ich schnell nach dem Flieder in seiner Hand und bückte mich tief darüber, meine Verwirrung zu verbergen. „Alle zwölf Propheten, große und kleine", sagte ich gleich darauf scherzend, indem ich eine zwölfblättrige Blüthe von dem Stengel löste und ihm hinhielt, „nun werden Sie erst recht abergläubisch werden. Sie haben wirklich großes Glück." —

„Aber das größeste ist doch," versetzte er leise, „daß Sie dieses Glück für mich gefunden und es mir mit Ihrer lieben Hand reichen." — Und eine Viertelstunde später waren wir beide sehr, sehr glücklich und sind es auch unser Leben lang geblieben." Tante Friederikens seelenvolle Augen waren klar geworden bei der Erinnerung an ihr lange, lange entschwundenes Jugendglück.

„Und in dieser selben Laube auch war es, schloß sie wehmüthig, wo ich ihm nach vielen Jahren, als einmal der Flieder wieder blühte, den Kranz gewunden habe für seinen Sarg."

Die alternde Frau neigte sich tief über ihren Strumpf, wie um gefallene Maschen aufzunehmen, es war aber nur eine Thräne, welche schwer auf ihre Arbeit fiel. Ich bückte mich und küßte innig ihre Hand. Sie strich liebevoll über mein Haar, dann legte sie ihr Strickzeug zusammen und sagte, aufstehend und nach ihrem Sonnenschirm greifend:

„Da habe ich mich lange über die Zeit verplaudert.

Ich hatte heute früh der Müllerin, die da war, fest versprochen, nach ihrem Jüngsten zu sehen, der seit gestern in heftigem Fieber liegt. Wenn es Ihnen recht ist, lieber Baron, so warten Sie meine Rückkehr ab und bleiben zum Mittagessen bei uns."

Baron Bernhard lehnte dankend ab.

„Meine Mutter erwartet mich um die Stunde nach Hause, gnädige Frau. Aber wenn Fräulein Kitty mir erlauben will, meine Cigarre hier in ihrer Gesellschaft auszurauchen, so werde ich ihr dankbar sein."

Ich erlaubte es, und Tante Friederike ging beruhigt zu ihrem fieberkranken Müllerkinde. Sie war bereits lange hinter den Akazien verschwunden, welche den Weg zur Mühle verdeckten, und wir schwiegen noch immer. Der Baron blies den Rauch seiner Cigarre in die Luft, und seine Blicke folgten nachdenklich den phantastischen Ringen desselben. Ich zählte die Stiche an meinem Stickmuster und sah über meine Arbeit verstohlen nach ihm hin. Nein, er war entschieden gar nicht hübsch, und doch lag in diesem Gesichte etwas so Fesselndes, so viel Milde und Stolz zugleich, daß ich immer wieder hinschauen mußte. Wie konnte ein Mann mit solchen Augen ein hochmüthiges, enges, in lächerlichen Vorurtheilen befangenes Herz haben!

„Herr von Brinkendorf," sprach ich unwillkürlich laut meine Gedanken aus, „ist es möglich, daß auch Sie adelsstolz sind wie die Anderen?"

Er schrack auf wie aus schönen Träumen und sah mich befremdet an:

„Wie kommen Sie darauf?"

Ich erröthete. Ich konnte doch nicht antworten, daß ich ihn eben in Gedanken mit seiner Mutter verglichen hatte.

„Ich frage nur so," entschuldigte ich mich einfältig. „Aber Sie betonten dieses „Sie" so eigenthümlich, als ob Sie mich für anders hielten als Alle. Sollte das ein Lob oder ein Tadel sein?"

„Gewiß ein Lob."

„Ein sonderbares Lob aus Ihrem Munde, Fräulein Wolten, die Sie dasselbe blaue Blut in Ihren Adern haben."

„O, sehr gemischt!" lachte ich. „Meine Mutter ist eine Bürgerliche, und meine Sympathien sind es gleichfalls."

„Sie haben also nach Ihren Vorurtheilen eine günstige Meinung von mir? Ich bin begierig zu wissen, woher sie Ihnen kommt. Wir kennen uns ja noch so wenig."

„Aus Ihren Augen."

„Aus meinen Augen?" lachte er nun gleichfalls, leicht erröthend. „O, die Augen lügen oft."

„Die Ihrigen sind nicht die eines engherzigen Egoisten."

„Sondern die Augen eines Märtyrers, nicht wahr?" spottete er, wie mir schien, um eine leichte Verlegenheit zu maskiren.

„Nein, die eines Idealisten," erwiderte ich langsam, aber sehr ernst.

„Was so ziemlich dasselbe ist," ironisirte er weiter. „Ich danke Ihnen für Ihre günstige Meinung, mein Fräulein, wenn anders die Bezeichnung „Idealist" in unserem realistischen Jahrhundert nicht eher einen Vorwurf enthalten soll. Aber ich muß Sie doch enttäuschen, indem ich Ihnen gestehe, daß auch ich stolz darauf bin, ein Edelmann zu sein."

Ich sah ihn ungläubig an. Er wandte mir das Gesicht voll zu. Ja, dieser Zug um die Lippen, in diesem Augenblicke, erinnerte an seine Mutter, das war der ganze, maßlose, herrische Stolz der Brinkendorfs. Und er wiederholte mit ernstem Nachdrucke:

„Ja, ich bin stolz darauf, ein Edelmann zu sein."

Ich schwieg. Was sollte ich erwidern, ohne ihn zu kränken?

„Mißverstehen Sie mich nicht," fuhr er nach einer Pause fort. „Nicht, daß ich mich für gottwohlgefälliger, für besser hielte, als jenen armen Bauer, der dort auf dem Felde so mühsam hinter dem Pfluge hergeht und

in solcher sich täglich in einer oder der andern Form wiederholenden, heldenmüthigen Kraftanstrengung, in dem Ertragen aller Ungerechtigkeiten des Schicksals nur seine Pflicht zu thun glaubt. Er steht in seiner bescheidenen Selbstaufopferung, vom Standpunkte wahren Verdienstes betrachtet, vielleicht hoch über mir, und dennoch halte ich es für einen Vorzug, nicht unten im Dorfe geboren zu sein, sondern auf der Höhe, von wo ich den freien Ueberblick, das richtige Urtheil gewinne über Alles, was unten liegt."

„Das richtige? Aber wenn nun über Allem, was unter Ihnen steht, der Nebel alter, böser Vorurtheile liegt, Herr von Brinkendorf, meinen Sie nicht, daß die Klarheit Ihres Blickes dadurch getrübt werde?"

„Ich habe keine Vorurtheile. Oder habe ich doch eines, so ist es das Vorurtheil des Kunstgärtners, sagen wir, seine auf Erfahrung gestützte Gewißheit, den Baum zu veredeln, wenn er ihn in günstigen Boden versetzt, ihm die Bedingungen von Luft, Licht und Wärme zukommen läßt, die zu seinem Gedeihen nothwendig sind. Tiefgehende Beobachtungen haben den Naturforscher außer Zweifel darüber gesetzt, daß die Cultur der Jahrhunderte ein und denselben Samen, eine und dieselbe Knolle zu wunderbarster Verwandlung und Veredelung gebracht hat. Warum wollen Sie nicht zugeben, daß dieselbe Veredelung sich auch an dem Menschen vollzogen habe unter günstigen Verhältnissen? Ich nenne das nicht Vorurtheil."

„Sondern culturhistorische Wahrheit," erwiderte ich spöttisch. „Ich verstehe, Herr von Brinkendorf. Um also bei dem Bilde Ihrer culturhistorischen Theorie zu bleiben, ist die Grundform der Menschheit die Gurke. Aus dieser sind dann im Laufe der Zeit durch niedere und höhere Cultur verschiedene Abarten entstanden. Erst der ordinäre Kürbis — der Bauer, dann die höherstehende Arbuse — der Bürger, und endlich die edle, aromatische Melone — der Edelmann."

„Ihr Vergleich ist so schlecht nicht," lächelte er. „Er

hat Manches für sich. Es kommt fast Alles an auf die socialen Verhältnisse, in denen der Mensch geboren, die Sphäre, in der er lebt, die Familie, die ihn erzieht..."

„Aber Ihre Vorfahren, Baron, haben das arme Volk der Esten und Letten doch hineingedrängt in die socialen Verhältnisse.

„O, Sie geben der Frage eine durchaus andere Wendung, Fräulein Wolten. Wir sprachen ja nur von Thatsachen, nicht von ihren Ursachen. Doch Sie haben Recht. Der Abgrund, welcher hier den Menschen vom Menschen trennt, er ist unsere Schuld. Aber eben weil er unsere Schuld ist, so bin ich stolz darauf, ein Edelmann zu sein, und als solcher gut zu machen, so viel in meinen Kräften steht, was Edelleute dereinst verschuldeten."

Er war aufgestanden und ging, sich das lockige Haar mit der Rechten aus der Stirn streichend, erregt längs der Terrasse auf und ab.

„Und verschuldeten sie denn mehr als Andere?" fragte er, vor mir stehen bleibend und mich mit seinen beredten Augen vorwurfsvoll ansehend. „Mehr als die alten Römer in ihren eroberten Provinzen; als die Spanier in dem glücklichen Amerika; als die hochcivilisirten Engländer in dem schönen Indien? Thaten sie mehr, als es gebrauchen, das bestialische, aber leider mit dem Menschen geborene Recht des Stärkeren, das sich behauptet, überall, wohin er seinen Fuß setzt? Es ist eben die alte und ewige Geschichte vom Hammer und Ambos, welche neu bleiben wird, so lange zwei Menschen auf Erden neben einander leben. Das glückselige Land, da Alle eine Heerde sein werden unter einem Hirten, da der Wolf friedlich auf der Weide grasen wird neben dem Schafe, wird ein Utopien bleiben trotz aller Bemühungen des Christenthums und der Humanität. — Nein, Fräulein Kitty, die alten Schwertritter thaten nicht mehr als der Falke, der in den Hühnerhof stößt, sie thaten nichts Widernatürliches." —

„Es war auch wohl nichts Widernatürliches," erwiderte ich nun gleichfalls erregt, „daß die Edelfräulein,

welche sich so weit vergaßen, einen Unfreien zu lieben, von ihren eigenen Blutsverwandten zu Tode verurtheilt und in Säcken ertränkt wurden?" —

Er blieb wieder vor mir stehen. Sein Gesicht war sehr bleich geworden. Ein düsteres Feuer brannte in seinen Augen.

„Sie erinnern mich da an Furchtbares," sagte er langsam, mit stockender Stimme. „Aber glücklicher Weise stehen solche Fälle vereinzelt da. Und selbst in diesem unmenschlich grausamen Verfahren," fuhr er, sich immer mehr erregend, fort, „ist immerhin noch die eiserne Consequenz zu bewundern, mit welcher die alten Ritter auch ihres eigenen Blutes nicht schonten, wenn es sich um Verletzung ihrer Gesetze handelte. Aber," setzte er, wieder ruhiger werdend, hinzu, „wir sind da in das unendliche Meer der Raisonnements gerathen, ich sehe das Ufer kaum mehr und fürchte, wir haben beide ein zu leichtes, noch ganz unerprobtes Fahrzeug. Warten wir darum, bis wir Ballast genug haben, es tief und sicher schwimmen zu lassen." —

Er hatte nach seiner Mütze gegriffen und reichte mir die Hand.

„Leben Sie wohl, Fräulein Kitty, und keinen Unfrieden!"

Sein Gesicht war wieder klar geworden, nichts darin verrieth den vorhergegangenen, gewaltsam unterdrückten inneren Sturm.

„Sie bleiben also doch stolz darauf, ein Edelmann zu sein?" scherzte ich.

„Ja. Und ich bleibe es mit dem Rechte, mit dem Selbstgefühle, welches sagt: Noblesse oblige". Ich will mein Leben daran setzen, dieser Verpflichtung nachzukommen und den alten Fluch von uns zu nehmen." —

„Glauben Sie, daß das so leicht sei?" —

„Gleichviel. Rom ward nicht an einem Tage erbaut." —

„Aber was kann ein Einzelner, Baron?" —

„Einzelner? Nein, Fräulein von Wolten. Gott sei Dank, ich stehe nicht allein. Die Besten, die Edelsten unter uns haben sich bereits seit lange die Hand gereicht zu dem großen Werke der Hebung des Landvolkes."

Er bestieg sein Pferd, welches der Gärtnerbursche wieder vorgeführt hatte, und grüßte nochmals zurück, als er um die Allee bog. —

* * *

Am Abend ließ Tante Friederike unsere braune Stute vor den kleinen Korbwagen spannen, und wir fuhren hinaus zur Hoflage, um nachzusehen, ob der Hafer fortkäme, welcher, wegen des in diesem Jahre reichlichen Wassers, in den Niederungen spät gesäet war. Rechts vom Wege dehnte sich die schöne Besitzung der Brinkendorfs weit hinaus bis an den Fluß: Roggenfelder, deren bläulich grüne Halme bereits wogten wie das leise bewegte Meer; smaragdfarbener Hafer, noch kurz, aber dicht wie eine Bürste und den Boden wie mit riesigem Sammetteppich bedeckend; weiter der schöne Heuschlag, dann die nassen, mit gelben Kuhblumen dicht bestandenen Wiesen und zuletzt der berühmte Moraft, welcher so viel harte Rubel verschlungen haben sollte, daß man damit den Weg von Lindenheim nach Brinkendorf hätte pflastern können. Seitab aber, dort, wo die Wälder begannen und das Land allmälig hinaufstieg bis an die Sandsteinfelsen, von denen der brausende Gießbach in die Wolfsschlucht stürzte, schaute von der Höhe das stolze Schloß herab auf die im Thale stehende schmucklose, weißgetünchte Kirche und überall verstreute Dörfer, in welchen hier und da zwischen den elenden Rauchhütten einzelne freundliche, durch helle Fenster und junge Gartenanlagen verschönte Häuser hervortraten, wie ein verheißender Schritt in eine bessere Zukunft. Jetzt lag das Alles da in dem schwermüthigen, rothgoldenen Lichte der untergehenden Sonne. Morgen wird die

Sonne drüben wieder aufgehen, hell und warm, und Vieles wird anders aussehen, Schutt und Schmutz um die Stätten des Elends unschön sichtbar werden, aber auch Manches zum Leben erwachen, was jetzt in hoffnungslosem Dunkel liegt. Wird sie wirklich auch diesem armen Volke bald aufgehen, die Sonne geistiger Erleuchtung? Wird er, der das Wohl seiner Bauern zu seinem Lebenszwecke gemacht, der sich sehnt, den alten Fluch abzuschütteln, wird er die Kraft haben, sein Ziel zu erreichen? Wird er die aufgehende Sonne sehen?

„Tante," fragte ich, noch voll von diesen Gedanken, „ist Baron Bernhard ein tüchtiger Landwirth und gütiger Herr?"

„Ja, das ist er", erwiderte Tante Friederike warm. „Ein guter und rechtschaffener Herr ist er, das ist in meinen Augen die Hauptsache. Und einen besseren Landwirth soll es im ganzen Kreise nicht geben. Wenn ihm die Hände nicht gar zu sehr gebunden wären, würde das Gut noch ganz anders aussehen und der Wohlstand seiner Bauern rasch zunehmen. Er hat ja auch schon viel gethan in den zwei Jahren, seit er, wegen Erkrankung der Baronin von der Universität heimberufen, die Oberverwaltung des Gutes übernahm. Du solltest nur hören, wie die Leute von ihm sprechen. In seinem kleinen zweirädrigen Wagen befährt er täglich die Felder der Bauern, kehrt in ihre Dörfer ein, besichtigt Wohnungen und Viehställe, hilft hier aus mit Geld, dort mit gutem Rathe, überall aber mit seinem Schutze, seiner Autorität. Er versteht es, ganz ohne Härte, auch den Faulsten zur Arbeit zu zwingen und ihm diese zur lieben Gewohnheit zu machen. Kann ein Bauernwirth z. B. dem Gute seine Pacht nicht zahlen, nicht, weil sie zu hoch wäre, das ist in Brinkendorf nicht der Fall, aber aus Trägheit und Mangel an Unternehmungsgeist, und Lust, mit seinen Händen mehr zu schaffen, als gerade zur Nothdurft des eigenen Leibes nöthig ist, so setzt Baron Bernhard ohne ein einziges böses Wort

dem Faullenzer auf dessen Rechnung einen Knecht in das Haus, welcher ihm helfen muß, den Pachtzins abzuarbeiten. Das Mittel hilft immer. Der träge Wirth, dessen Geiz noch größer ist als seine Faulheit, rafft sich, um den ihm aufgezwungenen Mund nicht unnütz zu füttern, aus seinem alten Schlendrian empor, und paßt nicht nur auf, daß die Arbeit ordentlich verrichtet werde, sondern er hilft mit Anspannung aller Kräfte dazu, daß die rückständige Pacht schneller entrichtet und er den Brodesser los werde. Für das nächste Jahr ist die Cur dann schon gewiß nicht mehr nöthig, sie hat ein für allemal heilsam gewirkt. Aber, was das Beste ist, mit der gezwungenen Arbeit kommt nicht nur, außer dem Pachtzins, noch mancher hübsche Groschen zum Ankauf von Milchkühen und Zugvieh in's Haus, sondern auch Lust und Liebe zu der fortan freiwilligen, einträglichen Thätigkeit."

Wir fuhren an einer Koppel vorüber, in welcher schöne, wohlgepflegte Racepferde behaglich weideten.

„Sieh doch, Kitty", sagte Tante Friederike, mit ihrem weißen Sonnenschirme hinüberdeutend, „was für prächtige Gäule die Bauern hier haben. Auch das ist Baron Bernhard's Verdienst. Die Leute wollten lange nicht dran. Sie meinten, die früheren kleinen Ackerratten kosteten ihnen weniger Futter. Der Baron hat sie darob ausgelacht und ihnen so lange zugeredet, auch aus eigener Tasche einen Vorschuß gegeben, daß sie sich Racepferde erzogen. Du hättest nur sehen sollen, Kind, wie da mit den schönen Thieren auch Liebe und Erbarmen für das arme, wehrlose Vieh in die harten Bauerseelen einzog. Es ist, als ob die stattlichen Gäule empfindlicher sein müßten gegen alle Unbill des Schicksals als die früheren Schindmähren, ja gar als die Bauern selbst, so schön thun sie mit ihnen, hegen und pflegen sie und räumen ihnen alle Steine aus dem Wege. Ich meine das buchstäblich", lachte Tante Friederike heiter, „denn siehst Du, es hat sich manchmal getroffen, daß der Baron mit eigenen Augen gesehen

hat, wie die Bauern, wenn sie mit den schönen Thieren pflügten, sich nach jedem Steine auf dem Felde bückten und diese sorgfältig in Haufen sammelten. „Damit sich die theuren Gäule nicht dran stoßen", antworteten sie dem Herrn auf seine Frage. So werden die Felder gesäubert, die Thiere haben's gut und der Bauer auch. Der alte Baron, der streute das Geld nur so aus mit vollen Händen, verringerte den Leuten die Pacht und schenkte sie ihnen zuletzt ganz, bis die Baronin seinem Regimente ein Ende machte. Und die Bauern sind dabei doch immer mehr heruntergekommen. Baron Bernhard's Methode ist das nicht. Mit Geld allein erreicht man nichts, sagt er. Dem Stumpfen und Trägen rinnt das mühelos Gewonnene nur wieder so durch die Finger, den Feinfühlenden drückt es wie eine moralische Last. Nur den Weg bahnen muß man dem redlichen Arbeiter, seinen Karren aus dem Koth ziehen. Er bringt ihn dann schon selbst rüstig weiter und gewinnt das erhebende Bewußtsein, daß er seinen Wohlstand der eigenen Kraft verdankt. So lehrt er sie denn nur, ihre Felder rationell einzutheilen und zu verwerthen, deren Erzeugnisse nach ihrer Güte zu sortiren, sorgt für neue Sämereien und stellt ihr Getreide, ihre Kartoffeln oft mit den eigenen auf den Handelsmarkt, in die Brennereien, um ihnen Zeit und Mühe zu ersparen. Sieh nur, wie glatt der Weg ist, über den wir fahren, recht wie ein frisch gerolltes Tischtuch. In keinem Kirchspiele findest Du solche Landwege. Den hat Baron Bernhard mit vereinten Kräften aller Dorfschaften und der eigenen Hofs-Arbeiter in kurzer Zeit herrichten lassen. Ist es nicht ein Vergnügen, hier zu fahren? Auch dagegen protestirten zuerst die Bauern, welche doch bei der früheren halsbrechenden Passage oft bis über den Knöchel im Kothe standen und sich verzweifelt hinter den Orren kratzten, wenn ihnen in den Wasserlöchern eine Axe am Wagen gebrochen oder ihr Karren in dem bodenlosen Grunde stecken geblieben war. Bei der Kirche ist eine neue Schule gebaut

worden, und ich glaube, er plant noch etwas ganz Besonderes, irgend eine Mustererziehungsanstalt für Mädchen. An dem neuen Verwalter hat er eine tüchtige Stütze."

Ein leichter Korbwagen, von zwei kräftigen Schimmeln gezogen, rollte uns entgegen. Ein stattlicher Herr in den Fünfzigern und ein junges Mädchen, dessen Gesicht man unter dem breiträndrigen Strohhute nicht gut sehen konnte, saßen darin. Der Herr grüßte.

„Wer war das, Tante?" fragte ich.

„Nun, der neue Verwalter vom Schlosse, von dem ich Dir eben sprach." —

„Dieser? Aber der sieht ja gar nicht aus wie ein Verwalter. Eher wie ein Edelmann." —

„Nun, das ist er gerade nicht, sein Name ist Helmers. Aber ein sehr gebildeter Mann soll er sein und in seinem Fache ein Genie. Baron Bernhard hält große Stücke auf ihn." —

„Und die Dame neben ihm?"

„Seine einzige Tochter. Er ist Wittwer, und sie besorgt ihm die Wirthschaft. Sie ist noch sehr jung, aber man sagt, sie verstehe Alles. Ihr Vater ist Ausländer. Sie ist auch im Auslande erzogen, und dort lernen die jungen Mädchen mehr und gründlicher als hier zu Lande."

„Ist sie hübsch, Tante?"

Tante Friederike antwortete nicht gleich. Sie schien nicht zu wissen, was sie sagen sollte. Die Schönheit der Verwalterstochter war also wenigstens nicht unbestreitbar.

„Hübsch, Kitty? Ich weiß es nicht. Sind die Engel hübsch? Ich habe nie darüber nachgedacht, aber als ich sie neulich in der Kirche sah, mußte ich immer wieder zu ihr hinsehen und denken, daß die Engel gerade solch' ein Gesicht haben müßten . . . . . Und weißt Du, was ich noch gedacht habe? Heute, als ich Baron Bernhard nach langer Zeit wiedersah und er mit uns plauderte, mußte ich sie im Geiste mit ihm paaren. Die Beiden

scheinen mir wie vom lieben Gotte selbst eigens für einander geschaffen."

Mir wurde bei Tante Friederikens Worten heiß und kalt. Ein bitterer Stachel senkte sich in mein Herz.

„Gefällt sie ihm denn?" versuchte ich recht gleichgiltig zu fragen.

„Bewahre Gott davor!" rief Tante Friederike beinahe entsetzt. „Sie ist ja kein Edelfräulein, und Du kennst die Baronin."

Eine Woche später, es war bald nach Pfingsten, schickte mich Tante Friederike, die selbst nicht abkommen konnte, in das Dorf, um einem neuen Weltbürger seine erste Aussteuer an Windeln und Häubchen zu bringen. Der Weg war ziemlich weit, aber er führte durch den Wald, und der Tag war so verlockend schön, daß ich das Anerbieten, mir den Kirchenwagen anspannen zu lassen, ausschlug, mein Körbchen an den Arm hing und in den Frühling hineinwanderte. Als ich den Wald erreichte, stand die Sonne bereits hoch. Mir war sehr heiß geworden, ich nahm meinen Gartenhut ab und sah mich nach einem passenden Ruheplätzchen um. Dieses fand sich bald unter einer ehrwürdigen Birke, aus deren Laubkrone mich der Kuckuk begrüßte. „Gut, so bin ich doch nicht ganz allein," dachte ich vergnügt und lagerte mich in das weiche Moos. Die vorsorgliche Tante hatte ein großes Stück Pfingstkuchen als Wegekost obenauf in das Körbchen gelegt. Der Safran, mein Lieblingsgewürz, duftete mir einladend entgegen, ich biß kräftig in das schöne Gebäck, lehnte den Kopf an den Birkenstamm und schloß in seligem Doppelgenuß von Maienluft und Safranduft die Augen, während der Kukuk von oben neidisch sein Guck—Guck herunterrief.

„Gesegnete Mahlzeit!" ertönte es da plötzlich dicht vor mir, und ein sonores Lachen begleitete den frommen Wunsch. Ich öffnete erschreckt die Augen und richtete mich schnell auf. Vor mir stand Baron Bernhard, in grauer Jagdjoppe, aber ohne Gewehr, nur mit Bleistift und

Brieftasche bewaffnet und einen Strauß schöner Maiglöckchen in der Hand.

„Da sage Einer noch, daß junge Mädchen von Luft allein leben," sagte er mit gutmüthigem Spotte, seinen grauen Filzhut lüftend und mir höflich seine Blumen bietend. Ich weiß nicht, wie mir ward. Aus jedem Blumenkelche schaute mir plötzlich das Mädchen mit dem breiträndrigen Strohhute, die Verwalterstochter, deren Gesicht ich nie gesehen, entgegen, spöttisch, triumphirend. Die Blumen schienen mir abscheulich.

„Ich danke, Herr Baron," sagte ich kalt. „Ich mag nur Blumen, die ich selbst gepflückt."

Er sah mich einen Moment verwundert an. Hielt er mich für launisch? Wahrscheinlich. Ich konnte es ihm ja doch nicht sagen, daß Tante Friederike die Verwalterstochter mit dem Engelsgesicht als vom lieben Gott für ihn geschaffen ansah, und daß mir die bloße Vorstellung davon jeden Tropfen Blut in Galle verwandelte.

„Sie scheinen Ihre glückliche Frühlingsstimmung ja wirklich für alle Zeit eingebüßt zu haben," sagte er, augenscheinlich aufrichtig bekümmert. „Als ich Sie vorhin so mit geschlossenen Augen hier im Grase liegen und so glücklich lächeln sah (er hätte sagen sollen „kauen") dachte ich, Sie lauschten entzückt dem Waldconcert..."

„Nichts weniger als das, Herr von Brinkendorf," erwiderte ich möglichst kühl. „Ich bin nicht in den Wald gekommen, den Kuckuk zu hören. Meine Tante hat mich mit einem sehr prosaischen Auftrage in das Dorf geschickt, so ist denn der Wald hier nur meine Wegstation und das Gras zu Ihren Füßen mein Frühstückstisch. Aber," fuhr ich nun auch spottend fort, „es scheint mir, daß Sie auch nicht gerade hergekommen sind, diese Maiglöckchen zu pflücken."

„Nein, das freilich nicht. Ich habe nach meiner Baumschule gesehen. Der Sturm gestern hat ihr böse mitgespielt, und auch hier im Walde habe ich manchen gebrochenen Stamm gezählt."

„Haben Sie auch die alten genealogischen Stämme

notirt, Herr Baron, welche morsch geworden, und die wohl auch bei nächster Gelegenheit für immer brechen werden?" fragte ich mit boshafter Anspielung auf die mit kunstvoll eingesticktem Wappen geschmückte Brieftasche in seiner Hand. Er hatte die boshafte Malice gewiß nicht verdient, besonders nach unserer letzten Unterhaltung in Lindenheim, wo er mit so schöner, jugendlicher Begeisterung erklärt hatte, gut machen zu wollen, was seine Vorfahren einst verschuldet. Aber der Dämon der Eifersucht in mir, einer Eifersucht, die bis jetzt noch keinen andern Grund hatte als Tante Friederikens exaltirte Vision, war stärker als meine Gerechtigkeit. Er konnte keine Ahnung davon haben, was in mir vorging, ich mußte ihm einfach herzlos und allen Zartgefühles bar erscheinen. Ein zorniger Strahl seiner Augen traf mich, aber nur für die Dauer einer Secunde. Dann war sein Gesicht wieder vollkommen ruhig, und sich auf einen breiten Baumstumpf mir gegenüber setzend, sagte er in demselben ruhig freundlichen Tone wie vorhin:

„Wie kommen Sie nur zu so boshaftem Spotte, Fräulein Kitty? Er kommt Ihnen nicht von Herzen, ich weiß das, denn man fühlt die Sympathie auch durch die häßlichste Maske. Das ist mein Glück, sonst dürfte ich nicht auf Sie rechnen."

Ich fühlte, daß ich bei seinen ersten Worten glühend roth geworden war. Hatten diese Augen die furchtbare Macht, wie die helle Sonne in jeden verborgenen Winkel zu dringen und offenbar zu machen, was sich darin scheu vor sich selbst hätte verstecken sollen? Nein, er durfte mein Herz nicht ergründen, mein häßliches Gefühl nicht errathen. Ich bemühte mich, ihm mit derselben freundlichen Ruhe zu antworten:

„Verzeihen Sie, Baron. Meine Bemerkung war mehr als kindisch. Aber worin rechnen Sie auf mich?"

Er hielt mir seine geöffnete Brieftasche hin.

„Ein Bauplan?" fragte ich befremdet. „Wie kann

ich Ihnen dabei nützlich sein? Ich bin ja nicht Architekt. Wollen Sie einen neuen Schafstall bauen?"

Er lachte.

„Ja, und zwar für die schönsten, wenn auch nicht immer frommsten Schäflein der Erde. Sehen Sie her, Fräulein von Wolten, das soll ein Schulhaus werden nach neuestem Muster."

„Für wen?"

„Für alle Mädchen der umliegenden Dörfer, das heißt, mit der Zeit. Da aber aller Anfang klein sein muß, besonders in den Händen so unerfahrener Novatoren, wie ich es bin, so denke ich vorerst nur an unsere eigenen."

„Aber Sie haben ja schon ein Schulhaus, Baron!"

Er schüttelte den Kopf. „Jenes da taugt nicht. Es ist nach der alten Schablone gebaut und auch der Unterricht darin läßt viel zu wünschen übrig. Das neue Haus soll ganz anders, viel praktischer eingerichtet werden. Ich trage mich schon lange mit dem Plane dazu. Herr Helmers, unser neuer Verwalter, ist mit Leib und Seele dafür. Nur fehlten mir bisher die Mittel. Gestern endlich ist es mir gelungen, auch meine Mutter zu gewinnen. Sie erklärte sich bereit, das nöthige Geld herzugeben — es ist ziemlich viel nach dem Ueberschlage des Verwalters, der zugleich unser Architekt ist. Aber gleichviel. Der Herzenskummer unseres alten Kubbias, eines besonderen Schützlings meiner Mutter, hat gestern den Ausschlag gegeben. Denken Sie sich, er hatte seine älteste Tochter, ein aufgewecktes, fähiges Mädchen, nach Beendigung der Gemeindeschule zur „höheren Ausbildung" in die Stadt gegeben. Sie haben gewiß davon gehört, daß der neugegründete Bildungsverein vor einigen Jahren eine Anstalt eröffnet hat für die „praktische Ausbildung" weiblicher Talente aus dem Landvolke. Meine Mutter zahlte das verhältnißmäßig hohe Kost- und Lehrgeld. Nun kehrte die Mai vor einem Monate „praktisch ausgebildet" in das Dorf zurück, und die Eltern erwarteten Wunder von den Leistungen ihres Kindes. Aber die Enttäuschung

war groß. Sie hätten die Verzweiflung des Alten gestern sehen sollen, Fräulein Kitty, als er mir vorklagte: „Was habe ich nun von dem Mädchen? Ihre Hände sind zarter und weißer geworden in der Stadt, denn sie hat nichts gethan als Papierblumen angefertigt und Spitzen gehäkelt, mit denen sie ihre eigenen Hemden benäht. Von Flickerei, Weißnaht, Waschen, Plätten und Kochen hat sie keine Vorstellung, und für die gröbere Arbeit in unserer Bauernwirthschaft, wo sie der Mutter früher rührig zur Hand ging, ist Lust und Geschmack verloren. Wie sollte sie auch mit der Mistgabel noch den Dünger im Kuhstalle wenden wollen, nachdem sie zwei Jahre lang in der Stadt nur mit dem Sonnenschirm auf den Straßen manövrirt hat? Nun sitzt sie stundenlang am Fenster und schmachtet den Mond an, oder seufzt und weint, daß Einem die Galle überfließt, wenn man sie nur ansieht. Schade um's theure Geld, das die gnädige Frau Baronin so zum Fenster hinausgeworfen hat. Da hole der Kuckuk die „höhere weibliche Ausbildung!" Und wie der Kubbias, so klagen Alle, die es mit der neuen Anstalt versucht haben, Fräulein Kitty. Nun wollen wir selbst eine bessere hier in Brinkendorf errichten."

„Ein Etablissement für feine Pariser Blumen und Brüsseler Spitzenklöppelei, Baron? Ich begreife, Sie, als Aristokrat, müssen simple Papierblumen und grobe Baumwollspitzen hassen, wie jede Mittelmäßigkeit."

„Scherzen Sie nicht. Die Sache ist mir sehr ernst. So ernst, daß ich, trotz Ihrer Abneigung gegen Ihre eigene Kaste, dringend wünsche, Sie zu meiner Verbündeten zu machen."

„Mich? Doch nicht als Directrice des neuen Instituts. Ich verstehe weder Blumen anzufertigen, noch Spitzen zu klöppeln."

„Ist auch nicht nöthig. In meiner Schule wird man die Mädchen waschen, plätten, nähen und kochen lehren."

„Lauter Künste, die ich ebenfalls nur dem Namen nach kenne."

„Was mir um Ihretwillen leid thut, Fräulein Kitty, für mich aber nicht von besonderer Wichtigkeit ist. Außerdem soll daselbst noch etwas Wissenschaft getrieben werden: Lesen, Schreiben, Rechnen, Religion, Geographie, Geschichte, Alles elementar, nur nicht nach dem alten geisttödtenden System. Das ist es, worin Sie mir sehr nützlich sein können, wenn Sie nur wollen. Ich verlange keine unentgeltlichen Opfer. Meine Lehrerinnen werden anständig honorirt und sollen alle Vortheile unumschränkter Freiheit und persönlicher Initiative haben, weil nur Selbständigkeit im schweren Berufe der Erziehung wirkliche Erfolge haben kann. Damit ich ihnen jedoch mit gutem Gewissen carte blanche zur Hütung meiner Lämmer geben kann, muß ich genau wissen, welchen Händen ich diese anvertraue, und darum, Fräulein Kitty, bitte ich Sie, unsere Schulmeisterin zu werden. Das Gebäude wird auf dem Hügel am Waldesrande errichtet werden, gerade einen Katzensprung von Lindenheim. Sie werden daher nicht nöthig haben, Ihre Tante mehr als während einiger Stunden des Tages zu vernachlässigen, und wo es sich um ein gutes Werk handelt, ist die liebe Frau die Erste, die „Ja" sagt."

Er sah mich so treuherzig überredend an, mit einer Zuversicht, als erwarte er von mir dasselbe tiefe Interesse für sein Project wie bei seinem Kubbias.

„Sie sind sehr gütig, Herr von Brinkendorf", erwiderte ich, „aber vorschnell in Ihrem Vertrauen. Ich habe Ihnen, meines Wissens, noch keine Beweise meiner pädagogischen Tüchtigkeit gegeben und muß Ihnen Ihre Frage von neulich zurückgeben: Woher schöpfen Sie Ihre gute Meinung?"

„O, nicht aus Ihren Augen, wie Sie bei mir," lachte er heiter. „Die Quelle ist trügerisch. Und nun gar bei Frauen! Lachend, wenn der Schmerz dahinter weint, schmeichelnd, während böse Schadenfreude im Herzen jauchzt, heute so ruhig und klar, daß man den reinen Grund zu sehen meint, morgen wildbewegtes,

trübes Wasser. Auch Ihren Augen, Fräulein Kitty, so ehrlich sie eben blicken, könnte ich die Wohlfahrt meiner Anstalt nicht anvertrauen. Ich baue mein Haus auf solideren Grund.

„Und der wäre?"

„Ich habe mich einfach in dem Fräuleinstifte, das Sie erzogen hat, nach Ihrem Charakter und Ihren Fähigkeiten erkundigen lassen. Die Oberin ist eine Freundin meiner Mutter."

„Das war perfide, Baron."

Er zuckte gleichmüthig die Achsel: „Der Zweck heiligt die Mittel." —

„Aber, zugegeben, daß ich einverstanden wäre, so brauchen Sie doch noch andere Kräfte . . ."

„Ich habe sie bereits."

„Wirklich? Ich bin begierig . . ."

„Da ist erstens meine alte Amme, welche seit Jahren die ganze Wirthschaft des Schlosses, Spinnerei und Weberei, Wäsche und Küche fast mehr noch als die Haushälterin selbst zu leiten hat und es mit einer Umsicht thut, welche meine Mutter nicht genug loben kann. Sie ist noch ganz rüstig und würde, aus Liebe zu mir, sich meiner Schule gern ein paar Jahre lang widmen, bis Alles in Gang kommt. Außerdem." . .

. . . . . .

Er zögerte, und in seinen offenen Zügen malte sich momentane verlegene Unentschlossenheit. Doch, sich sogleich wieder fassend, fuhr er ruhig fort.

„Außerdem wird Fräulein Eva Unterricht in allen praktischen Handarbeiten, in der feinen Wäsche, Glanzplätterei u. s. w. ertheilen. Sie ist in Breslau erzogen und versteht das Alles meisterhaft. In Deutschland thut man mehr für die praktische Ausbildung künftiger Hausfrauen als bei uns. Fräulein Eva steckt auch erfahrene Hausfrauen mit ihren Kenntnissen in den Sack."

„Fräulein Eva? Wer ist denn das?"

„Sie kennen Fräulein Eva Helmers noch nicht?

O, Fräulein Kitty, wenn Sie wüßten." — Er bückte sich und nahm die schönen Maiglöckchen, die er neben sich in's Gras gelegt, auf, um sie liebevoll zu betrachten und ihren Duft einzuathmen. „Man besingt die Rosen in Versen und Prosa. Sie sind ja schön, ich streite nicht. Aber sie blühen das ganze Jahr, in Gärten, Treibhäusern, Stuben. Man sieht sie überall und immer. Sie erwecken nichts Neues, sie sagen nichts Neues. Aber diese kleinen Silberglöckchen hier am schlanken grünen Stengel, mit dem eigenartigen Dufte, meine Lieblingsblume, die blüht alle Jahr nur einmal, zu einer Zeit, da die Natur, nach langem Winterschlafe erwachend, der Sonne entgegenjauchzt und das Menschenherz seinem Frühlinge. Sie blüht auch nicht einem Jeden käuflich in bunten Töpfen. Wer sie haben will, muß sie aufsuchen im stillen Waldthale." . . .

„Herr von Brinkendorf," unterbrach ich ihn gereizt und ungeduldig, ahnend, wo er hinauswollte, „Sie werden poetisch. Bleiben wir bei der Prosa, d. h. bei Ihrer Schule und deren zukünftiger Hilfslehrerin, Fräulein Helmers . . . nicht wahr, so heißt die" . . . Dame, hatte ich sagen wollen, folgte aber einem plötzlich gar zu mächtig aufwallenden gehässigen Gefühle und vollendete „Verwalterstochter".

Das mußte den stolzen Edelmann kränken, der die wilde Maiblume der Wälder, ganz gegen seine Culturtheorie, so rühmte. Ich war wirklich schlecht. Er schien es aber nicht zu merken, sondern sagte lebhaft:

„Ich werde Sie mit einander bekannt machen, sehr bald, Fräulein Kitty. Sie müssen ja doch Diejenige kennen, mit welcher gemeinsam sie meine Blumen pflegen sollen."

„Sie malen Idyllen, Baron," versetzte ich spöttisch. „Es gehört wirklich mehr als gewöhnliche Einbildungskraft dazu, in schmierigen Bauergöhren zarte Blumen zu sehen."

„Gefällt Ihnen mein Vergleich nicht?" fragte er

nachdenklich. „Sie sollten dem, was mir so ernst am Herzen liegt, wirklich mehr Ernst schenken, Fräulein Kitty. Ich glaubte, Sie hätten wirkliche Sympathie für unser armes Volk."

Ich war aufgestanden und rüstete mich zum Weiterwandern.

„Ich habe Ihnen so viel Ernst und Aufmerksamkeit geschenkt, Herr von Brinkendorf, daß ich darüber Zweck und Ziel meiner Wanderung vergaß. Wenn unterdeß der junge Weltbürger den Häubchen entwachsen ist, die ich ihm bringen sollte — Sie wissen, Kinder wachsen schnell —, so haben Sie das vor Tante Friederike zu verantworten."

Er begleitete mich durch den Wald. Als wir an dem Rande desselben angekommen waren und das Dorf vor uns lag, sagte er, mir die Hand reichend:

„Auf Wiedersehen, Fräulein Kitty. Ich habe also Ihr Wort. Und in diesen Tagen wird Fräulein Eva Helmers Sie besuchen."

„Ist's so eilig?" fragte ich verwundert. „Die Bäume zu Ihrer Musteranstalt sind ja noch nicht gefällt, und es dürfte viel Wasser in's Meer fließen, ehe wir dort die erste Wäsche waschen."

Die Bekanntschaft mit Eva Helmers sollte früher gemacht werden, als ich erwartete. Schon am nächsten Morgen, als ich unsern kleinen Kaffeetisch im Speisezimmer deckte, sagte Tante Friederike, indem sie das Fenster öffnete und den süßen Fliederduft hereinströmen ließ, mit einem Blick auf den strahlend blauen Himmel:

„Es ist recht fatal, daß gerade heute gebuttert und später die complicirte Procedur mit den Knappkäsen vorgenommen werden muß. Die Kadri brummte schon gestern, daß uns der Quarg sauer würde. Ich hätte das schöne Wetter so gerne zu einer Fahrt nach Brinkendorf benutzt, um mir neue Blumensamen zu holen. Meine schönen Petunien sind in diesem Jahre nicht aufgekommen, der Same reifte wohl nicht recht bei dem

ewig kalten Wetter des vergangenen Sommers. Willst Du mir nicht den Gefallen thun, Kitty?"

„Nach Brinkendorf fahren, Tante, zum Gärtner?"

„Nein, Kind. An den alten Murrkopf wende ich mich nur im äußersten Falle. Wenn der Jemandem mal was für theures Geld verkauft, so thut er es mit einem Gesichte, als entweihe er seine Blumen, wenn er sie aus dem Schloßgarten in gewöhnlicher Menschen Erde verpflanzt. Du sollst zum Verwalter. Seine Tochter soll in den zwei Jahren, daß sie drüben schaltet, das Gärtchen beim Disponentenhause in ein wahres Paradies verwandelt haben und auch Jedermann darin gefällig sein, wie sie kann. Ich sah neulich im Vorüberfahren hinter den Glasscheiben ihres Treibhäuschens ganz wunderschöne Exemplare der gefüllten Petunia. Sie wird einer alten Frau gewiß gern ein Loth von ihren Samen abtreten."

Als mein kleiner Kirchenwagen am Nachmittage vor dem saubern Verwalterhause hielt, war ich höchst gespannt auf dessen Herrin, Tante Friederikens „eigens vom lieben Gotte für Baron Bernhard geschaffenes Engelsgesicht", des Barons „Maiglöckchen, das nicht überall und immer blüht", seine „zuverlässigste, auf praktisch deutsche Weise ausgebildete Hilfe in der projectirten Musteranstalt", vor Allem aber das Mädchen, in welchem mein Herz trotz ihrer bürgerlichen Herkunft und des bekannten Brinkendorffschen Adelsstolzes die gefährliche Nebenbuhlerin ahnte — wie sollte ich nicht mit gespannter Ungeduld darauf warten, daß sie mir entgegenträte? Wie sollte ich nicht mit der allen liebenden Frauen mehr oder weniger eigenen neidischen Eifersucht im Stillen hoffen, daß ihre Erscheinung Tante Friederike, sowie den Baron, diese schwärmerischen Idealisten, Lügen strafen und mir den giftigen Stachel aus dem Herzen nehmen würde? Wenn sie mir dort in ihrem eigenen Hausflur rothwangig und vierschrötig entgegengestampft wäre, wie daheim unsere gutmüthige Kai; mit dem breiten Dialekte der deutschen Colonistinnen,

der in Polen mein musikalisches Ohr zerrissen hatte, — wie lieb, wie lieb wäre sie mir auf einmal geworden! Aber sie kam mir nicht entgegen, Niemand kam mir entgegen. Das Haus, dessen Fenster mit sorglich beschnittenem, aber noch schwach belaubten Gaisblatt umrankt waren, lag sehr stille da im Scheine der Nachmittagssonne. Kein Hund bellte mich an, kein Hahn krähte im Hinterhofe. Nur ein gelbes Kätzchen sonnte sich auf den Treppenstufen und blinzelte mich schläfrig an, als ich in das Haus trat. Der Hausflur war weiß gescheuert und, nach damaliger Sitte, mit weißem Sande und frischgehackten Tannenzweigen bestreut. Die Thür in die Wohnstube stand halb offen. Von drinnen wehte mir eine Luft entgegen, wie sie der feuchten, mit dem heißen Plätteisen in Berührung gebrachten Wäsche zu entströmen pflegt. Die schöne Eva weilte eben also nicht in ihrem Paradiese, unter Blumen und blühenden Obstbäumen, sondern an dem Plättbrette, nach dem Waschtroge das prosaischste Feld weiblicher Thätigkeit. Ich trat ein. Da stand sie richtig mitten im Zimmer vor Wäschkorb und Plättbrett, in der einen Hand das blanke Bügeleisen, in der andern ein frischgestärktes, halbgebügeltes Herrenhemde. Nebenan auf dem Tische lag bereits ein ganzer Berg derselben, schön vollendeten Wäschegattung, die stolzeste Reclame für deutsche Glanzplätterei. In solchen Augenblicken läßt sich eine deutsche bürgerliche Hausfrau, der gut gebügelte Wäsche Ehrensache ist, nicht sanftmüthig eine Unterbrechung gefallen, bei welcher das Eisen erkaltet und die Stärke trocknet. Ich machte mich daher auf einen keineswegs gastfreundlichen Blick gefaßt. Sie aber hob ruhig die großen, grauen Augen von ihrer Arbeit, nickte mir lächelnd zu wie einer alten Bekannten und sagte mit tief melodischer Altstimme in reinstem Hochdeutsch:

„Ich bitte, setzen Sie sich. Es ist etwas warm hier — die heißen Bolzen. Soll ich Ihnen das Fenster öffnen?"

Und ehe ich Zeit gefunden, zu antworten, war sie

am Fenster und stieß mit leichter Bewegung ihres vollen weißen Armes, über den der weite Aermel zu freierer Handhabung des Plätteisens aufgestreift war, beide Flügel zugleich auf, daß der laue Abendwind aus dem dahinten liegenden Garten alle Blumendüfte hereintrug. Dann stand sie wieder am Brette und bügelte ruhig weiter. Ich folgte unwillkürlich bewundernd den Bewegungen ihrer kleinen Hand, welche mit der sicheren Leichtigkeit einer Künstlerin mit dem glühenden Eisen über die weiße Wäsche fuhr, und bat um Entschuldigung, so störend in ihre häusliche Thätigkeit gekommen zu sein.

„Warum störend?" lächelte sie freundlich. „Sie stören durchaus nicht. Es kommen ja öfters Leute zu meinem Vater, die ich in seiner Abwesenheit zu empfangen habe. Man ist immer so gut, sich einen Augenblick zu gedulden, wenn ich gerade sehr beschäftigt bin. Ich bin auch jetzt schon fertig."

Sie legte das unterdeß vollendete Hemde mit den übrigen in den Korb und deckte diesen sorgfältig zu, dann stellte sie das Brett an die Wand, das Bügeleisen in die Nische des alterthümlichen, riesigen Ofens aus schwarzglasirten Kacheln, band ihre Schürze ab und sagte, ein Körbchen aus dem Schranke nehmend:

„Sie wünschen gewiß einige Frühlingsblumen Fräulein?"

„Vor Allem wünsche ich, mich Ihnen vorzustellen, erwiderte ich, innerlich amüsirt durch die großmütterliche, umsichtige Ruhe dieser blutjungen Hausfrau. „Sie wissen ja noch gar nicht, wer so unbescheiden und ohne Anmeldung in Ihr Stillleben gedrungen ist?"

„O, zum Anmelden ist bei uns Niemand da," lachte sie heiter, wobei ich zu meiner Betrübniß gewahrte, daß meine Nebenbuhlerin perlmutterweiße Zähne hatte, viel schöner als die meinigen, auf deren Pflege ich doch so viel Zeit verwendete. „Die Lene ist auf der Bleiche, und unser alter Zampa dem Vater in den Wald gefolgt. Die Vorstellung ist, glaube ich, auch nicht nöthig. Ich ahne schon, wer Sie sind."

Ich sah sie überrascht an. Sie nickte.

„Baron Bernhard war gestern Abend hier und hat mich darauf vorbereitet, daß Sie vielleicht in den nächsten Tagen kommen würden."

„Baron Bernhard? Ich wüßte nicht, daß ich ihm solche Absichten mitgetheilt hätte. Meine Tante gab mir erst heute Morgen den Auftrag, nach Brinkendorf zu fahren und Sie, Fräulein Helmers, um einige Samen Ihrer schönen Petunien zu bitten."

„Nun, dann hat der Baron einfach Prophetengabe" lachte sie wieder. „Aber Sie wollen doch jetzt keine Petunien mehr in die Erde säen? Dazu ist es bereits zu spät. Ich will Ihnen lieber einige von meinen jungen Pflanzen geben. Kommen Sie, ich bitte."

Sie klinkte die niedrige, direct aus der Wohnstube in den Garten führende Thür auf und ließ mir höflich den Vortritt. Wir wandelten neben einander über den kiesbestreuten Hauptweg des Gärtchens, welches trotz der noch frühen Jahreszeit aussah wie ein riesiger, farbenprächtiger, wunderschöner Blumenkorb. Gefüllte Narzissen und Tulpen, Aurikeln, Hyazinthen, Maiglöckchen und Veilchen füllten die Beete, und ringsum ziemlich geordneter Tuffstein, Immergrün und geschmackvolle Einfassung aus jungen Weidenzweigen. Kleine Kirschbäumchen in vollem Blüthenschmucke standen hier und da zwischen den farbigen Frühlingsblumen, weiß und keusch wie fromme Bräute mitten in der Schaar buntgeputzter Festjungfern. Meine Begleiterin rührte im Vorübergehen leicht an einen der Bäume, daß die Blüthen wie Schneeflocken auf die Tulpen niederrieselten.

„Meine Kirschen haben sich in diesem Jahre verspätet," sagte sie. „Sie blühen zugleich mit dem Flieder. Das soll Unglück bedeuten, sagt der alte Gärtner oben im Schlosse. Auch die Lerchen sollen erst mit den Schwalben gekommen sein. Und meine Schwalben sind gar nicht wiedergekehrt", fügte sie betrübt hinzu. „Ich hatte sie so lieb. Der Alte behauptet geheimnißvoll, das kündige doppeltes Unheil an.

Aber wer wird daran glauben? Ich fürchte, sie sind nur fortgeblieben, weil die unverschämten Sperlinge sich im Winter in ihre leerstehenden Nester einquartiren und es den Aermsten bereits im vergangenen Sommer erbitterten Kampf kostete, die frechen Eindringlinge zu verjagen. — Welche Schattirung der Petunia wünscht Frau von Sanden?"

Wir waren in einem Winkel des Gartens angelangt, wo verschiedene Ableger und junge Pflanzen in Töpfen unter schützendem Glase standen. Ich überließ ihr die Wahl. Sie holte mehrere Töpfe hervor und stellte sie auf den Tisch einer kleinen Jasminlaube nebenan, worauf sie den Glasdeckel eines Frühbeetes hob und mit kundiger Hand ein Dutzend rosenrother Radieschen aus der Erde zog, um sie in ihr Körbchen zu bergen.

„So, das dort wäre für Ihre Tante, Fräulein von Wolten, es sind Schattirungen von dem tiefsten Violet bis zum zartesten Lila, auch weiße und blutrothe, sehr seltene Petunia; und diese Radieschen für meinen Vater — zum Abendbrod. Nun aber möchte ich auch Ihnen etwas aus meinem Gärtchen geben. Die Blumen stehen so gedrängt da wie eine fromme Gemeinde in der Kirche, sie werden froh sein, wenn ich ihnen etwas Luft gebe. Lieben Sie Veilchen?"

Und ihr kleines Gartenmesser aus der Tasche ziehend, kniete sie, selbst eine frische Frühlingsblume, nieder unter ihren Blumen, um mir die schönsten zum Strauße zu schneiden. Man sagt, die Eifersucht sei blind. Das ist nicht wahr. Nur die Liebe ist es. Die Eifersucht ist sehr scharfsichtig, sie findet auch in der Sonne die dunklen Flecken heraus. Mein thöricht eifersüchtiges Herz suchte nach solchen Flecken, ach, wie begierig, als ich, in der Jasminlaube sitzend, schweigend zusah, wie das hübsche Verwalterskind seine schönsten Blumen für mich zum Strauße band. Ich fand sie nicht. Wie sie sich so mit dem weißen Gesichte und den rothen Lippen über eine schöne Narzisse neigte, schien mir, als sähe ich zwei Blumen an einem Stengel. Ihr Gesicht hatte

etwas Fremdartiges und vielleicht gerade darum so unwiderstehlich Fesselndes. Die feinen, rabenschwarzen Brauen paßten weder zu den grauen Augen, noch zu dem flachsblonden Haar, das in graziösen Ringeln die halbe Stirn bedeckte und hinten in einer starken Flechte über den Rücken hing, aber sie gaben dem Gesichte einen Ausdruck so kühner Energie, so fester Willenskraft, daß ein Mann, welcher das Pantoffelregiment fürchtet, davor hätte zurückschrecken müssen, wäre nicht der unsagbar weiche, süß träumerische Zug um Mund und Kinn gewesen, der, im Vereine mit dem Andern, sagte, daß dieses Mädchen treu lieben und seiner Liebe, seinem Geliebten ruhig und einfach sein Leben opfern könnte wie etwas Selbstverständliches.

Diese Betrachtungen erfüllten mich noch, als sie, mit dem blumengefüllten Korb in die Laube tretend, sogleich begann, mit geschickter Hand das reizendste Sträußchen zusammenzustellen.

„Wissen Sie auch, Fräulein Eva", sagte ich, ihr zusehend, „daß Baron Bernhard uns beide für seine Musteranstalt engagiren will? Sind Sie einverstanden?"

Sie schaute auf.

„Wenn die Schule wirklich unter Dach kommt, gewiß. Baron Bernhard thut nichts, was nicht gut und nützlich wäre."

Wie das überzeugt klang!

„Aber, Fräulein Eva, werden wir unerfahrenen Mädchen mit den zügellosen Bauerkindern fertig werden? Uns fehlt die Autorität des Alters."

„Ist denn Alter allein eine Autorität?" fragte sie verwundert und hielt ihren Strauß auf Armeslänge von sich, um die Harmonie der Farben zu prüfen. „Ich denke, Gerechtigkeit ist eine größere."

„Ja. Aber Gerechtigkeit wird doch nicht angeboren. Man erwirbt sie sich in dem Maße, als der eigene Gesichtskreis sich erweitert und persönliche Erfahrung das Urtheil mildert."

„Nun, dann hilft die Liebe aus."

„Sie haben wohl einen sehr großen Vorrath davon, daß Sie das so zuverlässig sagen", mußte ich lachen.

„Sie doch wohl auch?"

Sie sah mich mit ihren großen hellen Augen so herzlich und vertrauend an, daß mein Herz weich wurde und meine thöricht eifersüchtigen Gefühle schwanden wie Nebel vor der Sonne. Ich küßte sie herzlich. In demselben Augenblicke verdunkelte ein Schatten den Eingang der kleinen Laube, und als wir uns beide zugleich erstaunt wandten, erblickten wir Baron Bernhard, welcher uns mit über die Brust gekreuzten Armen lächelnd betrachtete.

„David und Jonathan," scherzte der Baron. Mich verdroß, daß er so unberufen Zeuge der zärtlichen Scene geworden war. Ich sagte ziemlich unfreundlich:

„Wie hübsch, sich herbeizuschleichen wie ein Dieb, noch dazu mit einem so schlechten Vergleiche!"

„Wieso schlecht?" lachte er. „Klingt Ihnen Achilles und Patroklus vielleicht besser oder Kastor und Pollux? Oder meinen Sie, daß mein Gleichniß hinkt wie jedes andere, weil es männliche Musterfreundschaften citirt? Ich kann mich aber wirklich auf keinen einzigen Bund zarter Frauenherzen besinnen, welcher historisch festgestellt wäre . . . Und gegen das „Herbeischleichen wie ein Dieb" muß ich ganz entschieden protestiren, denn wenn Sie, meine Damen, sich nicht so sehr in Blumen und Küsse vertieft hätten, würden Sie das Kreischen der Gartenpforte in den verrosteten Angeln und das Knarren meiner neuen Stiefel nicht überhört haben. Ich kam mit der durchaus ehrlichen Absicht, Fräulein Eva zu einer Fahrt auf unseren Bauplatz abzuholen. Herr Helmers ist bereits seit dem frühen Morgen im Walde mit dem Zeichnen der zum Baue zu wählenden Stämme beschäftigt, er hat mich autorisirt, ihm gegen Abend, wenn ich hinkäme, sein Töchterchen mitzubringen, das er dann selbst nach Hause bringen will. Nun, da ich meine beiden Dorfschullehrerinnen in spe beisammen finde, ist mir das um so lieber. Ich werde erst recht

frohen Herzens an den Bau gehen, wenn Sie beide den Platz sehen und mir sagen, daß er gut ist. Mein Char-à-banc wartet vor der Thür."

„Und mein Kirchenwagen gleichfalls," erwiderte ich, aufstehend, um mich zum Heimweg zu rüsten. Eva hatte unterdeß Pflanzen und Blumen sorgfältig in einen der flachen Körbe gepackt, die in einem Winkel der Laube aufgespeichert lagen.

„Ich bin im Augenblicke fertig und trage Ihnen dann den Korb in den Wagen," sagte sie und ging damit leichtfüßig vor uns zurück in das Haus, während Baron Bernhard und ich langsam folgten.

„Wie gefällt Ihnen Ihr neuer Kamerad?" fragte er.

„Sie fragen zu frühe, Herr von Brinkendorf," entgegnete ich. „Der erste Eindruck ist selten bleibend."

„So? wirklich? Ich dachte gerade das Gegentheil. Meine Frage war übrigens unnöthig, da Ihr herzlicher Kuß mir genug sagte."

Er sah mich an mit einem so warmen Blicke seiner lichten Augen wie nie zuvor. Galt dieser Blick mir oder nur meiner Freundlichkeit gegen die Verwalterstochter? Ich fragte mich noch immer danach, als wir ungefähr zehn Minuten später alle Drei in seinem bequemen Char-à-banc dem Walde zufuhren, und mein Wägelchen leer hinterdrein rollte. Ich hatte mich zu ihnen setzen müssen, er hatte darauf bestanden. Er hatte eine Art zu bitten, die auch nicht den leisesten Widerspruch zuließ. Und dann theilte er seine Aufmerksamkeit mit so rührender Unparteilichkeit zwischen seinen muthigen, schönen Pferden, Eva und mir, daß auch die wachsamste Eifersucht keine einzige Vernachlässigung hätte constatiren können. Nur daß er seinen prächtigen Braunen dann und wann die lästigen Fliegen mit dem Peitschenstiele vom Rücken verjagte, mir und Eva dagegen ritterlich die herabhängenden Zweige der Haselnußstauden vom Gesichte fern hielt, als wir in einen sehr schmalen Fahrweg des Laubwaldes einbogen. Der gerade Weg betrug kaum eine Viertelstunde, aber Baron Bernhard hatte,

wahrscheinlich aus Rücksicht für seine Pferde, die nach stundenlangem Stallstehen einer gründlicheren Motion bedurften, einen großen Umweg gewählt. Die Sonne ging bereits unter und der Mond auf, als wir bei der Waldlichtung anlangten, wo das neue Schulhaus auf einer sanften Anhöhe zwischen Laub- und Nadelwald und in gleicher Entfernung von den vier umliegenden Dörfern erbaut werden sollte. Der Verwalter, Herr Helmers, trat eben in eifriger Unterhaltung mit den beiden Buschwächtern aus dem Walde. Es war ein schöner, stattlich gewachsener Mann mit dunklem Vollbart und dichtem Haupthaar, durch welches sich erst wenige Silberfäden zogen. Sein Gesicht war gebräunt von Wind und Sonne, seine Augen hell und scharf, Haltung und Manieren die eines gebildeten Mannes. Aber keine Spur von Aehnlichkeit mit seiner reizenden Tochter. Er trat sogleich, artig grüßend, an unsern Wagen und half uns herunter, erst mir, dann seiner Eva, welche er zärtlich auf die Stirn küßte.

„Nun, wie steht's, Herr Helmers?" fragte Baron Bernhard, gleichfalls von seinem Sitze springend und die Leinen meinem Rosselenker zuwerfend. „Haben Sie in diesem Theile des Waldes passendes Bauholz gefunden, oder müssen wir in einem neuen Schlage suchen?"

„Bewahre, Herr Baron. Den neuen rühren wir nicht an. Ich habe hier ganz herrliche Fichten notirt, die, wenn sie ein fühlendes Herz hätten, ihr Leben gewiß mit Freuden einem so edlen Zwecke opferten. Wer trüge nicht gern nach besten Kräften zu einem guten Werke bei?"

Er sah lächelnd auf mich und Eva. Wahrscheinlich hatte der Baron seinem Verwalter in optimistischer Begeisterung bereits auch von meiner Betheiligung an dem „guten Werke" gesprochen. Wie sanguinisch er war! Er sah den Bau im Geiste schon vollendet und daraus eine neue, glückliche Generation der weiblichen Dorfjugend hervorgehen. Sein Gesicht strahlte ordentlich vor tiefinnerer Freude, als er das Plateau durchmaß

und zu berechnen schien, ob es auch reichen würde für die vielen Räumlichkeiten, die seine Musteranstalt erforderte. Etwas weißes Blumengesicht erglänzte im Widerscheine derselben schönen Freude, als sie, zwischen dem Barone und ihrem Vater stehend, deren Verhandlungen mit gespanntem Interesse folgte. Der Verwalter sprach noch Mehreres über den Bauplan und das nöthige Material.

„Sobald die dringendsten Feldarbeiten vorüber sind", sagte Baron Bernhard, „können die Bäume gefällt und die Steine angeführt werden. Im Herbste legen wir dann das Fundament."

Ich saß seitwärts auf einem bemoosten Steine und hörte schweigend zu. Ich konnte mich so frühzeitiger Freude nicht hingeben. So lange der Wind noch hoch in den Kronen der stolzen Fichten säuselte, aus deren Stämmen die Bretter zu den Wänden des neuen Schulhauses gesägt werden sollten, konnte ich nicht daran glauben. Aber an etwas Anderes mußte ich glauben, ich mochte wollen oder nicht, als ich diese beiden jungen, lebensfrohen Menschen so neben einander stehen sah, seine kräftige, untersetzte Gestalt neben ihrer leichten, graziösen Figur, und beide mit demselben begeisterten Leuchten der seelenvollen Augen, welche ein gleiches, herrliches Ziel in der Ferne sehen. Ich mußte glauben an Tante Friederikens Vision in der Dorfkirche: daß diese Beiden von Gott eigens für einander geschaffen seien, und daß sie zusammenkommen müßten trotz der Kluft, die zwischen ihnen lag, und die engherziges menschliches Vorurtheil seit Jahrhunderten gegraben. Der Dämon des alten, finstern Kastengeistes stieß hier verächtlich die simpele Bürgerstochter mit dem Fuße zurück von dem ahnenstolzen Edelmanne, Gott aber zog allgewaltig den Geist zum Geist, das Herz zum Herzen, die Tugend zu der Tugend. Wer würde siegen im Kampf?

„Sie scheinen sich ja sehr skeptisch zu unsern ersten schwachen Schritten in eine schönere Zukunft zu ver-

halten?" weckte mich vorwurfsvoll Baron Bernhard aus meinen Gedanken, als der Verwalter vor der Heimfahrt noch auf eine Viertelstunde in den Wald zurückgegangen war, um einen Fuchsbau zu entdecken, den der Dachshund des Buschwächters mit wüthendem Gebelle in nächster Nähe angekündigt hatte. „Oder interessirt die Sache Sie so wenig, Sie, Fräulein von Wolten, die edle Freundin Bedrückter?"

Aus seiner Stimme klang leise Ironie. Ich erwiderte ebenso:

„Den ersten Schritt in eine schönere Zukunft werde ich erst dann als bereits geschehen freudig begrüßen, Baron, wenn die ersten Mädchen aus dem Volke Ihre Musterschule verlassen haben, um die daselbst empfangenen Segnungen in ihre Heimathsdörfer und in die Städte zu tragen. Jetzt sind das nur Träume."

„Es sind keine Träume!" rief er heftig. „Ich gebe Ihnen mein Wort als Edelmann, daß, so mir Gott Leben und Gesundheit läßt, dieses Schulhaus nach Jahr und Tag dastehen wird, eine Musteranstalt — wenigstens nach meinem heißen Wünschen und Wollen — und daß noch ganz andere Kräfte als die unserigen darin arbeiten werden an dem großen Werke geistiger Befreiung."

Seine Gestalt streckte sich, der ideale Träumer schwand vor meinen Augen, und ein begeisterter Prophet stand er da, mit Augen, deren tiefinneres Leuchten sein ganzes Gesicht wunderbar verklärte, und mit der ausgestreckten Hand auf die ringsum liegenden Dörfer weisend:

„Ich sehe es an als eine gute Vorbedeutung, daß unser neues Schulhaus hier auf der Anhöhe stehen wird, zwischen Schloß und Dörfern. Tiefer als jenes, höher als diese. Der strenge Feudalherr von einst steigt herab zu dem geknechteten Volke, der Mensch reicht dem Menschen, der Bruder dem Bruder die Hand, um ihn emporzuziehen aus der dunklen Tiefe, wo er Jahrhunderte hindurch geschmachtet, ihn neben sich zu stellen auf die lichte Höhe. — Nicht auf einmal. Ich weiß ja, es wäre

thörichte Verblendung, darauf zu hoffen, das zu wollen. Die Kluft ist zu groß, sie kann nicht übersprungen, sie muß überbrückt werden, langsam, sorgfältig, fest und gründlich. Aber es wird die Zeit kommen — sie ist vielleicht noch ferne, vielleicht aber auch sehr nahe, daß diese Brücke gebaut sein wird, gebaut von denselben schwieligen Händen, welche dereinst die stolzen Mauern und Thürme errichten mußten, von denen aus die despotische Gewalt Einzelner die Menge im Thale beherrschte und ihre Kräfte selbstsüchtig ausbeutete. — Wohl dann dem Herrn, welchen Humanität und Gerechtigkeit rechtzeitig an seine Pflicht mahnten, daß er seinen Bauern auf halbem Wege entgegenging, ja, sie aufsuchte in ihrem Elende und den durch lange Nacht blöde gewordenen Augen voranleuchtete zu dem ersehnten Ziele allgemeinen Menschenglückes! Er wird vor dem jähen Sturze in die Tiefe bewahrt bleiben, wenn die Pygmäen die stolzen Felsen der Titanen erklommen haben, die Knechte ihrerseits Herren geworden sind."

„Glauben Sie das?" fragte ich zweifelnd. „Die Geschichte lehrt, daß die besten Herren die ersten Opfer zu sein pflegen. Wenn nun gerade die Edelsten zuerst gestürzt werden; diejenigen, welche in menschlichem Erbarmen die Hand hinabreichen, von den Emporklimmenden schonungslos hinabgestoßen werden, weil die Höhe nicht Raum hat für beide?"

Sein Auge trübte sich.

„Dann bleibt ihnen das Bewußtsein, ihre Pflicht gethan, nicht an sich selbst gedacht zu haben," erwiderte er resignirt. „Man fügt sich dann der physischen Nothwendigkeit, einer Nothwendigkeit, welche aus dem natürlichen Zusammenhange zwischen Ursache und Wirkung entspringt. Man beugt sich dem Machtspruche der Zeit, welche Alles ausgleicht, ihr Amt der Entwickelung spiralförmig, d. h. oft scheinbar zurückschreitend, aber in Wirklichkeit stetig, wenn auch langsam vorwärtsgehend, bis an's Ende fortführen muß."

„Oder," fügte ich leise hinzu, „man beugt sich der

Gerechtigkeit Gottes, welche den Menschen straft, womit er gesündigt hat."

Er antwortete nicht. Er stand mit verschränkten Armen auf dem Hügel und blickte nachdenklich hinab in das Thal. Der Abendwind spielte mit seinem lockigen Haare und bewegte leise den grauen Staubmantel, unter dem seine breite Brust sich in tiefen Athemzügen hob und senkte. Drei Schritte hinter ihm, zurückgelehnt an eine der alten, ehrwürdigen Fichten, welche die Höhe krönten und demnächst fallen sollten, stand Eva. Ihr leichtes Mäntelchen war von der Schulter geglitten, das schlichte, helle Waschkleid hob sich schimmernd von dem dunklen Stamme, das lange Flachshaar, welches sie vor der Fahrt in den Wald mit einem silbernen Pfeile hoch oben auf dem Scheitel festgesteckt, warf mattgoldene Reflexe in der magischen Beleuchtung. Der Vollmond über uns beleuchtete die Gruppe. Wie eine edle Königstochter erschien sie mir in dem schimmernd hellen Gewande, mit der goldenen Krone auf der Stirn, oder vielmehr wie eine keusche Dryade, welche in Waldesgrün, bei Mondenschein, am Herzen der treuen Natur sehnsüchtig träumt von schmerzvollem Menschenglück. Ihre Lippen waren fest geschlossen, ihre klaren Züge unbeweglich, aber in ihren Augen, die groß und strahlend an dem Manne vor ihr hingen, zitterte tiefe, unendliche Liebe . . .

Auch sie!

Der Frühling verging und der Sommer. Ich besuchte das Verwaltershaus in Brinkendorf manchmal, Eva kam noch öfter nach Lindenheim. Sie hatte Tante Friederikens Herz so vollständig ausgefüllt, daß ich meine gute Alte öfter daran erinnern mußte, daß ich ältere Ansprüche auf ein Winkelchen darin hätte. Auch den Anderen hatte sie es angethan mit ihrem Engelsgesichte. Kais dummes Gesicht erglühte vor innerer Lust wie eine Peonie, wenn die Verwalterstochter aus Brinkendorf theilnehmend ihre Dorfgeschichten à la Auerbach anhörte, und ihre plumpen Füße, unter deren

Tritten unsere Dielen sonst bedenklich erzitterten, schwebten ordentlich auf Liebesflügeln in die Milchkammer, wenn es galt, für Eva einen kühlenden Trunk nach erhitzendem Gange zu holen. Sie machte dann den ganzen Tag den Eindruck einer Gans, auf welcher Gott Amor rastlos durch das Haus ritt. Selbst die alte Kadri brummte weniger, wenn sie ihr „goldenes Fräulein" mit duftigen Blumen, saftigem Frühobste, oder selbstgemachtem Schafkäse im kleinen Henkelkörbchen in das Haus treten sah, und unser treuer Pontus, welcher alle fremden Hunde wüthend von dem Hofe biß, beschnupperte den ehrwürdigen Zampa von Verwalters kameradschaftlich, blos weil er in ihm Evas Schutzgeist auf ihren langen, einsamen Wanderungen respectirte. Jetzt wußte auch ich, warum Tante Friederike bei dem ersten Anblicke des Mädchens an Gottes Engel gedacht und Baron Bernhard sie mit der lieblichsten aller Frühlingsblumen verglichen hatte. Ihr Gesicht war leidenschaftslos, wie wir uns die Engel vorstellen, und weiß und klar, wie ein reines Blumenblatt. Und dennoch nicht kalt, so wenig als milde Engel es sind, und nicht leblos, wie stille, süße Blumen es gleichfalls nur scheinen.

Solche Gesichter mögen manchmal langweilig scheinen, wie die stete helle Sonne am Himmel. Daß dieses bei Eva nie der Fall war, lag zumeist in den langen, dunklen Augenwimpern und den rabenschwarzen, wundervoll gezeichneten Brauen, welche ihre Augen beschatteten, und deren leises Zucken allein mitunter das Leben ihrer Seele verrieth, selbst dann, wenn ihre Lider gesenkt waren.

Was mich wunderte, war, daß Baron Bernhard allein nicht in ihrem Banne zu sein schien, er, dessen beredte Empfehlung damals im Walde mich stutzig gemacht, dessen poetische Schilderung meine glühende Eifersucht wachgerufen, und dessen Blick bei unserem Freundschaftskusse in der Jasminlaube mir warm gelohnt hatte, wie der Blick eines zärtlichen Vaters, der sein Kind von Fremden geliebkost sieht. Hatte ich mich denn geirrt,

oder war er auch hier wie überall nur der tactvolle, feinfühlende, rücksichtsvolle Aristokrat, der uns beide so vollständig gleich behandelte, die Bürgerstochter keinen Augenblick hinter das Edelfräulein stellte und dieser wiederum mit ritterlicher Großmuth nicht zu fühlen gab, daß sie keinen Theil hatte an seinem Herzen? Er war eben Edelmann vom Scheitel bis zur Sohle.

Auch ihre Augen hatten seit jenem Mondscheinabende auf der Waldeshöhe nicht wieder von Liebe gesprochen. Sie besaß entweder übermenschliche Selbstbeherrschung, oder ich hatte mich getäuscht. Mein armes Herz wiegte seine eifersüchtigen Schmerzen nur zu gern in Schlaf mit dieser letzten Hoffnung und freute sich der köstlichen Stunden des Beisammenseins, die nur zu bald verrannen.

Der Herbst kam. Die Anhöhe, wo unser Schulhaus stehen sollte, war planirt, die Granitblöcke aus dem Steinbruche angeführt worden, und im Walde neigten die alten Fichten eine nach der anderen ihr ehrwürdiges Haupt zum letzten Todesschlafe. Der Verwalter überwachte die Arbeiten mit verständiger Umsicht, aber Baron Bernhard selbst war überall der leitende Gedanke. Eva und ich, wir gingen fast täglich hinaus. Mein Skepticismus schwand allmälig, dagegen festigte sich die Liebe in meinem Herzen; mit seinem guten Werke wuchs der Glaube daran, der Glaube an ihn selbst, und — wunderbar! auch die Freundschaft mit dem Mädchen, von welchem eine unbestimmte Ahnung trotz Allem mir immer wieder sagte, daß sie zwischen ihm und mir stand und stehen würde, das ganze Leben hindurch. Wahrlich, das größte Räthsel ist das Menschenherz!

Eines Tages, als ich wieder aus dem Walde heimkehrte, trat mir Tante Friederike schon in der Thür entgegen, mit einem Telegramm, das in meiner Abwesenheit eingetroffen war. Wen durchfuhr es damals in der ersten Zeit nach der Einrichtung dieser segensreichen Erfindung, die so manches Unheil verhütet,

kühne Glücksspeculationen verwirklicht, Trost- und Freudenbotschaften Flügel verleiht und den letzten irdischen Abschied liebender Herzen ermöglicht, nicht wie lähmender Schreck, wenn der Expreß-Bote aus der Stadt mit einer Depesche kam! Wen ein elektrischer Schicksalsschlag aus weiter Ferne treffen konnte, der sank, noch ehe das Siegel der Depesche gebrochen war, selbst gebrochen auf den nächsten Stuhl oder auf die platte Diele, und wer alle Lieben seines Herzens um sich versammeln durfte wie die Henne ihre Küchlein, oder einsam dastand im Leben wie die Palme in der Wüste, der erzitterte und erbleichte für seinen Nächsten. Thüren wurden auf- und zugeschlagen, verwirrte Köpfe rannten an einander, bebende Hände mischten Brausepulver in allen Zimmern, überströmende Wassereimer rasten herein zu belebenden Douchen, Stinkspiritus ergoß sich in beide Nasenlöcher, und Haken und Oesen wichen krachend den verzweifelten Anstrengungen, die entfliehende Seele im Körper zurückzuhalten. Wäre der elektrische Telegraph eine Erfindung des siebzehnten Jahrhunderts gewesen, einer Epoche, aus welcher Tante Friederikens großmütterliches Gesangbuch für Stadt und Land stammte, so hätte dieses in seiner Liederabtheilung für „alle Zufälle des Menschenlebens" ohne Zweifel hinter dem gottvertrauenden Stoßliede „Eines, der vom Kirchthurm fällt" ein gleiches in Bereitschaft gehabt für „Einen, der eine telegraphische Depesche erhält", und Tante Friederikens Angst hätte sich auf christlich ergebenere Weise Luft gemacht, als jetzt geschah, da sie, ganz gegen ihre sonstige gemüthlich ruhige Art, kreidebleich zwischen Thür und Angel stehend, ihre emporgehobenen Arme mit der Depesche in der Luft bewegend wie eine Windmühle in rasendem Sturm, mir schon auf hundert Schritt Entfernung entgegenjammerte: „Kitty, liebstes Kind, erschrick nicht! Eine Depesche! Eine Unglücksbotschaft!"

Und dann riß sie mich an ihr gutes Herz, mit einem so tragisch hoffnungslosen Blicke, einer so verzweifelten Geberde, als brächen Himmel und Erde zusammen,

und als sei ihre Brust mein einziger Rettungshafen. So wirkte der elektrische Draht in meiner Jugendzeit selbst auf starke Herzen und klare Köpfe.

Das verhängnißvolle Papier enthielt einfach die Klage meiner in ihren Erziehungshoffnungen getäuschten und tiefgekränkten Mutter, daß ihre „rechte Hand" das unverantwortliche Unrecht begehe, zu heirathen, sowie den kategorischen Imperativ meines Vaters: „Komm!"

Man brauchte mich zu Hause als zeitweilige Wärterin und Bändigerin einer kleinen Menagerie, mit welcher meine sanfte Mutter allein nicht fertig werden konnte. Ich sollte reisen, ehe der Herbst die Wege bodenlos machte. Tante Friederike packte schweigend meine Sachen. „Nur das Nothwendigste, Tante," sagte ich, „ich kehre ja wieder."

„So Gott will!" seufzte sie still ergeben und ließ anspannen.

Als des seligen Oheims halbverdeckter Reisewagen mich aufnahm, um mich in die Stadt zu bringen, von wo ich mit der Diligence in die Hauptstadt und dann per Eisenbahn nach Wilna gelangen sollte, stand die treue Seele noch mit bloßem Kopfe in der offenen Paradethür, durch welche der rauhe Herbstwind die welken Blätter des Flieders in die Stube wirbelte, und rief mir mit nassen Augen immer wieder nach: „Auf Wiedersehn! auf Wiedersehn! so Gott will!"

„Und Gott wollte es. Sogar sehr bald. Als ich bei den Meinigen anlangte, fand ich meine Mutter bereits getröstet. Ihre zuverlässige Stütze, welche sich ihr heimtückisch und treulos plötzlich entzogen hatte, um für ihre noch übrige Lebenszeit einen trostlosen Wittwer in seinem Grame zu stützen, hatte ihr als Schadenersatz eine Freundin empfohlen, die, obgleich Polin von Herkunft und Erziehung, sich eidlich verpflichtet hatte, die junge Generation derer von Wolten in streng deutschem Geiste zu erziehen, natürlich unter strenger Controle der elterlichen Autoritäten. Es schien auch wirklich, daß der Antagonismus zwischen beiden

Nationen, wie immer, in der Theorie viel himmelschreiender war als in der Praxis, wenigstens befanden sich die kleinen Balten recht wohl unter polnischem Scepter, und selbst meine liebe Mutter, welche früher für jeden Leichtsinn, jede Nachlässigkeit, jede Unordnung im Hause keine strengere Rüge, oder richtiger, keinen demüthigerenden Vergleich gehabt hatte als „Polnische Wirthschaft", war von diesem alten Vorurtheile ganz zurückgekommen, ja, ich ertappte sie manchmal auf Aeußerungen der Sympathie, welche die deutschen Grundpfeiler unseres Hauses ernstlich bedrohte. So hätte ich denn füglich bald wieder zu Tante Friederike zurückkehren können, wären die Beschwerlichkeiten einer Reise bei nahendem Winter nicht ein ernster Grund gewesen, das Frühjahr abzuwarten. Aber ich konnte mit dem Herzen doch nicht mehr so recht Wurzel fassen in dem mir entfremdeten Boden. Ich schalt mich dafür und konnte es doch nicht ändern, daß meine Sehnsucht Morgens und Abends einkehrte in Tantens friedlich stilles Haus, ja, daß sie mich begleitete durch alle Tagesgeschäfte und mich je länger, je schwermüthiger machte. Oder zog mich nicht allein die Sehnsucht nach Tante Friederiken zurück? Ich durfte mir ja selbst kaum die Antwort auf solche Gewissensfrage geben, noch weniger der zärtlich besorgten Mutter, gegen welche ich des Barons nur leichthin als einer ganz oberflächlichen Bekanntschaft erwähnte. Aber ein Mutterauge sieht scharf, und die lebendige Phantasie der Mutterliebe stickt mit Vorliebe und wunderbarem Geschicke das uralte Ehemuster unter farbenprächtigen Arabesken und Guirlanden auch auf das kleinste Stückchen Canevas, das ihr dazu geboten wird. Baron Bernhards Name war dieses Stückchen Canevas, und während ich in stillen Nächten mein Kopfkissen mit Sehnsuchtsthränen naß weinte, war unter der erstaunlichen und rastlosen Einbildungskraft meiner Mama auf dem gegebenen Stoffe das reizendste Stillleben mit alterthümlichem Schlosse, rauschendem Wasserfalle, einem Schloßherrn ohne Furcht

und Tadel, einer milde waltenden Schloßherrin u. s. w. u. s. w. fix und fertig geworden. Vielleicht auch sandte Tante Friederike von Zeit zu Zeit freigiebig Perlen und Seiden zu der Stickerei, daß die Farben immer lebhafter wurden und Mütterchen eines Tages, als der Februarsturm einen neuen Winter in das Land zu schneien drohte und durchaus zu keinen Reisegedanken berechtigte, entschlossen zu mir sagte:

„Kitty, ehe der Flieder blüht, kehrst Du zurück zu Tante Friederike. Die Gute ist so furchtbar einsam und vermißt Dich gar zu sehr."

In Polen blüht der Flieder schon im April. Ich zählte die Tage, bis die ersten Dolden sich färben würden, aber ich sollte noch früher reisen.

Als ich den Ostertisch nach litthauischer Sitte deckte, die niedlichen Tempelchen aus grüner Kresse aufbaute, die hohen Babas an beiden Enden der Tafel postirte wie drohende Festungsthürme, von deren Zinnen heute die rothweißen Siegesfahnen flatterten, und dazwischen appetitliche Schäfchen aus frischer Butter mit goldenen Hörnern und gleichfalls wehenden Osterfähnlein, gebratene Ferklein, gekochte Schinken und bunte Ostereier stellte — da legte Fräulein Wanda, die neue rechte Hand der Mutter, einen Brief von Tante Friederike vor mich auf den Tisch. Das vergilbte Actenstück, eines von den wenigen, welches die gute Tante in ihrem langen Leben anfertigte, denn sie haßte das Briefschreiben, liegt eben vor mir. Es lautet:

„Mein Herzenskind!

Es hat dem Ewigen in Seinem unerforschlichen Rathschlusse gefallen, Seine väterliche Zuchtruthe wieder einmal über Schloß Brinkendorf zu heben. Der arme alte Baron ist seit einer Woche in einem Zustande, welcher den Ausbruch höchster Raserei oder seine Auflösung befürchten läßt. Die Baronin und Baron Bernhard leiden entsetzlich darunter. Noch entsetzlicher aber ist Diesem, daß sein vortrefflicher Verwalter, der brave Herr Helmers, nicht mehr ist. Ja, Du liebes Kind,

Du wirst es kaum glauben. Ist es doch mir selbst und der armen Engels-Eva noch wie ein furchtbarer Traum. Die Pocken brachen nämlich vor mehreren Wochen aus in der Gegend. Bei den Brinkendorfschen fing es an. Der Baron ergriff sogleich die energischsten Maßregeln, und sein wackerer Verwalter war überall mit auf dem Platze. Der Engel, die Eva aber erschien mit Trost und Linderung, wie die heilige Elisabeth, in jedem Hause, wo der Tod vor ihr herging. Der gute Mann zitterte nur für sein Kind, als es in den Dörfern so muthig den Pestkranken den letzten Labetrunk reichte, und er ahnte nicht, daß seine eigene letzte Stunde schon im Himmel geschlagen hatte. Eine Woche nur war er krank, dann drückte sie selbst, das liebe Kind, ihm die ehrlichen Augen zu. Jetzt ist das Verwaltershaus verschlossen und die Eva bei der Baronin. Die Beiden kennen kein Lamento und keine Thränen, welche die Todten doch nicht wecken und dem Wahnsinnigen seine Vernunft nicht wiedergeben können. Aber wo der Einen der Stolz den Mund verschließt und das Auge trocknet, da beugt die Andere sich in kindlicher Ergebung unter Gottes Hand, welche ja nur züchtigt, wen sie recht lieb hat. Aber schwer trägt sie doch daran, wenn sie es auch verbirgt. Wie sollte sie auch nicht? Er war ja ihr Einziges auf Erden, nun steht sie mutterseelenallein da in der weiten Welt. Gott schenke ihr nur bald einen neuen Beschützer!!"

Wen dachte sich Tante Friederike nur unter dem neuen Beschützer mit dem doppelten Ausrufungszeichen? Solch' ein zweites Ausrufungszeichen ist oft beredter als vier lange, dichtbeschriebene Seiten, es sagt deutlich: „Die weitere Ergießung meiner Gedanken und Wünsche darüber wäre ein Strom, der in die Ewigkeit mündete — aber Du verstehst, was ich meine!"

Dachte die Tante an Baron Bernhard? .... Eva war ja jetzt im Schlosse, sie sahen sich täglich, stündlich. Wie bestrickend schön mußte diesem lieblichen Blumengesichte die sanfte Trauer und das schwarze Kleid stehen!

Brennende Qual ergriff mein ganzes Herz. Aber nein! Tante Friederike konnte das nicht wünschen! Bei all ihrer großen Vorliebe für das Mädchen, bei all ihrer vorurtheilsfreien Anschauung natürlicher Verhältnisse, bei ihrer Sympathie für alles Niedrigstehende, Bedrückte — diesen todbringenden Sturm konnte sie über das alte Feudalschloß nicht hereinbrechen wünschen, denn daß es einen Sturm geben müßte, einen furchtbaren, tödtlichen, in buchstäblichem oder bildlichem Sinne, wer konnte daran zweifeln, wenn er die Baronin v. Brinkendorf kannte? „Davor bewahre Gott!" hatte ja selbst Tante Friederike entsetzt ausgerufen, als ich sie zuerst gefragt, ob die Verwalterstochter dem Baron gefalle. Und was meine gute Tante nicht wünschte, daran dachte sie auch nicht, das sah sie nicht, oder wollte es nicht sehen. Darin lag mit das große Geheimniß ihrer Menschenliebe, ihrer Kunst, mit Allen auszukommen. Eher durfte ich glauben, daß sie *mein* Bild mit dem des edlen Schloßherrn drüben in einen und denselben Rahmen schloß, wenn sie über ihrem Strickstrumpfe von der Zukunft träumte. Manche verblümte Anspielung meiner Mutter ließ mich Solches voraussetzen.

Ich glaubte, der Brief hätte in diesen beiden inhaltsreichen Ausrufungszeichen seinen Abschluß gefunden, zumal ich noch auf derselben Seite, wie in den Abschiedsworten aller ihrer Briefe, dem gnädigen Schutze des Allerhöchsten empfohlen und ermahnt wurde, meine „vielliebende Tante Friederike" nicht zu vergessen. Beim Zusammenfalten des Briefes erst merkte ich, daß die vierte Seite noch ein Postscriptum enthielt, die „Hauptsache" in jedem Damenbriefe, wie die Männer malitiös behaupten, oder „das dicke Tauende, das stets hinten hängt", wie die Matrosen sich trivial ausdrücken. Ich las:

„P. S. Eben, da ich meine Epistel schließen wollte, d. h. das Petschaft bereits angefeuchtet hatte und die Lackstange an das Licht brachte, tritt plötzlich Baron Bernhard ein. Ich lasse natürlich vor Ueberraschung

gleich beide Hände sinken, und das Licht hat unnütz eine halbe Stunde weitergebrannt, am hellichten Tage, was ich erst bemerkte, als er wieder fort war. Aber es ist nur gut, daß das Siegel noch nicht drauf war, nun kann ich Dir doch gleich noch sagen, warum er kam, denn es betrifft Dich. Wie ich Dir immer gesagt habe, liebes Kind, daß kein Unglück allein kommt, so trifft es auch diesmal mit Schloß Brinkendorf zu. Erst der Tod des braven Verwalters, dann die furchtbaren Anfälle des armen alten Barons, und nun .... Nein, ich bin ordentlich erleichtert, daß auch das dritte schon eingetroffen ist und man die Angst um das Kommende los wird. Baron Bernhard theilte mir nämlich mit, daß seine Mutter gestern aus dem Auslande die Nachricht von dem Tode ihrer jüngeren, sehr geliebten Schwester erhalten, die im Mecklenburgischen als Rittergutsbesitzers-Wittwe lebte und einen einzigen Sohn, ein fünfjähriges Büblein, hinterlassen hat. Die Baronin ist tief erschüttert und auch in Sorge um das Kind, das so mutterseelenallein im fremden Lande zurückgeblieben ist. Da soll nun Baron Bernhard schon in den nächsten Tagen, sobald er sich einen ausländischen Paß besorgt hat, abreisen, um das arme Wurm herüberzuholen und sich zugleich nach einem neuen, tüchtigen Verwalter umzusehen, denn die Baronin hält nichts von den hiesigen. Nun meine ich, daß es bei allem Unglück doch eigentlich ein Gottesglück ist, daß das liebe Kind in das Schloß kommt. Das Herz der Baronin wird da wieder aufgehen in warmer Liebe für ihr eigen Fleisch und Blut und dann vielleicht auch weicher werden gegen die Menschen, für die sie ja bei der herrschenden Epidemie, ich kann wohl sagen, aufopfernde Fürsorge bewiesen hat, aber immer nur so, weißt Du, drei Schritte vom Leibe. Der lieben Eva aber wird es ein Trost sein, in ihrem Schmerze sich im Hause als Erzieherin des kleinen Junkers nützlich zu machen, denn was Anderes könnte sie doch im Schlosse, wo Dienstboten genügend sind, nicht vorstellen, und zum Essen von Gnaden-

brod, nein, dazu ist sie viel zu stolz. Und was nun Dich betrifft, liebes Kind, so ist das eigentlich die Hauptsache, weswegen ich Dir dies Alles schreibe. Die Baronin bittet nämlich dringend darum, daß ich Dich gleichfalls in das Schloß lasse. Sie soll, sagt Baron Bernhard, ein ganz merkwürdiges Zutrauen zu Dir gefaßt haben und es überaus wünschen, daß Du, da Du der Sprachen kundiger bist als Eva, den kleinen Junker darin übst und zugleich ihr Gesellschaft leistest. Wenigstens für ein Jahr, oder zwei, denn dann soll ein Erzieher in das Schloß genommen werden. Ich habe geantwortet, daß ich darüber gar nichts zu sagen habe, und Alles, was ich kann, ist, Dir die Sache mitzutheilen, damit Du und die Deinigen darüber entscheiden. Auf mich brauchst Du dabei keine Rücksicht zu nehmen, ich behalte mein liebes Kind ja auch in meiner Nähe, selbst wenn es Schloß Brinkendorf wählen sollte. Nur bitte um baldige Entscheidung, damit ich der Baronin schneller ein „Ja" oder „Nein" melden kann. Deine Tante Friederike."

Tante Friederike hatte offenbar selbst im Tiefinnersten ihres selbstlosen Herzens gar nichts gegen die Wünsche der Baronin, mein eigenes Herz hatte ja schon lange mehr im Schlosse geweilt als anderswo, ich folgte also nur seinem Zuge, wenn ich hinging, und meine Mutter sah in diesem Wunsche der stolzen Schloßherrin ein vielversprechendes, förderndes Capitel ihres geträumten Romans, oder, um bei dem früheren Bilde zu bleiben, die noch fehlenden nothwendigen Farben zur Vollendung ihrer prächtigen Phantasiestickerei.

„Der Schnee ist weg und die Landwege in den Ostseeprovinzen schon recht gut" sagte sie eines Tages zu mir, „ich denke, Du reisest, Kittychen."

Und lange bevor in Lindenheim der Flieder wieder blühte, war ich wieder in dem alten, lieben Hause, an dem treuesten Menschenherzen, das Gott je geschaffen. Zwei Wochen vor Pfingsten langte auch Baron Bernhard mit dem kleinen Hänschen, dem künftigen „Frei-

herrn Hans von Sonderhusen", und dem neuen Verwalter in Brinkendorf an. An diesen hatte Tante Friederike mit dem auch den besten Frauen eigenen Hange zu unglücklichen Eheſtiftungen, wie sie mir eingestand, gedacht, als sie in ihrem letzten Briefe den Wunsch nach einem neuen Beschützer für ihr liebes Engelskind ausgesprochen hatte, gab aber, zu ihrer Ehre sei's gesagt, den Gedanken auf, sobald sie des Gegenstandes ansichtig geworden, der wohl einen ganz tüchtigen Verwalter abgeben mochte, der Zukunftstraum eines Mädchenherzens aber nie sein konnte, auch wenn dieses nicht Eva Helmers gehört hätte. Ebenso gut hätte sie von einem Mastochsen, einem Tanzbären oder einer Biertonne träumen können.

Die Baronin mußte mir wirklich ihre Gunst in ungewöhnlichem Maße zugewendet haben, ohne all mein Verdienst und Würdigkeit, wie mir mein Gewissen vorwarf, denn ich hatte mich nie darum bemüht, sie war mir nicht sympathisch. Sie erschien eines Tages in höchsteigener Person bei Tante Friederike, war beinahe herzlich gegen diese, mütterlich gegen mich und bestand darauf, daß ich bereits in derselben Woche auf das Schloß ziehen sollte. Eva habe, bei all ihren vortrefflichen Eigenschaften, doch am Ende nicht die richtige Art, einen künftigen Freiherrn von Sonderhusen zu erziehen, und sie selbst vertrage Kinderlärm schon lange nicht mehr. Sie wolle sich selbst und ihren Erinnerungen in ungestörter Einsamkeit weiter leben und könne das nur mit ruhigem Gewissen thun, wenn sie die Leitung des plötzlich so veränderten Hauswesens in verständnißvollen Händen wüßte. Die vortreffliche, immer dienstbereite Frau v. Sanden würde ihr gewiß das Opfer bringen und sich von mir trennen. Es sei ja nicht für immer."

Wie einzig stehen die Wochen, die nun folgten, in meiner Erinnerung da! Draußen wonniger, blühender Frühling, mein Herz voll Liebe und Seligkeit, ja selbst das alte Schloß voll neuen, jungen Lebens. Ja, der

strenge Feudalsitz war innerlich so verändert, daß sich die finsteren Ahnen des Hauses im Sarge umgedreht haben würden, wenn sie es gesehen hätten. Wie wenig unvermischtes blaues Blut saß da um den runden Tisch in der Ecke des großen Speisezimmers, wo wir Abends zusammenkamen, wenn die Baronin fehlte, welche nur die Mittagsmahlzeiten mit ihrer Gegenwart beehrte. Eigentlich floß dieses blaue Vollblut nur in Baron Bernhards Adern. Ueber Hänschen ging das Gerücht, daß sein Urahn väterlicherseits einst in Frankfurt Rothschild's Compagnon im Lumpenhandel gewesen und sich seine Freiherrnkrone, sowie sein bedeutendes Vermögen allmälig zusammengelippert und gelappert hätte. Etwas unverfälschtes rothes Blut äußerte sich auch hier am freiherlichen Tische wie überall mit einer Anmuth, einer Würde und einem Liebreize, daß es, nach Tante Friederikens Wortspiel, nicht darüber zu erröthen brauchte, daß es roth war. Und von sich behauptete die Tante, welche, seitdem ich im Schloß lebte, auch öfter des Abends herüberkam, lachend, daß sie stolz darauf sei, gleich uns Allen von Adam, dem Urbilde menschlicher Vollkommenheit, abzustammen.

Trotz Etwas stiller Schwermuth und des Barons in letzter Zeit oft ernster Zerstreutheit bildeten wir zur abendlichen Theestunde eine glückliche Tafelrunde, welche der riesige eherne Ritter über uns finster und scheinbar widerwillig mit dem zwölfarmigen silbernen Leuchter beleuchtete. Hänschen hatte so lange gebettelt und demonstrirt, daß der alte Recke im Winkel doch unmöglich seinen Armleuchter als furchtbaren Todtschläger in der Rechten hoch hielte, bis Baron Bernhard den Vernunftgründen seines kleinen Vetters endlich nachgegeben und angeordnet hatte, daß allabendlich einer der stummen Herren unserem Mahle leuchten solle.

Hänschen erreichte überhaupt Alles, was er wünschte, nur nicht bei der Baronin, deren strenge Mißbilligung er sich bereits am ersten Tage dadurch zugezogen, daß er Jürri, dem Sohn des Kletenkerls, dem alten Daniel

und Fräulein Eva vor allen Anderen seine Gunst schenkte und somit durchaus demokratische Neigungen verrieth.

Namentlich hing er an Eva wie das Schürzenband an der Schürze. Wo man ihre zierliche Gestalt im Schlosse auftauchen sah, da erblickte man den kleinen schwarzäugigen Burschen dicht daneben, oder er kugelte hastig hinterdrein wie das Knäulchen hinter dem Strickzeuge, wenn sie ihn ja einmal vergessen hatte.

Die Baronin sah Dieses nicht gern. Sie hätte vielmehr gewünscht, daß das Kind sich mir angeschlossen hätte. Doch Sympathien lassen sich nun einmal nicht anbefehlen. Noch viel mehr schien ihr jedoch zu mißfallen, daß Baron Bernhard, demselben unwiderstehlichen Zuge der Sympathie folgend, sehr oft da zu sehen war, wo sein kleiner Vetter sich tummelte. „Er muß den Jungen sehr in sein Herz geschlossen haben," meinte Tante Friederike beifällig dazu; die stahlgrauen, kalten Augen der Frau Baronin dagegen enthielten nichts weniger als beifälliges Lob, wenn sie auf ihren seltenen Wanderungen durch Schloß und Park zufällig auf ein augenscheinlich wohlorganisirtes Sonnensystem stieß, dessen Licht und Wärme spendender Mittelpunkt Eva war, während der Baron freiwillig Trabantendienste bei seinem unmündigen Vetterchen übernommen hatte.

Wenn ich von einem wohlorganisirten System spreche, so konnte ein solcher Verdacht der Absichtlichkeit nur in dem stolzen und argwöhnischen Herzen der Baronin keimen. Mir liegt nichts ferner als eine Beschuldigung dieses reinsten und edelsten aller Mädchen, welche ich je gekannt. Ebenso wenig mache ich ihm einen Vorwurf. Er liebte seine Mutter mit der ganzen schwärmerischen Innigkeit, zu der seine Natur hinneigte, er kannte ihren unbändigen Stolz und wußte, daß sie seinen Tod leichter tragen würde, als eine unebenbürtige Heirath — nein, er würde ihr das nie anthun! Zu einem bloßen Zeitvertreibe aber war ihm Eva Helmers viel zu gut, war er selbst viel zu ehrlich. Was war es denn? Es war einfach der allmächtige, gottgewollte Trieb, welcher

Gleiches zu Gleichem, das Licht zum Lichte zieht. Und was thaten sie denn Unrechtes? Nichts, was sich vor den Augen auch des strengsten, philisterhaftesten Sittenrichters zu verbergen gehabt hätte. Kein verstohlener Händedruck, kein unvorsichtiges Wort, kein verrätherischer Blick . . .

Doch nein, ich irre mich.

Eines Tages schickte mich die Baronin, welche an einer ungefährlichen, aber langwierigen Bronchitis erkrankt war, und in deren Pflege ich mich abwechselnd mit der alten Amme theilte, hinaus in den Park, um nach Hänschen zu sehen. Sie schien stets, aus mir damals ganz unbegreiflichen Gründen, unruhig, wenn sie den Knaben in Evas Obhut wußte, wo er doch meiner Ansicht nach so sicher geborgen war wie in Abrahams Schoß.

Ich durchstreifte den Garten lange fruchtlos, bis endlich Hänschens silberhelles Lachen der Leitstern meiner Schritte wurde. Dieses ausgelassene Lachen erscholl hinter einer Caprifoliumhecke, wo vor einem aus weißen Birkenstämmen ländlich gezimmerten Tische zwei ähnliche Sessel standen. Auf dem Tische lag Evas Stickerei nebst vielen bunten Wollknäulen, und auf einem der Stühle saß sie selbst, den schönen blonden Kopf tief über ihre Arbeit geneigt, ernst und fleißig wie immer. In dem anderen lehnte Baron Bernhard, dem Anscheine nach ausschließlich in ein landwirthschaftliches Journal und seine Cigarre vertieft. Hänschen hüpfte rastlos hin und her zwischen beiden Stühlen. Er hatte ein rothes Knäuelchen vom Tische genommen und die Arme seiner Beschützer, ohne daß sie es merkten, mit dem langen Faden fest verschlungen, wie mit Hymens Kette. Als ihm das Schelmenstückchen gelungen war, klatschte er fröhlich in die Hände und jauchzte:

„So, nun habe ich Evchen an Dich gebunden, Vetter Bernhard, damit sie Dir nicht wieder entwischt, wie sie immer thun möchte, wenn sie Dich kommen sieht."

Eva schaute erschrocken auf von ihrer Arbeit, und ihr

weißes Gesicht erglühte, als sie sich so gefesselt sah. Mit einer raschen Handbewegung zerriß sie das heimliche Gewebe des kleinen Amor und sagte vorwurfsvoll:

„Pfui, Hänschen, wie unartig von Dir, meine schöne Wolle so zu verderben!"

Hänschen war mit einem Sprunge auf ihren Knien, und beide Aermchen fest um ihren Hals schlingend und ihren Mund mit Küssen bedeckend, schmeichelte er:

„Nicht böse sein, Evchen! bist ja selbst daran schuld. Hättest den schönen rothen Faden nicht so zornig zerreißen sollen. Vetter Bernhard hätte ihn hübsch vorsichtig wieder entwirrt, wie er gestern mit meinen Jagleinen that, als sie sich verwickelt hatten."

Und immer wieder preßten sich des lebhaften Knaben frische Lippen auf die ihrigen, und seine Patschhändchen tätschelten liebkosend ihre Wangen.

Baron Bernhard hatte sein Buch sinken lassen. Seine Augen hingen an dem Kinde und an den rothen Lippen, welche es so innig küßte.

„Jetzt komm mal hierher, Hans," rief er. „Hier ist noch Einer, den Du um Vergebung bitten mußt wegen Deiner Heimtücke. Schau, mein Handgelenk ist wund von den Fesseln, die Du mir anlegtest."

Und das sich sträubende Kind von Evas Schoß in seine Arme nehmend, küßte er den kleinen Mund, der eben noch Evas Lippen berührt hatte, mit so leidenschaftlicher Zärtlichkeit, als wollte er ihn ganz und für immer in sich aufnehmen; Eva sah das nicht, sie stickte ruhig weiter, als er sie von dem Wildfang befreit hatte, aber meine Augen begegneten in diesem Augenblicke, da ich hinter der Hecke hervor an den Tisch trat, denen des Barons, und mit einem unmuthigen Zucken der stolzen Mundwinkel setzte er den Knaben schnell auf die Erde.

Ein anderes Mal, es war an einem heißen Maitage, die Baronin ein wenig eingeschlafen und Baron Bernhard hinaus auf das Feld geritten, nahm ich meine Arbeit und schlenderte hinaus in den schattigen Theil des

Parkes, wo eine frische Quelle aus steinernem Löwenrachen in ein flaches Bassin sprudelte. Ich hoffte, Eva und Hänschen an diesem allgemeinen Lieblingsplatze zu finden. Sie waren wirklich da, aber nicht allein. Baron Bernhard, noch in Reitstiefeln und mit der Gerte in der Hand, schien erhitzt und ermüdet eben heimgekommen zu sein, als Eva neben der Quelle kniend, den Durst ihres kleinen Schützlings, in Ermangelung eines Bechers, sehr primitiv aus ihrer hohlen Hand zu löschen bemüht war. Der Knabe jubelte über dieses neue Spiel und schlürfte mit Wonne die wenigen silbernen Tröpflein, die ihre schlanken Fingern bis an seinen Mund brachten, sie immer und immer wieder von Neuem schöpfen lassend. Baron Bernhard sah dem kindisch frohen Treiben eine Weile lächelnd zu, dann plötzlich, wie einem unwiderstehlichen Drange folgend, kniete auch er nieder in das feuchte Gras und sagte halblaut, mit einem Blicke seiner wunderbaren Augen, wie ich ihn nie zuvor gesehen:

Fräulein Eva, ach, nur einen einzigen labenden Tropfen aus Ihrer Hand! Ich verschmachte."

Dieses „Ich verschmachte" klang wirklich so qualvoll, so namenlos elend, daß das schöne Mädchen, im ersten Impuls mitleidigen Erbarmens, ihm schnell die feuchte Hand entgegenhielt. Dann aber, als er seine heißen Lippen bereits darüber neigte, sprang sie, sich plötzlich besinnend, erröthend auf, verschüttete das Wasser und sagte hastig, sich die Hände mit dem Taschentuche trocknend:

„Ich hole Ihnen ein Glas, Herr Baron."

„Nein, ich danke", erwiderte er in ganz verändertem, kühlen Tone, indem er sich zum Gehen wandte, „ich habe keinen Durst mehr".

Und dann noch ein drittes Mal. Die Baronin war bereits in der Genesung, verließ aber ihr Zimmer noch nicht, und Hänschen, Eva und ich mußten ihr Gesellschaft leisten. Die Baronin lag mit geschlossenen Augen auf dem Sopha, ich las ihr vor aus Riehl's neu erschienenem Werke „Land und Leute", Hänschen spielte mit Eva

auf dem Damenbrette Wolf und Schaf. Der Baron war schon vor zwei Tagen auf ein entfernteres Gut gefahren, wo ein großes Scheibenschießen stattfinden sollte. Da trat die Amme ein mit einigen Zeilen des Barons an seine Mutter, welche ein Bote gebracht hatte. Sie enthielten die kurze Mittheilung, daß er Schützenkönig geworden, aus den Händen der berühmtesten Schönheit der Umgegend, der Gräfin Wetterfels, den ersten Preis, einen goldenen Pokal, empfangen habe und von ihren stolzen Lippen huldvoll angelächelt sei; daß er beabsichtige, mit einigen Freunden am folgenden Tage noch einen Ausflug zu einem neuen Schützenfeste nach Schloß Wurms zu unternehmen und, da der Weg dorthin an Brinkendorf vorbeiführe, es geboten fände, seine Freunde zu einer kleinen Erfrischung im Schlosse seiner Eltern einzuladen. Sie möge die Güte haben, ihm umgehend zu antworten, ob sie, in Rücksicht auf das Befinden seines Vaters, ihm die Erlaubniß dazu ertheilen könnte.

„Fräulein Eva," sagte die Baronin, nachdem sie von dem Inhalt des Briefes Kenntniß genommen und mir denselben in Kürze mitgetheilt hatte, „ich bitte Sie, das Arrangement des Fruchttisches in den Zimmern meines Sohnes zu überwachen und den Daniel dafür sorgen zu lassen, daß die älteren Weine aus dem Keller geholt werden."

Eva war bei Erwähnung der huldvollen Aufmerksamkeit des schönsten und stolzesten Fräuleins der Umgegend gegen den Baron noch um eine Schattirung bleicher geworden. Ihre zitternde Hand schob mechanisch die weißen Schäfchen auf dem Brette, daß sie dem Wolfe direct in den Rachen geriethen, und Hans, die Steine durcheinander werfend, zornig auffuhr:

„Evchen, wenn Du nicht besser aufpassen kannst, mag ich nicht mit Dir spielen. So schrecklich dumme Schafe sind dem Wolfe kein Spaß."

Eva legte schweigend die Steine in die Schieblade und beide gingen hinaus. Ich folgte ihnen nach einer Weile. Sie waren im Blumenparterre, wo Eva einen

geschmackvollen Strauß für den Fruchttisch zusammenstellte. Hänschen flatterte wie ein etwas schwerfälliger Schmetterling von Blume zu Blume und riß in glühendem Diensteifer ab, was ihm gerade unter die Hand kam.

„Gelt, Tante Kitty," rief er, mir entgegenspringend, „die schöne Gräfin zu Wurms muß den Vetter doch sehr lieb haben, daß sie ihm einen goldenen Pokal geschenkt hat, und er sie auch?"

„Was weißt Du davon, kleines Närrchen?" versuchte ich zu scherzen, aber mein besorgter Blick traf Eva, deren Hand so hastig in einen Rosenstrauch griff, daß ein rother Blutstropfen auf der weißen Hand perlte.

„O, das weiß ich ganz genau," versetzte bestimmt das Bürschlein, „sonst hätte er den Pokal nicht genommen. Denn als ich neulich die Eier nahm, die mir der dumme Jürri vom Kubbias im hübschgeflochtenen Weidenkörbchen zum Geschenk anbot, da sagte Bernhard, man dürfe kein Geschenk annehmen von Menschen, die Einem nicht lieb seien. Nun, wir Alle haben den Vetter Bernhard ja lieb und müssen ihm auch was schenken zum Schützenkönig. Er soll meine neue Flinte haben, die Tante gestern aus der Stadt kommen ließ, da wird er auf Schloß Wurms noch viel besser schießen, als aus seiner kleinen Pistole. Und Du, Tante Kitty, giebst ihm auch was und die Eva . . . aber die thut's nicht," fügte er drollig schmollend hinzu, „sie sagt, sie habe nichts zum Wegschenken. Sag Du ihr, Kittchen, daß sie's thun muß!"

Und der kleine Kobold umschlang meinen Hals, als ich mich zu ihm niederbückte, um ihm die Erde von den Sammethöschen abzustreifen, und baumelte an mir, wie die Tasche an der Wand. Dann ließ er plötzlich wieder los und auf Eva losstürzend, die eben eine wundervolle Theerose abschnitt, riß er ihr diese ungestüm aus der Hand und triumphirte:

„Sieh, ist das nicht ein schönes Geschenk für Vetter

Bernhard? Die Rose sollst Du ihm geben, Evchen, die kann er dann in seinen goldenen Pokal stecken."

Eva wehrte ihm, traurig lächelnd. „Aber er bekommt sie ja alle, die lieben Blumen, Hänschen. Wir stellen sie ihm alle in die hohe venetianische Vase auf den Tisch, wo der goldene Wein und die süßen Pfirsiche stehen werden."

„Nein, nein, in den goldenen Pokal soll sie und nicht in die Vase zu den übrigen Blumen," beharrte eigensinnig der Trotzkopf. Und als Eva die Rose dennoch zu den übrigen in den Strauß fügte, sah er erst recht böse drein, blinzelte dann aber verschmitzt mit den schwarzen Aeuglein, als wollte er sagen: „Ich weiß schon, was ich thue."

Und richtig, als nach einigen Stunden die ganze Cavalcade der Festschützen vor dem Schlosse hielt und sich in Baron Bernhards Appartements begab, um sich dort nach dem scharfen Ritte bei Wein und guten Cigarren zu erquicken, nahm der kleine Bursch einen Augenblick wahr, da man nicht auf ihn achtete, und schlüpfte hinter Daniel hinein zu den Gästen. Eva war voll Angst. Sie wußte, daß die Baronin höchst unzufrieden sein würde, das Kind bei dem fröhlichen Weingelage der Herren zu wissen, und dennoch mochte sie nicht hinein, ihn zu holen. In peinlichster Verlegenheit stand das arme Mädchen hinter der Thür, durch welche der Schelm verschwunden war, ihre großen Augen füllten sich mit Thränen. Da kam der alte Daniel mit leeren Weinflaschen heraus und war auf unsere Bitte sofort bereit, umzukehren und den Junker zu holen. Er ließ die Thüren hinter sich offen, und wir gewannen freien Einblick in das Cabinet des Barons. Dort saßen die jungen Edelleute aus der Nachbarschaft zechend und lachend am Tische. Pfropfen flogen, Gläser klangen, der goldene Wein sprühte in dem Krystall, Witz und Geist in den erhitzten jugendlichen Köpfen. Es war eine heitere Gesellschaft. Etwas seitab von den Uebrigen saß Baron Bernhard, den kleinen Hans auf den

Knien schaukelnd. Er trank nicht und sah sehr ernst, fast melancholisch vor sich hin, während seine schlanken Finger zerstreut in dem schwarzen Kraushaare des Jungen wühlten. Um so lebhafteren Antheil schien dieser an der allgemeinen Heiterkeit zu nehmen. Er lachte laut mit, wenn die Anderen lachten, ohne zu wissen, worüber und nippte erst schüchtern, dann, als Niemand ihm wehrte, immer dreister aus dem Glase, das der Baron unberührt vor sich stehen hatte. Dann auf einmal, als besänne er sich auf etwas, faßte er den Kopf seines Vetters mit beiden Händchen und zog ihn an seinen Mund, um ihm leise und hastig einige Worte in das Ohr zu flüstern. Wie Sonnenschein ergoß es sich da plötzlich über des Barons düsteres Gesicht, er zog die Blumenvase zu sich heran und nahm daraus eine weiße Theerose, welche er verstohlen mit den Lippen berührte und in der Hand behielt. Hänschen saß dabei mit dem glücklich stolzen Gesichte eines genialen Erfinders, dieses trübte sich aber alsbald jämmerlich, da Daniel ihn vom Schoße des Barons nahm und aus dem Kreise preisgekrönter Schützen hinweg und zurücktrug zu seinen Zinnsoldaten.

* * *

Alle diese meine scharfsichtigen Beobachtungen waren im Grunde ja nichts als geringfügige Kleinigkeiten. Aber kündigten diese Kleinigkeiten nicht die nahende, unvermeidliche Katastrophe an? Waren es nicht die harmlos kräuselnden Wellchen auf der Meeresoberfläche, die andeuten, daß in der Tiefe bereits der Strudel wühlt, die winzigen weißen Gewitterwölkchen am blauen Frühlingshimmel, aus welchen das schwarze Wetter gedankenschnell hervorbricht und Tod und Verderben entsendet?

Einige Tage später erschien die Baronin wieder am Mittagstische und sogar Abends zum Thee. Ihr scharfes, kaltes Auge übersah sogleich die Lage der Dinge. Am nächsten Abende fehlte Baron Bernhard in unserem allabendlichen Kreise, er blieb in seinem Zimmer. Die

Baronin war unnahbarer als je. Sie hatte kaum einen freundlichen Blick für Hänschen, ein gütiges Wort für mich. Eva war ihr Luft. Wir athmeten erleichtert auf, als wir wieder in unseren Zimmern waren, und machten uns eifrig daran, die grünen Pfingstbirken, die der Buschwächter aus dem Walde gebracht, in allen Winkeln und Ecken aufzustellen. Es war ja Pfingstsonnabend, und Garten, Park und Wald ein großes, grünes, blüthenüberströmendes Meer. In den Prunkgemächern und den Zimmern der Baronin waren die Birken verpönt. Baron Bernhard jedoch liebte sie als Erinnerung an seine frohe Kindheit. Hänschen hatte sich das erzählen lassen, und als er uns bei der Pfingstdecoration unseres Zimmers genugsam umsummt, und sich von dieser anstrengenden Thätigkeit ermattet fühlte, wie die Fliege auf den Hörnern des pflügenden Stieres, gedachte er plötzlich seines vernachlässigten Vetters.

„Bernhard muß aber auch seine Pfingstmaien haben," sagte er und riß resolut eines der größten Bäumchen um, es durch den langen Corridor hinüberzerrend in den anderen Schloßflügel, wo Baron Bernhard seine Zimmer hatte. Vergebens redete ihm Eva zu, daß Daniel Alles besorgen würde, er stürmte vorwärts, Eva hinterher, bis er, die Birke hinter sich schleifend, vor des Barons Cabinet angelangt war und sich mit dem Rücken gegen die Thür stemmte. Diese flog auf, und der kleine Einbrecher purzelte rücklings hinein. Aber auch Eva, die seine Hand festgehalten, stürzte ihm nach. Das geschah so schnell, daß Baron Bernhard, welcher in seinem Zimmer auf und ab gegangen war, ganz verständnißlos vor der Scene stehen blieb und mechanisch die Arme ausbreitete, das stürzende Mädchen aufzufangen. Es dauerte nur einen kurzen Moment, dann richtete Eva sich in grenzenloser Verwirrung von seiner Brust auf und stammelte eine Entschuldigung. Aber ihre Herzen hatten an einander geschlagen. Er ergriff ihre Hand und schien etwas sagen zu wollen. Sein Gesicht war bleich und erregt, seine Lippen zuckten, aber kein Wort

der Liebe kam über diese, nur in seinen sprechenden Augen sah man mehr als Worte, sah man einen Himmel unsäglicher Liebe, einen Abgrund unsäglichen Leids. Dann fragte er, ihre Hand leise drückend, und sich ein wenig zu ihr herabbückend mit einer Stimme, aus welcher die Sorge einer Mutter um ihr Kind zitterte:

„Sie haben sich doch nicht Schaden gethan?"

* * *

Nach einer Stunde ging ich vor Schlafengehen noch hinaus auf die Terrasse. Die Nacht war überirdisch schön, die Luft regungslos, die Erde lag da wie eine einzige, geheimnißvolle, eben erschaffene Blume in der Hand des Schöpfers. Ueber der Wolfsschlucht ging still der Vollmond auf, in den Nußsträuchern schlug eine Nachtigall. Evas Fenster stand offen. Sie hatte Hänschen zu Bette gebracht und saß nun am Clavier, mit süßer, aber gedämpfter Stimme die einfache Melodie eines alten Liedes singend:

Wenn die Düfte durch den Hain
Der Abend haucht,
In stillen Mondenschein
Die Erde taucht,
Und Du dann spät allein
Noch draußen säumst,
Möcht' ich die Zukunft sein.
Von der Du träumst. . .

Deutlich trug die stille Luft diese sehnsüchtigen Klänge mit den Düften des Flieders bis zu mir. Da knisterte plötzlich der Kies hinter mir. Ich sah mich um. Baron Bernhard bog eben um jene Ecke des Schloßflügels, wo Eva's Zimmer lag, und trat hastig an mich heran. Sein Gesicht war bleich und abgespannt, sein Auge glänzte eigenthümlich. War es eine Thräne oder der Widerschein des Mondes?

„Möcht ich die Zukunft sein,
Von der Du träumst. . ."

klang es nochmals noch leiser und noch sehnsüchtiger durch das offene Fenster. Er faßte meine beiden Hände und preßte sie heftig.

„Fräulein Kitty," sagte er leidenschaftlich, mit stockendem Athem, „sagen Sie es ihr, daß sie meine Zukunft sein wird, so lange ich lebe."

Dann war er verschwunden.

Am anderen Morgen erweckte mich frühzeitig, die Sonne war kaum aufgegangen, das Rollen von Rädern, Peitschenknallen und das Aufschlagen von Pferdehufen auf das harte Pflaster der Auffahrt. Ich richtete mich verwundert auf. Der Kopf schmerzte mir von dem starken Birkendufte. Ich stieß das Fenster auf, die frische Morgenluft hereinzulassen. Tausendstimmiges Vogelgezwitscher begrüßte draußen den Pfingstmorgen. „Nun ist er fort!" hörte ich eine Stimme unter dem Fenster seufzen. Wer war fort?

* * *

Beim Morgenkaffee erschienen weder der Baron noch seine Mutter. Der alte Daniel verrichtete seine Functionen mit einer Feierlichkeit, als begehe er ein Todtenamt, auf Eva und mir lag es wie Blei, nur Hänschen plapperte harmlos in's Blaue hinein und suchte sich vergnügt die Rosinen aus dem Pfingstkuchen. Als wir dann später zu Mittag den Speisesaal betraten, war die Baronin bereits da. Er kam wieder nicht.

Sie war ernst wie immer, hörte aber ausnahmsweise Hänschens Geplauder nachsichtig an, ja, sie hatte heute sogar wieder einen Blick für Eva. Gegen Ende der Mahlzeit, als Daniel sich entfernt hatte, theilte sie mir wie beiläufig mit, daß Baron Bernhard heute in der Frühe des Morgens in das Ausland abgereist sei. „Auf lange?" fragte ich.

„Je nachdem," erwiderte sie wie das Orakel zu Delphi. „Er mußte vor zwei Jahren seine landwirthschaftlichen Studien meinetwegen unterbrechen. Jetzt fühle ich mich

stark genug und durfte ihn nicht länger von der Beendigung derselben zurückhalten."

Sonderbar, daß bis zu dieser Stunde im Schlosse nie die Rede gewesen war von der Fortsetzung dieses agronomischen Studiums.

Wenn die Sonne plötzlich ihren Schein verloren hätte, so hätte sich der Himmel nicht mehr entfärben können als Evas liebliches Gesicht bei dieser Mittheilung der Schloßherrin. Das silberne Messer, mit dem sie für Hänschen das Hühnchen auf dem Teller zerlegte, zitterte sichtbar in ihrer Hand. Die Baronin that, als merkte sie es nicht. Sie schlug uns eine Spazierfahrt zu Dreien in den Wald vor, zur Feier des Festes, oder um die Verwalterstochter zur Vernunft zu bringen, das weiß ich nicht. Eva sprach den Tag über kein einziges Wort mehr, als durchaus nöthig war, Hänschen nicht alle Geduld verlieren zu lassen. Am Abende folgte ich ihr in ihr Zimmer. Ich fand sie vor ihrem Bette knien, das Gesicht tief in die Kissen gedrückt, aber ohne Klage, ohne Thränen. Ich setzte mich auf das Bett, ich streichelte sanft ihr wundervolles Haar und bestellte ihr, was der Baron mir aufgetragen hatte. Sie erhob ihr Blumengesicht aus den Kissen. Unaussprechliche Glückseligkeit strahlte aus ihren Augen, sie preßte meine Hand stumm an ihre Lippen.

* * *

Die Festzeit verging, dann eine Woche, zwei Wochen, drei. Alles wie sonst und doch so anders. Es war uns Allen, als sei jeder Zweck des Lebens und mit ihm das Leben selbst aus dem Schlosse geschwunden, und als bewegten wir uns, Hänschen ausgenommen, darin wie starre Automaten. Tante Friederikens Besuche in dem Schlosse und unsere in Lindenheim waren unsere einzige Freude. Mit dem Johannisabende und dem damit verbundenen Volksfeste kam einige Abwechslung in die Einförmigkeit. Hänschen freute sich königlich auf die brennenden Theertonnen. Wir sprachen davon beim

Kaffeetische und Daniel erhielt Ordre, des jungen Barons Char-à-banc für den Abend zu bestellen, damit wir uns die Feuer ganz in der Nähe ansehen könnten.

„Ist die Post noch nicht gekommen?" fragte die Baronin, welche von ihrem Sohne Nachricht erwartete.

„Ja, soeben erst, gnädige Frau Baronin," erwiderte der Alte und präsentirte die angekommenen Briefe auf einem silbernen Plateau. Die Baronin nahm mehrere und legte sie neben ihre Tasse, den letzten behielt sie länger in der Hand, prüfte wiederholt die Adresse und übergab ihn dann Eva, welche denselben, ohne weiter hinzusehen, arglos in ihre Tasche gleiten ließ. Sie erhielt dann und wann Briefe von ihren Schulfreundinnen aus Deutschland.

Bis zum Essen sah ich Eva nicht. Als sie bei Tische erschien, lag über ihrem ganzen Wesen etwas Unbeschreibliches, etwas wie stille, selige Verklärung. Die Unterhaltung war lebhafter als sonst. Hänschen hatte immer wieder zu fragen und zu erzählen. Er hatte mit Daniel die Vorbereitungen zu der nächtlichen Illumination mit angesehen und war voll davon. Ich mußte über seine drolligen Einfälle lachen, auch die Baronin lächelte und von Evas schönem Gesichte wich der helle Freudenschein erst recht nicht, aber ich glaube nicht, daß Hänschen irgend welchen Antheil daran hatte. Plötzlich fragte die Baronin, zu Eva gewendet:

„Sie hatten heute ja auch einen Brief — wohl von einer Schulfreundin?"

Aus Evas Wangen wich bei dieser unerwarteten Frage der letzte Blutstropfen, ihre Wimpern senkten sich für eine Secunde, ihre dunklen Brauen zuckten leise, dann aber hob sie das Auge groß und klar und antwortete fest:

„Nein, Frau Baronin."

„Von wem denn?" fragte die Schloßherrin noch immer ahnungslos.

Wieder eine Secunde stummen Seelenkampfes, und die Lippen, die noch nie im Leben eine Lüge befleckt hatte, erwiderten leise:

„Von dem Baron."

Wenn sich die Erde vor der stolzen Frau plötzlich aufgethan und Alles verschlungen hätte, was ihr lieb war in der Welt, ihr Entsetzen hätte nicht furchtbarer, nicht erstarrender sein können. Es dauerte eine Weile, ehe sie das Gehörte ganz faßte. Dann aber richtete sich ihre Gestalt auf zu ihrer vollen imponirenden Höhe, jeder Zoll eine Freiherrin, und in einem Tone, durch welchen Staunen, Zweifel, Entrüstung in ihrer höchsten Steigerung bebten, fragte sie:

„Von meinem Sohne? Was kann mein Sohn Ihnen zu schreiben haben?" Und nach einer Pause, während welcher ich unser Aller Herzschlag zu hören glaubte, fügte sie hinzu: „Zeigen Sie mir doch später den Brief — ich erwarte Sie vor dem Thee in meinem Zimmer."

Eva ging nach dem Essen direct in ihr Zimmer. Ich wagte nicht, ihr zu folgen, ich begriff, daß sie allein sein wollte, und versuchte, Hänschen zu beschäftigen, den die ungeduldige Erwartung der brennenden Theertonnen in unausstehliches Quecksilber verwandelt hatte. Endlich, gegen sieben, stand der Wagen vor der Thür. Ich wußte, daß weder die Baronin, noch Eva zum Thee erscheinen würden, aber auch ich selbst konnte meine Unruhe nicht so weit beherrschen, um ruhig neben Hänschen in die Johannisfeier hinauszufahren, indeß im Schlosse über ein, vielleicht über zwei Menschenschicksale entschieden wurde. Glücklicher Weise kam Tante Friederike. Wir verständigten uns mit wenigen Worten und einem Händedrucke, sie nahm das jubelnde Hänschen in ihre mütterliche Obhut, und beide fuhren in Daniels Begleitung hinaus.

Was nun? Durfte ich hineingehen zu der Baronin, mich in Dinge mischen, die mich nichts angingen? Nein. Auch Eva konnte ich weder rathen noch helfen. Ihr natürlicher Tact, ihr tiefes Rechtsgefühl, ihr edles Herz würden sie gewiß das Richtige treffen lassen. Aber in der Nähe bleiben mußte ich auf alle Fälle.

Es könnte doch sein, daß man mich brauchte. Zu meiner Rechtfertigung muß ich sagen, daß wirklich nur aufrichtige Besorgniß um Eva mich leitete, und daß die Eifersucht keinen Theil hatte an der Indiscretion, die ich beging. Es fiel mir ein, daß die Baronin mir Tags zuvor aufgetragen, in der Flickkammer nach gewissen Stoffresten zu suchen, die sie zu einer Arbeit brauchte. Diese Flickkammer befand sich dicht neben dem Zimmer der Baronin. Eine Glasthür führte aus diesem Zimmer dahin und gab ihr allein einiges Licht, eine zweite führte aus der Kammer in den dunkeln Corridor. Ich schlüpfte hinein und entfernte vorsichtig einen Zipfel der Gardine, welche die Glasscheibe verhüllte. Die Baronin saß vor ihrem Schreibtische, zurückgelehnt in einen hohen Sessel, den Blick starr vor sich hingerichtet, die Hände in nervöser Aufregung mit Auf- und Zurollen eines Papierstreifchens beschäftigt. Jeder Muskel ihres Gesichts war gespannt. Durch ihren Körper flog ab und zu ein leiser Schauer. Jetzt blickte sie auf die Uhr über dem Tische, dann nach der Thür.

Eva trat langsam ein und blieb neben dem Tische stehen. Ihr Gesicht zeigte noch die Spuren schweren Kampfes, aber darüber lag der Friede errungenen Sieges. Sie stützte ihre Hand leicht auf die Lehne des Stuhles vor ihr und sagte mit ihrer melodischen Stimme:

„Sie haben mir gesagt, zu kommen, Frau Baronin . . ."

Die Edelfrau maß das schöne, ernste Mädchen kalt vom Scheitel bis zur Zehe und fragte kurz:

„Wo ist der Brief!"

„Ich habe ihn nicht," versetzte leise, aber entschieden Eva.

„Wie, Sie haben ihn nicht?" schnellte die hochmüthige Frau auf. „Sie sollten ihn mir doch zur Durchsicht bringen?"

„Der Brief war nur an mich gerichtet, Frau

Baronin. Er war mein Eigenthum, über das ich verfügen durfte. Ich habe ihn verbrannt."

Die Baronin lachte höhnisch auf.

„Sie werden mir das doch nicht weiß machen wollen? Solche Briefe verbrennt ein Mädchen nicht. Zumal so außergewöhnliche wie die eines Freiherrn von Brinkendorf an eine simpele Verwalterstochter."

„Ich lüge nie," versetzte Eva einfach. „Der Brief ist verbrannt."

„Nun, in dem Falle haben Sie sich seinen Inhalt vorher natürlich genau eingeprägt," höhnte die Baronin weiter, „und werden so gut sein, ihn mir zu wiederholen."

Eva schwieg. Eine lange Pause folgte. Die Baronin wartete. Endlich sagte sie verächtlich:

„Natürlich ein Liebesbrief, hat der Baron Ihnen darin irgend welche Versprechungen gemacht?"

Eva schwieg wieder.

Die mühsam behauptete Fassung verließ die stolze Frau.

„Sie werden sich doch nicht im Ernste einbilden, daß ein Brinkendorf Sie heirathen könne? Uebrigens", fuhr sie bitter auflachend fort, „Thor genug wäre er dazu, Schwärmer, Volksbeglücker, Weltverbesserer! Aber noch bin ich da, seine Mutter. Und ich sage Ihnen, Mamsell Helmers, ich, die Freiherrin Cäcilie von Brinkendorf zu Brinkendorf, daß, so lange ich athme, ein Freiherr von Brinkendorf kein hergelaufenes Bürgermädchen als Herrin über die Schwelle dieses Hauses führen wird."

„Ich habe auch gewiß nie daran gedacht", erwiderte Eva mit stolzer Bescheidenheit.

„Aber Sie haben seinen Brief doch gelesen? Und Sie hatten die Absicht, darauf zu antworten?"

„Ich habe sie noch", versetzte Eva ruhig.

„Sie haben sie noch?... Nein, die Dreistigkeit übersteigt Alles! Nein, Sie werden ihm nicht antworten."

Die Baronin war in tiefster Erregung aufgestanden und durchmaß das Zimmer mit nervöser Hast. Dann blieb sie vor der Verwalterstochter stehen und fragte

mit dem Blicke eines Großinquisitors, welcher die geheimsten Herzenswinkel seines Opfers ergründen will:

„Und was würden Sie ihm antworten, wenn ich fragen darf?"

„Daß ich ihn liebe und lieben werde bis an meinen Tod, aber . . ."

„Aber?" drängte ungeduldig die Baronin, welcher diese muthige Antwort die Zornesröthe bis an den Scheitel hinauftrieb.

„Daß aber der Wille seiner Mutter, ihr stolzes Vorurtheil zwischen uns steht, und wir diese Schranke nicht durchbrechen dürfen." —

Die vornehme Frau brauste auf:

„Nicht das stolze Vorurtheil — die Schranke würde der demokratische Schwärmer rücksichtslos umstoßen. Nein, das Herz seiner Mutter, ihre Liebe, begreifen Sie, ihre ganze Mutterliebe steht zwischen Ihnen. Er wäre aus meinem Herzen gerissen für immer, und dieses Herz, dessen einzige und letzte Hoffnung er ist, wäre dann bettelarm. Ja, bettelarm, viel, viel ärmer, als Sie je werden können, wenn Sie ihn aufgeben!"

Ihre Stimme zitterte, die tiefe Qual von Stolz und Mutterliebe malte sich in ihren festen Zügen. Eva's Augen waren gesenkt, aber das leise Zucken ihrer Brauen verrieth, was in ihr vorging. Die Baronin setzte sich nieder und stützte den Kopf schwer in die Hand. Die Pause war drückend. Ich hörte das Ticken der Repetiruhr auf dem Kaminsimse.

„Soll ich ihrem Sohne das schreiben?" fragte Eva endlich langsam.

„Was?" schrak die Baronin auf aus martervollem Sinnen.

„Daß seine Liebe zu mir den Baron von Ihrer Liebe trennt, und daß ich ihn darum aufgebe, gern und willig aufgebe um Ihretwillen?" sagte Eva langsam und tonlos, als spräche sie ihr Todesurtheil.

Die Baronin lachte verzweifelt auf:

„Und glauben Sie denn, daß das hilfe? Er würde

Sie dann für die Märtyrerin halten, mich für Ihren Henker. Ihr Bild käme in den Heiligenschrein seines Herzens für immer, das meine verdunkelt, entweiht, zertrümmert unter seine Füße."

Sie preßte ihre marmorbleichen Hände vor das Gesicht und stöhnte wie eine Sterbende.

„Was wollen Sie denn, daß ich thue?" fragte Eva gequält. „Ich werde dem Baron gar nicht antworten, wenn Sie es wünschen. Ich werde Ihr Haus verlassen . . ."

Die Baronin schüttelte den Kopf.

„Nein! nein! nein!" rief sie energisch, „das führt zu nichts, zu gar nichts. Er würde Ihnen folgen bis an's Ende der Welt, dann gerade . . . ich kenne ihn. Wenn Sie ein Opfer bringen wollen . . . mir . . . unserem ganzen Hause . . . unseren alten, geheiligten Traditionen, die uns höher stehen müssen als persönliches Glück, so darf dieses Opfer kein halbes sein . . ."

Eva blickte die Edelfrau verständnißlos an. Ihre großen, klaren Augen bemühten sich vergebens, ihre Gedanken zu durchdringen. Sie schüttelte traurig den Kopf:

„Ich kann ja weiter nichts thun, Frau Baronin."

„O doch! doch!" rief diese lebhaft, der plötzlich ein rettender Gedanke Haltung und Würde wiedergab. „Es giebt Eines. Wenn Sie begreifen, wie unersetzlich jedem Menschen, jedem gefühlvollen, dankbaren Manne Mutterliebe sein muß, wenn Sie ein Verständniß haben für Pflicht und Recht, wenn Sie opferbereit sind, wie die wahre Liebe es sein muß (die Mutterliebe schien in den Augen der Baronin allein diese Eigenschaft entbehren zu dürfen), dann werden Sie dieses Eine ohne Zaudern wählen."

Eva schaute mit gespannter Erwartung auf.

„Haben Sie meinem Sohne je gesagt, daß Sie ihn lieben?" fragte Frau von Brinkendorf.

„Nie," erwiderte Eva fest.

„Nun, in dem Falle wäre es kein Widerspruch, keine

Lüge, wenn Sie ihm jetzt antworteten, daß Sie ihn nicht lieben können, daß . . ."

„Frau Baronin!" stöhnte Eva auf.

„Daß Ihr Herz seit lange einem Anderen gehört, den Sie zu heirathen gedenken," vollendete die Baronin mit der Ruhe eines religiösen Fanatikers, in dessen Augen ein großer Zweck auch das grausamste, gewissenloseste Mittel heiligt. Eva starrte die unbarmherzige Edelfrau mit weitgeöffneten, entsetzten Augen wortlos an.

„Nun? wollen Sie das nicht?" fuhr diese unbeirrt fort. „Es scheint Ihnen schwer zu fallen, aber es ist die einzige Kluft, die einzige Schranke, vor welcher der Stolz meines Sohnes ohne Zögern zurückwiche. Darin ist auch er ein echter Brinkendorf."

„Frau Baronin," stammelte das unglückliche Mädchen noch immer fassungslos, „denken Sie denn nicht daran, daß er mich verachten, hassen müßte!"

Die Baronin machte eine Achselbewegung, welche deutlich sagte:

„Was liegt daran!" laut aber erwiderte sie kalt:

„Warum? Sie behaupten ja, ihm nie gesagt zu haben, daß Sie ihn lieben. Es wäre also keine Lüge."

„Ja, es wäre eine Lüge, Frau Baronin," schrie Eva auf, „die größeste, entsetzlichste, strafbarste Lüge, denn Gott weiß, wie ich ihn liebe . . . mit jedem Gedanken . . . mit jedem Athemzuge . . . ."

Sie schlug beide Hände vor das zuckende Gesicht, ihre zarte Gestalt erbebte krampfhaft unter den Gefühlen, welche auf sie einstürmten, schwere Thränen glitten durch die Finger, welche ihre Augen bedeckten.

Die Schloßherrin blieb ungerührt.

„Er würde diese Lüge nie erfahren", sagte sie gefühllos, und ein verächtlich feindseliger Blick traf das bürgerliche Mädchen, welches sich erkühnte, ihren Sohn, den Freiherrn von Brinkendorf, mit jedem Athemzuge zu lieben und es ihr, seiner Mutter, mit so dreister Offenheit einzugestehen, als wäre diese Liebe durchaus

nichts Unerhörtes, keine Kränkung, keine blutschänderische Beleidigung.

„Er würde diese Lüge nie erfahren", wiederholte sie vollkommen kalt. „Und wäre es im Grunde denn nicht gleichgiltig, da Sie doch bereit sind, ein Opfer zu bringen?"

„Nicht um diesen Preis!" rief Eva leidenschaftlich. „Nicht um den Preis seiner Verachtung!"

„Verachtung? Warum? Steht es Ihnen nicht frei, einen Anderen zu lieben? Haben Sie nicht das volle Recht, ihm das zu sagen?"

„Nein, das habe ich nicht", rief Eva tief erregt, „ich habe es nicht, nachdem mein ganzes Wesen, das Beben meiner Hände, der unbewachte Blick meiner Augen, jeder Schlag meines Herzens, jeder Athemzug in seiner Nähe ihm unzählige Mal gesagt, was er mir ist."

„In dem Falle", versetzte erbarmungslos die Baronin, „wäre das Opfer, welches ich von Ihnen fordere, nur eine gerechte Sühne für die Frechheit, die Schamlosigkeit, mit welcher Sie Gefühle zur Schau trugen, zu denen Sie nicht berechtigt waren und die auf Gegenseitigkeit nie hoffen durften."

Sie öffnete die Briefmappe auf ihrem Schreibtische, legte einen Bogen Papier zurecht und schob das Schreibzeug näher. Dann erhob sie sich von ihrem Platze und winkte Eva, diesen einzunehmen.

„Schreiben Sie!" befahl sie herrisch. „Nur einige Worte. Das genügt".

Eva rührte sich nicht. Ihr mildes Erbarmen mit diesem unerbittlich stolzen Frauenherzen war geschwunden. Sie stand vor der strengen Schloßherrin wie die wundervollste marmorne Verkörperung ruhevoller, stolzer Liebe.

„Sie wollen nicht?!" kam es vibrirend von den Lippen der Edelfrau.

Das Mädchen schüttelte langsam, aber mit stolzer Entschiedenheit den Kopf. Die Baronin wandte sich nach einer letzten befehlenden Geste ebenso langsam ab,

schritt an das andere Ende des Zimmers, wo ein Schränkchen, die Hausapotheke, an der Wand hing, nahm ein winziges Fläschchen heraus, schüttete eine Anzahl Tropfen daraus in ein Glas und goß aus der auf einem Seitentische stehenden Caraffe etwas Wasser hinzu. Dann kehrte sie wieder zurück an ihren Schreibtisch und stützte die Hand, welche das Wasserglas umspannte, schwer auf die Tischplatte. Ihr Gesicht war erdfahl geworden, ihr Gang schleppend, jede Bewegung matt wie die einer Schwerkranken, doch nicht unsicher, noch aufgeregt. Ihre vorige, momentane Leidenschaftlichkeit war völlig geschwunden, unheimliche Ruhe an ihre Stelle getreten. Es war die eisige Ruhe letzten, unwiderruflichen Entschlusses. So stand sie hochaufgerichtet der Verwalterstochter gegenüber, diese um Kopfeslänge überragend. Kein Muskel ihres strengen Gesichts zuckte, bewegungslos war auch der Blick der stahlgrauen Augen, welche auf dem Mädchen ruhten. So steht das unerbittliche Schicksal vor dem blutenden Menschenherzen. Sie deutete mit den Augen auf das Wasserglas.

„In diesem Glase ist der Tod", sagte sie. Sie sagte das in demselben Tone, mit welchem sie zu ganz gewöhnlicher Zeit gesagt haben würde: „Heute Abend geht die Sonne unter". Und dann, mit einem Blicke auf die Uhr über dem Tische: „Wenn die Zeilen, die ich von Ihnen verlange, in zehn Minuten nicht geschrieben sind, ist das Glas hier leer . . . Ueber unsere verhöhnten, mit Füßen getretenen theuren Familientraditionen, über mein brechendes Herz würde mein Sohn in seiner Verblendung vielleicht schreiten, um zu Ihnen zu gelangen — über die Leiche seiner Mutter führt für einen Brinkendorf kein Weg zum Altar."

Der Augenblick, welcher nun verging, war furchtbar. Ich kann nicht an ihn zurückdenken, ohne daß jeder Blutstropfen in mir zu Eis erstarrt. Aber er verging wie Alles auf der Welt. Einige Secunden standen die beiden Frauen sich gegenüber, lautlos, bewegungslos. Nein, nicht lautlos. Mir war, ich hörte es, wie Etwas

Herz in langgezogenen, dumpfen Schlägen an ihre Rippen pochte. Es war derselbe dumpfe, unbeschreibliche Ton, den ich einst vernommen, als man im Nebenzimmer den ersten Nagel in den Sarg eines theuren Todten geschlagen. Vielleicht war das auch nur meine wahnsinnig erregte Einbildung.

Im nächsten Augenblicke saß Eva auf dem leeren Stuhle vor dem Schreibtische und schrieb. Erst in fliegender Hast, als könne ihre wahrhafte Natur die Lüge nicht schnell genug von sich abstreifen und als fürchte sie, daß ihre Kraft nicht ausreiche bis an das letzte der kurzen Worte. Dann aber, als sie ihren vollen Namen darunter setzte, ermattete ihre Hand, und die leichte Feder entfiel ihr wie ein schweres Bleigewicht.

Es war die erste Lüge ihres Lebens, und diese Lüge stand da vor ihren eigenen Augen, schwarz auf weiß, nein, was sage ich, nicht schwarz auf weiß, sondern jeder einzelne Buchstabe niedergeschrieben mit ihrem entströmenden Herzblute und damit besiegelt.

„Nun noch die Adresse," befahl die Baronin. „Sie muß gleichfalls von Ihrer Hand sein, um keinen Zweifel aufkommen zu lassen."

Eva adressirte mechanisch. Dann erhob sie sich und ging langsam auf die Thür zu, ohne die stolze Frau eines weiteren Blickes zu würdigen.

„Fräulein Helmers!" rief diese ihr nach. „Noch auf ein Wort!"

Eva hatte die Thürklinke bereits in der Hand, sie wandte den Kopf zurück.

„Sie werden nach dem, was geschehen, mein Haus zu verlassen wünschen. Wir beide müssen das wünschen," setzte sie mit Nachdruck hinzu. „Mein Sohn darf nie erfahren, wohin Sie gegangen sind . . . Aber ich werde für Ihre Zukunft Sorge tragen, ich werde . . ."

Eva hörte nicht zu Ende. Die Thür hatte sich hinter ihr geschlossen — für immer.

Mein Kopf war benommen, Alles drehte sich vor meinen Augen, die Thüren, die Fenster, das ganze

Schloß, die Erde unter und der Himmel über mir. Nach einer Stunde ging ich in Evas Zimmer. Sie kniete am Boden und packte ihre Sachen. Bei meinem Eintritte sah sie sich um. Was hatte dieses Mädchen, dieses halbe Kind für übermenschliche Willenskraft, daß ihr Auge so ruhig blicken konnte?

„Was machen Sie da, Eva?" fragte ich. Ich wagte nicht, einzugestehen, daß ich Alles wußte, aber ich glaube, sie errieth es aus meinem verstörten, stürmisch zärtlichen Wesen.

„Sie sehen, ich packe. Ich verlasse das Schloß", erwiderte sie mit scheinbarer Gleichgiltigkeit.

„Wohin wollen Sie?"

„Vor der Hand zu Ihrer Tante, nach Lindenheim. Später in die weite Welt." Wie sie das sagte: „In die weite Welt." Ich konnte mich nicht mehr halten. Ich kniete neben ihr nieder, meine Arme umschlangen sie, meine Thränen überströmten ihren Hals. Ihre Augen blieben trocken.

„Bitte, lassen Sie mich!" bat sie, meine Arme sanft lösend und sich erhebend. „Es ist so heiß hier, ich ersticke. Ich gehe noch in den Park, zum letzten Male, Abschied nehmen von Quelle und Wasserfall und Allem, was ich hier liebte," fügte sie mit schmerzlichem Lächeln hinzu. Und dann, morgen in der Frühe, zu Fuß nach Lindenheim. Frau von Sanden wird die Güte haben, meine Sachen von hier abholen zu lassen. Sie versprach es mir, als sie vor einer halben Stunde Hänschen heimbrachte."

Sie hüllte sich in ein leichtes weißes Tuch und ging hinaus. Ich wollte ihr folgen, sie litt es nicht.

„O, ich bitte Sie, lassen Sie mich!" flehte sie. „Es ist ja das letzte Mal."

Ich konnte Eva unmöglich allein lassen. Ihre Ruhe war zu unnatürlich. Was hatte sie vor? Warum ging sie in den Park? Sie sprach vom Wasserfalle. Eine furchtbare Ahnung stieg in mir auf. Ich eilte hinaus. Vom Schlosse schlug es Mitternacht. Auf allen Höhen

flammten die Johannisfeuer auf, loderten die Theertonnen, prasselten Berge von dürrem Strauchwerke rauchend gen Himmel, die letzten Erinnerungen an die uralte Heidenzeit, in welcher das Volk um die Sommer-Sonnenwende seiner scheidenden Gottheit solche Feueropfer darbrachte. Durch die stille Juninacht drang aus der Ferne deutlich das Jauchzen des Landvolkes bis an das Schloß. Garten und Park allein lagen todt und öde da, nur eine Fledermaus huschte lautlos an mir vorüber, und der grelle Wiederschein der Feuer auf den Bergeshöhen tanzte wie blutrothe, gespenstische Schatten auf Bäumen und Sträuchern. In der Wolfsschlucht donnerte der Wasserfall.

Mit wenigen raschen Schritten war ich die Steinstufen hinab, an den Schwarzellern vorbei. Da — was war das? Uebertönte es nicht wie verzweifelter Hilferuf eines Sterbenden das Brausen der Wasser? Oder war es die ruhelose Seele eines Verdammten, der so jammerte? Ich war am Wasserfalle. Dreißig Schritt davon stand die Bank unter der alten, morschen Eiche. Und auf dieser Bank, ja, da saß er wieder wie damals, der unglückliche, gebrochene Mann mit den irrsinnigen Augen und jammerte, daß man es durch die donnernden Wogen hörte. Aber nicht der alte Robert, sein Pfleger, stand tröstend und beruhigend vor ihm wie das erste Mal.

Neben ihm saß Eva, schattenhaft bleich wie eine überirdische Erscheinung, aber milde und erbarmend, wie unendliche Mutterliebe. Nein, sie suchte hier nicht den Tod, dieses muthige, seelenstarke Mädchen. Sie legte die Hand nicht an ihr zartes Leben, sie legte sie kühl und weich auf die heiße Stirn dieses Unglücklichen, sie sprach ihm süße Worte in das gequälte Herz. Ich konnte diese Worte nicht verstehen, aber ich sah, daß sie wie lindernder Balsam auf seine Seele fielen, daß er sein zitterndes graues Haupt in die Hände barg und still vor sich hin weinte. Plötzlich aber trieb es ihn wieder auf. Er streckte wehklagend seine Arme aus und sank vor Eva in die Knie.

„Du Reine, Hohe, Stolze!" jammerte er, „Du verziehst mir nicht! Meine Schuld war zu groß, als daß sie mir vergeben werden sollte ... Ach! schüttle nicht Dein schönes, stolzes Haupt ... Du weißt es ja, und ich weiß es auch ... Alle meine Briefe mit den heiligsten Herzensschwüren ... Du sandtest sie mir zerrissen zurück. Und Dein Abschiedsbrief damals ... weißt Du ... als ich Dir die Geburt meines Sohnes anzeigte und Dich anflehte, mir zu vergeben, damit ich Frieden fände, ach Frieden ... Frieden, nur Frieden ... um Liebe bettelte ich nicht mehr ... mußte sie fortbeten ... Tag und Nacht ... aus meinem eigenen Herzen ... aus dem Deinigen. Und was schriebst Du mir? Du könnest mir nicht vergeben, und Gott könne es nicht ... Gott, welcher alle Thränen zählt, und alle Eide, in seinem heiligen Namen geschworen, einschreibt in das große Buch der Vergeltung ... O, diese Thränen! wie haben sie auf meiner Seele gebrannt, das ganze lange, fürchterliche Leben! ... Wie hat mir der Gott der Gerechtigkeit meine gebrochenen Schwüre vorgehalten ... allnächtlich in schlaflosen Träumen ... wie donnert er sie mir in die Ohren im Getöse des Wasserfalles, das nie verstummt. ..."

Und wieder begann das entsetzliche Wehklagen, diese Jammertöne, welche nur Irrsinnige haben.

„Magda! Magda!" stöhnte er, Evas Gewand mit heißen Küssen bedeckend, „so habe ich den Fluch meines Lebens getragen, lange, lange Jahre .... da kamst Du selbst hierher. Ich sah Dich täglich aus meinem Fenster, sah Dich im Park, im Garten, hörte Dein altes, melodisches Lachen ... und konnte Dich doch nicht erreichen. Da habe ich getobt und gerast .... habe an den Eisengittern meines Fensters gerüttelt, dahinter sie mich einsperren, als wäre ich ein Verbrecher oder ein Wahnsinniger .... habe den Kalk von den Wänden meines Zimmers gekratzt, die mich von Dir trennten .... habe verzweifelt mein eigenes, ohn-

mächtiges Fleisch mit den Zähnen zerrissen, daß es nichts gegen sie Alle kann, nichts als jammern und wüthen."

Er schluchzte laut. Ich war, ohne daß sie es merkten, ganz nahe an die Bank getreten. „Aber jetzt" — er neigte sich laut flüsternd an Evas Ohr und lachte plötzlich wie ein frohes Kind — „jetzt habe ich den Robert überlistet . . . Ich stahl den Schlüssel aus dem Thürschlosse, als er mir den Thee brachte, und später stellte ich mich so müde, so müde . . . Er bückte sich über mein Bett und glaubte, ich sei eingeschlafen . . . Da ist er leise hinausgegangen, in den Park, auf den Berg, weißt Du, wo der chinesische Pavillon mit den Glasglocken steht, die im Winde so klingeln . . . ganz, wie einst Dein silbernes Lachen, Magda . . . und die mich nicht schlafen lassen . . . Er sieht von dort die Johannisfeuer . . . ich habe ihn dort stehen sehen . . . sie sind ja heute Alle, Alle hinaus . . . Und da habe ich mich auch hinausgeschlichen, Dich zu suchen . . . Und nun habe ich Dich, Du Theure, Einzige, Herrliche!"

Der alte Mann umfaßte Evas Kniee und küßte ihre Füße.

„Nun habe ich Dich und lasse Dich nicht, bis Du ihn von mir genommen, den entsetzlichen Fluch . . . bis Dein süßer Mund es mir gesagt, daß Deine Thränen, die Gott zählt . . . nicht mehr um mich fließen . . . daß Du mir verzeihst . . . Dann, o ich weiß es, dann wird auch Gott mir verzeihen . . . er ist ja barmherziger als Menschen . . . er konnte es nur nicht, weil Du's nicht wolltest . . . O Magda, süße Magda! sprich ein Wort . . . ein einzig liebes Wort, damit ich wieder schlafen kann . . . schlafen . . . schlafen . . . ach, schlafen nur eine einzige lange, lange Nacht . . . ohne Angst, ohne Träume . . ."

Seine fieberglänzenden, eingesunkenen Augen hingen angstvoll an ihrem Munde, seine welken Hände falteten sich zu brünstigem Gebet.

Und sie neigte sich über ihn. Ihre Thränen flossen in die seinigen. Ihre Lippen ruhten auf seiner Stirn,

ihre Hände in seinen Händen. Er war ja der Vater des Mannes, den sie liebte.

Da theilten sich die Zweige der Nußstauden am Wege, und der alte Robert stand athemlos vor ihnen. Eva winkte ihm befehlend Schweigen.

„Komm! Wir wollen jetzt nach Hause gehen", sagte sie sanft bittend, „ich bringe Dich zu Bette, und Du wirst süß schlafen."

Und willig wie ein folgsames Kind ließ der Greis sich von ihr führen. Er ließ sie nicht mehr von sich. Sie blieb die ganze Nacht an seinem Bette, er wollte ihre Hand nicht loslassen. Als der Morgen da war, die Sonne bereits hell am Himmel stand, trat sie aus seinem Zimmer. Ich kam ihr im Corridor entgegen, mich hatte der Schlaf geflohen wie sie. Der alte Baron war erlöst, sanft entschlafen in ihren Armen. Sie hatte ihm die Augen zugedrückt. Als der treue Robert ihn entkleidete, löste er ein Medaillon von seinem Halse, das der Verstorbene nie von sich gelassen, und übergab es Eva. Sie zeigte es mir, als wir zusammen in ihr Zimmer zurückgekehrt waren.

„Eva!" rief ich überrascht, „sind Sie das?"

„Es ist meine Mutter. Mein Vater sagte immer, ich gliche ihr wie ein Wassertropfen dem andern. Ich trage ein ganz gleiches Medaillon am Halse, mein armer Vater gab es mir vor seinem Tode. Nun habe ich zwei. Das eine Bild trug der Mann, welcher ihr Leben zerstört hatte, bis an seinen Tod auf dem Herzen, das zweite der andere Mann, den *sie* unglücklich gemacht hat — mein Vater."

„Eva!" rief ich erschüttert, „wußten Sie es, als Sie nach Brinkendorf kamen? . . ."

„Ich wußte nichts. Mein armer Vater gleichfalls nicht. Als er meine Mutter im Auslande kennen lernte und um sie warb, nahm sie seine Hand an, ohne ihm Herz und Vergangenheit zu öffnen. Sie sind beide sehr unglücklich geworden. Aber mein edler Vater hat sich allein die Schuld gegeben, daß er es nicht verstanden,

ihre Liebe zu gewinnen. Er hat sie angebetet, so lange sie lebte, und als sie starb, war es ihm noch ein Trost, in die Ostseeprovinzen zu kommen und da zu leben, wo sie einst auch gelebt hatte und glücklich gewesen war. Jetzt, nach dem Bekenntnisse dieses Todten hier, weiß ich, daß das freudlose Leben meines Vaters ihre Schuld war. Sie konnte den einst geliebten Mann nie vergessen . . . O, es ist Sünde, furchtbare Sünde, das Bild des Einen im Herzen und den Trauring des Andern am Finger zu tragen . . . Meine arme Mutter!"

Das schöne Mädchen preßte ihr heute so todtenblasses Gesicht an die Fensterscheiben, hinter denen die ganze Natur in wolkenlosem Sonnenscheine lachte. Wie sah es in ihrem Herzen aus in diesem Augenblicke? War es Herbst geworden, ehe der Lenz verklungen? Oder lag heute eine andere, eine größere Zukunft vor ihren Augen als damals, wo der Flieder blühte und sie von ihm, dem geliebten Manne träumte als von ihrer Zukunft? Ja, wer das hätte sagen können! Eines aber sagte ich mir, als ich sie so aufrecht, so stark und so stumm dastehen sah in ihrem Schmerze: daß die Hand dieses Mädchens nie einen Trauring tragen würde, es sei denn, daß er, dessen Bild sie in der Seele trug, ihr diesen selbst an den Finger steckte.

* * *

Eva war fort. Die Baronin hatte ihr ein Couvert mit Reisegeld zugeschickt, sie hatte es durch mich zurückgeben lassen. Tante Friederike hatte ihr die Mutterarme liebend geöffnet, ihr das treue Herz, das alte, gemüthliche Haus als neue, bleibende Heimath angeboten, ja aufgedrängt. Sie ließ sich nicht halten, sie mußte fort, bis an's Ende der Welt.

„Mein Gott!" rief Tante Friederike aufgebracht aus, „das Mädchen thut ja, als wäre es Mordbrennerin und Einbrecherin und hätte es eilig, sich dem strafenden Arme der Gerechtigkeit zu entziehen!"

Ich schwieg dazu. Es war nicht mein Geheimniß, das ich zu hüten hatte. Ehe Eva Brinkendorf verließ, hatte sie zu mir gesagt:

„Sie wissen Alles — ich sehe es. Wie? Ob sie es errathen — ob Sie uns belauscht — ich will danach nicht fragen, es ist einerlei. Aber Sie werden schweigen aus Liebe zu ihm. Sie ist ja seine Mutter. Man hat nur eine Mutter im Leben. Er darf die seine nicht durch mich verlieren."

Dann küßte sie mich und sah mir tief in die Augen. Dieser Blick sagte mir, daß sie mein Herz errathen, dieses thörichte Herz mit seiner Liebe, seiner Eifersucht und seiner Freundschaft — ja, seiner innigen Freundschaft für die, welche er mir vorzog. Ich begriff ihn ja vollkommen. Wäre ich ein Mann gewesen, ich hätte nicht anders gekonnt.

„Seien Sie glücklich und machen Sie ihn glücklich — Sie werden es dürfen, Sie sind ja eine Adlige", waren ihre letzten Worte. Nach drei Tagen war sie abgereist. In das Ausland wollte sie nicht; er hätte ihre Spur dort auffinden können. Ich gab ihr Briefe mit nach Polen an die Meinigen, welche sie von Herzen gern aufnehmen und ihr eine Stelle als Erzieherin verschaffen würden.

Einige Tage nach ihrer Abreise langte Baron Bernhard aus Hohenheim an. Man hatte ihn telegraphisch von dem Tode seines Vaters benachrichtigt und mit der Bestattung der Leiche auf ihn gewartet. Das Haus war voll hoher Verwandten, welche von nah und fern gekommen waren, dem Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen. Die Baronin war über und über beschäftigt, sie vermißte mich nicht. Mir aber war die Nähe der stolzen Frau seit jenem Abende wie ein Alpdruck auf alle besseren Gefühle. Ich sehnte mich fort aus dieser Atmosphäre, in welcher engherzige Vorurtheile wie giftiges Unkraut die stille Blume überwucherten, welche man Familienglück nennt, und unverständige Hände bemüht waren, sie in selbstgeformte, schlechte Töpfe zu ver-

pflanzen, diese trostreichste aller Lebensfreuden, welche Gott bestimmt hat, frei überall auf Erden zu blühen, wo zwei Menschenherzen sich in Liebe zusammenfinden. Ich verließ das Schloß nach der Beerdigung, ohne mit Baron Bernhard mehr als einen kurzen Gruß gewechselt zu haben. Von Eva war nicht die Rede.

Zwei Tage waren nach dem Begräbniß vergangen. Wir hatten seitdem mit dem Schlosse nicht wieder verkehrt. Ich wußte nur, daß Baron Bernhard zu Hause bleiben und die Verwaltung des Gutes fortan als selbständiger Besitzer übernehmen sollte. Hänschen war einstweilen der Obhut der alten Amme übergeben, sollte jedoch in Kürze einen Hofmeister bekommen, weil die Baronin behauptete, die Leitung des lebhaften, eigenwilligen Knaben nicht länger weiblichen Händen überlassen zu dürfen.

Da erschien am frühen Morgen Baron Bernhard ganz unerwartet in Lindenheim. Er traf mich allein. Tante Friederike war auf die Felder gefahren, wo der Roggenschnitt begonnen hatte. Ich hatte ihn seit der Beerdigung nicht gesehen. Damals hatte ich nichts Besonderes an ihm bemerkt; heute erschrak ich über sein verstörtes Aussehen. Er kam angeritten, als sei jede Secunde Verzögerung sicherer Tod, ließ sein Reitpferd achtlos vor der Thür stehen, ehe noch der Stalljunge herbeigelaufen war, es in Empfang zu nehmen, und stürzte zu mir auf die Veranda, daß ich ihm eiligst einen Stuhl hinstellte, um ihn nicht umsinken zu sehen. Er nahm ihn nicht.

„Fräulein Kitty, wo ist sie?“ stieß er hervor.

„Wer?“ fragte ich, die Verwunderte spielend, obgleich ich wußte, wen er meinte.

„Fragen Sie doch nicht so einfältig!“ zürnte er, ungeduldig mit der Gerte an seine Reitstiefel klopfend. „Sie wissen's. Wo ist Eva?“

Ich zuckte die Achseln.

„Wie? Sie wissen's nicht? Das ist eine Lüge, eine niedertr . . . Verzeihen Sie, o verzeihen Sie mir,

Fräulein von Wolten, ich weiß nicht mehr, was ich rede ... was ich thue ... ich bin wie irrsinnig ... Warum war sie nicht auf der Beerdigung meines Vaters? Warum ..."

„Weil sie das Schloß schon vorher verlassen hatte, Baron," erwiderte ich.

„Wohin ist sie gegangen? Ich fragte Hänschen — die Amme — den Daniel, sie konnten mir nichts sagen."

„Sie konnten es Alle nicht wissen, Baron. Niemand weiß es, auch ich nicht. Sie hat es keinem Menschen gesagt. Als sie am Morgen nach dem Tode des alten Barons nach Lindenheim kam, bat sie meine Tante nur um Aufnahme für einige Tage und dann um Pferde bis in die Stadt. Sie hat uns ihre künftige Adresse nicht zurückgelassen, ich glaube, sie wußte selbst noch nicht, wohin sie fahren würde."

„Sie ist nicht in der Stadt. Ich habe mich selbst gleich gestern dort erkundigt, als ich ihren Brief erhielt, ich komme soeben von dort."

„Ihren Brief, welchen? ich weiß von nichts."

Er sah mich mißtrauisch an:

„Hat sie Ihnen wirklich nichts anvertraut? Fräulein Kitty, ich beschwöre Sie, sagen Sie mir Alles!"

Ich schüttelte den Kopf, wagte jedoch nicht, ihm in die angstvoll forschenden Augen zu sehen.

„Nicht? Nun, dann lesen Sie. Dieser Brief war am Abende vor dem Tode meines Vaters geschrieben, er traf mich nicht mehr in Hohenheim, denn ich reiste sogleich nach Empfang der Depesche von dort ab. Gestern erst ward er mir aus Deutschland zugeschickt."

Seine bebende Hand entfaltete den Brief, welchen Eva am Johannisabende, zwischen der grausamen Alternative zwiefachen Todes stehend, geschrieben hatte, und legte ihn vor mich hin:

„Sie ehren mich hoch, Herr Baron," lauteten die wenigen Worte, „aber ich darf diese Ehre nicht annehmen. Ich liebe einen Anderen und werde ihn heirathen.

Forschen Sie nicht nach mir; Sie würden mich nicht finden. Eva Helmers."

Immer noch hingen seine Augen angstvoll forschend an meinem Gesichte, als ich gelesen.

„Sie schweigen?!" rief er, mit dem Fuße aufstampfend, „warum reden Sie nicht? Was halten Sie von diesem Briefe? Ist er nicht die grauenhafteste Lüge, die je eine Feder verunreinigte?"

„Wenn ein Mädchen wie Eva diese Worte niederschrieb — d a n n n i c h t," erwiderte ich leise, ohne es zu wagen, meine Augen zu heben. Mein Herz zog sich schmerzlich zusammen. Durfte ich ihm diese letzte Hoffnung nehmen? Aber sie hatte es ja ausdrücklich gewollt — um seiner Mutter willen.

„Und Sie glauben, daß sie einen Anderen liebt?" fragte mich Baron Bernhard heftig. „Glauben Sie das im Ernst? I c h glaube es nicht. Ich will eher glauben, daß diese Buchstaben hier, die nicht erröthen können unter dem Blicke meiner Augen, daß jeder einzelne dieser Buchstaben eine große Lüge ist, als daß ich zugebe, ihre Augen, ihr liebes Gesicht, ihr ganzes Wesen, das die Wahrhaftigkeit selbst war, sollte Lug und Trug gewesen sein. Jeder Augenblick des Zusammenseins mit ihr sagte mir, daß sie mich liebte".

„Warum sollte sie dann aber diesen Brief geschrieben haben, Baron?" fragte ich scheinbar unbefangen.

„Warum?" lachte er bitter. „Weil sie wußte, wie man in unseren Kreisen über solche Heirathen denkt. Weil sie mir nicht den Muth zutraute, sie mir zu erringen, trotz Allem und Allen. Weil sie fürchtete, das Schicksal meines unglücklichen Vaters könne auch mich treffen, den weichherzigen Idealisten, den Schwärmer, dessen Wille doch fester liege in den alten Ketten als das Herz in ihrer Liebe . . . Aber sie kennt mich nicht. S i e auch kennen mich nicht! Ihr Spott hat mir das oft gesagt. Ich bin nicht der verblendete Thor, welcher in Ehrfurcht vor dem ehernen Götzen kniet, aber, Gott sei Dank, auch nicht mehr das willenlose Kind, welches

fanatische Mütter dem Moloch in die feurigen Arme legen zu langsamem, qualvollen Opfertode. Ich bin ein Mann. Ich werde das fluchwürdige Bild zertrümmern, oder — ich zertrümmere mich selbst."

Er richtete sich hoch auf. Ja, das zornige Leuchten seiner wunderbaren Augen, der Zug eiserner Entschlossenheit um seine zuckenden Lippen sagte, daß er ein Mann sei! Das war nicht mehr das träumerische Knabengesicht.

„Was wollen Sie thun?" fragte ich.

„Sie suchen — meinetwegen in allen fünf Welttheilen!" rief er leidenschaftlich und verließ mich.

* * *

Am folgenden Tage erfuhren wir, daß der Baron wieder nach Deutschland abgereist sei, in der Hoffnung, Eva bei den früheren Bekannten ihres Vaters zu finden. Die Baronin ließ ihn gewähren. Sie wußte, sie konnte sich auf Eva verlassen. Alles Suchen war natürlich erfolglos. An Polen dachte er nicht. Wie sollte er auch? Nach einem Monate kehrte er heim. Ich sah ihn nicht, er kam nicht zu uns. Doch die Leute erzählten, er wäre wie umgewandelt, der früher leutselige, an allen Kümmernissen seiner Bauern innig theilnehmende Herr sei ein finsterer, strenger Gebieter geworden, dessen Herz sich allen Untergebenen verschlossen hätte. Sie existirten nicht mehr für ihn, sein Fuß betrat nicht mehr ihre Dörfer, ihre Felder, seine Hand streichelte nicht mehr gütig die wirren Flachsköpfchen der Bauerkinder, wenn sie ihm auf seinen Wegen unversehens unter die Füße liefen; er herrschte sie zornig an. Das neue Schulhaus, kaum über das Fundament hinaus, lag da, verlassen und vergessen. „Was doch die Macht Alles thut!" seufzten die Bauern.

* * *

Der Winter war vorüber. Es war wieder Frühling geworden und die Kirschbäume blühten. Wie viel Leid und Jammer war über uns gekommen im verflossenen

Jahre! Nicht über Tante Friederike. Dieses gläubig fromme Herz, welches im eigenen Unglück stets stark und groß geblieben war, für fremden Schmerz stets den Trost festen Gottvertrauens hatte, konnte kein Lebenssturm bis auf den Grund erschüttern. Aber über das Schloß — über ihn, seine Mutter, über Eva und mich war schweres Elend gekommen. Eva auch würde es tragen. Das Bewußtsein, groß gehandelt zu haben, giebt übermenschliche Kraft, den schweren, in seiner Unscheinbarkeit doppelt schweren Weg der Pflicht zu Ende zu gehen, welcher zwischen dem Selbstopfer und dem Grabe liegt. — Aber ich? Stand ich nicht da vor mir selbst, vor meinem Gewissen als das erbärmliche, selbstsüchtige Geschöpf, welches im Grunde des Herzens froh ist, die glückliche Nebenbuhlerin für immer entfernt zu wissen? Immer und immer wieder mußte ich es mir wiederholen und konnte es doch selbst nicht glauben, daß dieses gehässige Gefühl keinen Theil hatte an meinem Schweigen. Warum durfte ich dem Zuge meiner besseren Gefühle nicht folgen, wenn sie in mir laut wurden, warum ihm nicht die lautere Wahrheit sagen? Evas Wille durfte mich nicht binden. Das hatte ich mir bereits klar gemacht, als ich nach ernstem Nachdenken diesen Willen in die eine Wagschale meiner Vernunft legte und das Glück zweier Menschenherzen in die andere. Was mir den Mund schloß, war die Unmöglichkeit, zu entscheiden, wer dem Baron höher stand: Eva oder seine Mutter? Konnte ich ihm mit der einen Hand das ersehnte Glück geben, ohne es zugleich mit der anderen vor seinen Augen zu zertrümmern? Mußte meine Beichte ihn nicht für immer innerlich von seiner Mutter trennen? Und würde Evas Liebe allmächtig genug sein, dieses schwärmerisch verehrte, nun in den Staub gezogene Bild in seinem Herzen zu ersetzen? O, warum stellt das Leben den Menschen so unbarmherzig mitten zwischen zahllose Wege? Warum hetzt es ihn rastlos vorwärts mit seinem gebieterischen: „Wähle!", ohne zu zeigen, wo das Glück am Ende

der dunklen Laufbahn winkt, ja oft, ohne zu sagen, wo die Pflicht vor uns hergeht? Wer mir doch den Ausgang gewiesen hätte aus diesem Labyrinthe qualvoller Fragen!

In meiner Seelennoth hatte ich Tante Friederike Alles gebeichtet, sie um Rath gefragt. Aber auch ihr klares, von keiner Leidenschaft getrübtes Auge hatte das Richtige nicht entdecken können. Sie hatte mir tief bekümmert geantwortet:

„Ach, Kind, Kind! Das ist ein furchtbar schwerer Fall. Ich denke, Du lässest Deine Hände ganz aus dem Spiele, zumal Du hier unerlaubter Weise die Rolle der unberufenen Lauscherin übernommen. Es ist nie gut, wenn wir kurzsichtige Menschen die Vorsehung spielen wollen — das ist Gottes Sache."

„Aber, Tante, sie sind jetzt Alle so namenlos unglücklich. Er — Eva — die Baronin. Sie soll furchtbar schwer tragen unter der Gemüthsstimmgung ihres Sohnes."

„Und wird sie weniger zu tragen haben, Kitty, wenn Du ihm Alles entdeckst? Denke nur an die Folgen, Kind!"

„Aber Baron Bernhard und Eva, die Beiden wenigstens würden glücklich werden, Tante."

„Niemals", erwiderte Tante Friederike mit tiefster Ueberzeugung. „Eine so schwere Anklage seiner Mutter muß einen Mann, wie den Baron, für seine ganze Lebenszeit elend machen, viel elender, als seine Trennung von dem geliebten Mädchen ihn machen kann. Hier handelt es sich nur um seine Liebe, nein, um viel Geringeres, um den Besitz der Geliebten, dort um die Achtung vor seiner Mutter, welche er von Kindheit auf innig verehrt. Ja, wenn sie selbst, die stolze, unglückliche Frau, ihr Unrecht einsähe und es ihm reumüthig eingestände! Doch darauf ist nicht zu rechnen. Und so, wie ich Eva kenne, wird das Herz dieses Engels von einem Kinde nicht unterliegen. Ich bin überzeugt, es ist noch gewachsen mit seinem Opfer, und es wird

immer größer und stärker werden und — glücklicher, als die Erfüllung der theuersten Wünsche es machen konnte. Wir Menschen leben ja nicht nur für uns selbst. Nein, Kind, laß' Du den lieben Gott nur walten:

Weg hat Er allerwegen,
An Mitteln fehlt's Ihm nicht.
Sein Thun ist lauter Segen,
Sein Gang ist lauter Licht."

Am Pfingstsonntage hielt der Phaeton der Baronin von Brinkendorf vor unserem Hause. In der sich überstürzenden Hast, uns das unerhörte Ereigniß zu melden, verlor Kadri im Laufe beide Sonntagsschuhe und riß an der Thürklinke ein festwidriges Loch in ihre neue Jacke. Tante Friederike ging allein, den Gast zu empfangen, dessen Erscheinen bei uns Außergewöhnliches andeutete. Es dauerte über eine Stunde, ehe ich die Räder der freiherrlichen Equipage wieder heimwärts rollen hörte. Fünf Minuten später war Tante Friederike wieder bei mir. Ihr Gesicht sah erregt aus.

„Es ist doch kein neues Unglück geschehen, Tante?" fragte ich angstvoll.

„Gott sei Dank, Kind, nein! Mußt Du denn bei Allem, was aus Brinkendorf kommt, gleich so schwarz sehen?"

„Quäle mich doch nicht so lange, Tante! Was ist's? Einer Kleinigkeit wegen würde die Baronin, welche nie Visiten macht, nicht nach Lindenheim gekommen sein."

„Nein, eine Kleinigkeit war es auch nicht. Es hat mich sehr überrascht. Es betrifft Dich, Kitty."

„Mich? Sie will mich doch nicht wieder zur Gesellschafterin, Tante? Ich sage Dir, ich gehe auf keinen Fall mehr in das Schloß."

„Ja, Kitty, sie sehnt sich nach Dir, aber sie will Dich nicht als Gesellschafterin . . . Daß ich's kurz sage, Kind, sie will Dich zur Schwiegertochter haben."

Ich dachte, ich hörte nicht recht.

„Wie sagtest Du, liebe Tante?"

„Die Baronin wünscht, daß Du Baron Bernhard heirathest, Kittychen."

„Gegen seinen eigenen Willen, Tante?"

„Nein, ich glaube nicht, daß er etwas dagegen hat. Sie war ganz aufrichtig gegen mich. Wie schwer muß die Frau zu tragen haben, daß sie ihr stolzes Herz mir gegenüber zu erleichtern suchte! Du solltest sie nur sehen, wie gebrochen sie ist. Sie sagte, es ginge so nicht länger, der Zustand ihres Sohnes flößte ihr Besorgniß ein. Ich fragte sie, ob er denn krank wäre. Nein, aber lebensüberdrüssig. Es scheine ihr, als suche er geflissentlich eine Gelegenheit, die Last des Daseins abzuschütteln. Es müsse eine Aenderung eintreten, so ertrüge auch sie das Leben nicht länger. Eine Heirath würde ihm vielleicht wieder einiges Lebensinteresse geben. Ihr Herzenswunsch wäre es seit lange, daß er die reiche Gräfin von Winterfels-Wurms heirathe, die ihm ihre Liebe bei jedem Anlasse deutlich zur Schau trage. Aber als sie sich entschlossen, ihm von ihr zu sprechen, sei er ordentlich in Raserei darüber verfallen, daß sie ihm eine so herzlose Kokette zur Frau wünschen könne. Da habe sie gestern von Dir gesprochen. Du seist freilich nicht von altem Adel, meinte sie, ihr aber immer sehr lieb gewesen, sie würde sich in die Heirath fügen.

„Wie gnädig!" kam es bitter von meinen Lippen. „Und er selbst? Was sagt er dazu?"

„Sie sagt, er habe immer große Stücke auf Dich gehalten. Wenn er seiner Mutter dadurch eine Beruhigung verschaffen könne, und wenn Du ihn wolltest, Kitty, würde er morgen selbst kommen, um mit Dir zu reden."

„Und was meinst Du dazu, Tante Friederike?"

„Ich, liebes Kind, ich . . . würde ihn an Deiner Stelle nicht nehmen, und hätte ich ihn lieb wie sonst Nichts auf der Welt. Nein, auf keinen Fall. Das kann keinen Segen bringen. Der Baronin Herz ist durch das viele Unglück noch nicht erweicht, sonst würde sie ihm Alles sagen, oder, da diese Demüthigung ihr doch zu bitter sein müßte, die Eva wieder herkommen und die

Zwei ein Paar werden lassen auf Erden, wie der liebe Gott sie im Himmel für einander bestimmt hat."

Tante Friederike seufzte. Sie sah tief bekümmert aus. Ich küßte ihre liebe Hand.

„Tante", sagte ich, „wenn er morgen kommt, sprich Du selbst mit ihm auf Deine gute, sanfte Weise. Du kannst das viel besser als ich. Ich kann ihn nicht sehen, es thut mir zu weh."

Am Nachmittage des nächsten Tages nahm ich ein Buch und wanderte hinaus in den Wald. Ich wollte dort bleiben bis Sonnenuntergang und erst heimkehren, wenn ich darauf rechnen durfte, ihn nicht mehr in Lindenheim zu treffen. Wie oft war ich denselben Weg gegangen seit jenem wundervollen Pfingsttage, als ich, in Essen und Träumen vertieft, unter der Birke gelegen und er mich mit heiterem Spotte geweckt: „Gesegnete Mahlzeit!" Immer war ich diesen Weg gern gegangen. Jeder Schritt vorwärts durch diesen kühlen Laubwald führte mich ja näher zum Schloß, näher zu ihm, der all' mein Denken und Fühlen war. Heute lag es mir wie Blei in den Füßen. Während ich meinem Hause entfloh, trat er vielleicht gerade dort ein, mich zu suchen. Nicht in Liebe, aber mit elendem, trostbedürftigen Herzen. Wie viel Ehen waren so geschlossen und im Laufe der Zeit so glücklich geworden, daß man ihrer traurigen Veranlassung nie mehr zu denken Gelegenheit hatte! Tante Friederike selbst hatte mir von ähnlichen Fällen erzählt, da die riskante Cur über Erwarten geglückt war. Gott, mein Gott! Ich würde ihn ja auf Händen tragen mein Lebenlang, ich würde nur mit seinem Herzen fühlen, mit seinem Geiste denken, mit ihm arbeiten an seinem schönen, großen Werke, mit ihm leben und sterben wollen. War das Sünde? Der Versucher ging neben mir auf dem schmalen Waldpfade, er spottete meiner Bedenken, er redete immer eindringlicher von hohen Nächstenpflichten, von Rettung eines kostbaren Menschenlebens. Und vor der alten Birke, da wandte er meinen Fuß, welcher immer lang-

samer und langsamer vorwärts gegangen war, wieder heimwärts. „Guck — Guck" rief der Kukuk höhnisch wie vor zwei Jahren aus dem Birkengrün auf mich herab, und das Schnauben eines Pferdes in nächster Nähe endete jäh mein Zwiegespräch mit dem Bösen. Erschreckt aufschauend, erblickte ich Baron Bernhards schönes Reitpferd, die Bella, welche, an einen Baum gebunden, behaglich graste, und wenige Schritte seitwärts, unter meinem alten Baume, ausgestreckt im Grase, lag ihr Herr, das Gesicht mit der Rechten beschattend, die Linke müde herabhängend. Ich dachte, er schliefe und wollte leise an ihm vorbeigehen, aber er mußte mich gehört haben, denn er erhob sich und kam auf mich zu. Gerechter Gott, wie sah der Mann aus! Diese tief eingesunkenen Augen, dieses müde Lächeln, die apathische Haltung und die schleppenden Bewegungen des noch vor Kurzem so jugendfrischen und lebenskräftigen Körpers. Ich erkannte ihn kaum wieder.

„Ich habe Sie erschreckt?" fragte er mit mattem Lächeln, als er mich verstört vor sich sah. „Ich war auf dem Wege nach Lindenheim und lasse mein Pferd ein wenig im Walde grasen. Das schöne Frühlingswetter lockt zur Ruhe."

„Wohl haben Sie mich erschreckt," antwortete ich zögernd, „denn ich war gerade in den Wald gegangen, um Ihnen auszuweichen."

Er sah mich prüfend an.

„Sie wissen? . . ."

„Tante Friederike hat es mir gesagt. Sie, die Tante, wollte mit Ihnen sprechen. Nun bin ich Ihnen aber doch begegnet. Vielleicht ist es auch besser so. Hier, unter Gottes freiem Himmel, im singenden und klingenden Walde klingt auch ein „Nein" weniger hart als drinnen in der dumpfen Stube."

Ich hatte mich gefaßt. Auch er sah ruhig aus, nur sehr müde.

„Ich bitte, setzen wir uns," sagte er. „Das Stehen wird mir schwer."

Ich blieb stehen. Er ließ sich auf einen Baumstumpf nieder.

„Sie weisen mich also zurück?" fragte er mit gleichgiltigem Vorwurfe, als handele es sich nur um eine versagte Höflichkeitsquadrille. „Warum?"

Eben noch hatte die Liebe in mir so allgewaltig gesprochen. Jetzt bäumte sich der Dämon der gekränkten Eigenliebe wieder einmal in mir auf. Ich weiß nicht, ob es je noch andere Mädchenherzen gegeben, die so unglücklich angelegt waren wie das meine. Ich habe selbst am meisten darunter gelitten, aber ich konnte nicht anders. Mit einer Schärfe, welche diesem gebrochenen Manne gegenüber Grausamkeit war, erwiderte ich:

„Warum? Weil ich keine Lückenbüßerin sein mag und kein Wundpflaster."

Er lächelte schmerzlich:

„Es ist keine Lücke in meinem Herzen, die Sie füllen, und keine Wunde, die Sie heilen sollen, Fräulein Kitty. Ich bin gesund und zufrieden."

Jeder Zug seines Gesichts strafte ihn Lügen.

„Sie würden einen treuen, ergebenen Gatten an mir haben," fuhr er fort. „Meine Zukunft würde Ihnen ganz gehören."

„Halten Sie ein, Baron!" wallte ich auf. „Ich kann Ihnen kein einziges Wort glauben. Denken Sie denn nicht mehr an jenen Abend vor Ihrer Abreise nach Deutschland, als Sie zu mir auf die Terrasse heraustraten und mir mit leidenschaftlichem Händedrucke, der wahrlich nicht mir galt, auftrugen, Eva zu sagen, daß *sie* Ihre Zukunft bleiben würde, so lange Sie lebten? Denken Sie denn nicht mehr daran, wie fest Ihr Glaube an das liebe Mädchen noch im vergangenen Sommer war, wie *Sie*, ihren Brief in der Hand, hastig meine Entgegnungen zurückwiesen und mit dem Tone unerschütterlichster Ueberzeugung ausriefen: „Ich glaube eher daran, daß jeder Buchstabe dieses Briefes mir lügt, als daß ihr ganzes Wesen Lug und Trug war." Denken Sie nicht mehr daran, wie . . ."

„Kein Wort weiter, Fräulein Kitty, ich beschwöre Sie!" rief er mit qualvoller Geberde und streckte flehend seine Rechte aus. „Reden Sie nicht mehr von dem, was gewesen . . . Ich versichere Sie, sie ist todt für mich, wie mein Glaube an sie todt ist für immer."

„Seit wann denn, Baron? Fuhren Sie im vorigen Sommer nicht von hier fort, um sie in allen fünf Welttheilen zu suchen?"

„Und ich habe sie nicht gefunden . . . . aber Anderes fand ich!" lachte er bitter, „einen Brief von ihr an ausländische Freundinnen, geschrieben am Abende vor ihrem Weggange aus Brinkendorf. Man gab ihn mir in Breslau zu lesen, und dieser Brief, Fräulein Kitty, ließ mich nicht weiter suchen."

„Sie spannen mich auf das Höchste, Baron."

„Sehr einfach!" bemühte er sich gleichgiltig zu antworten. „Sie schrieb, man möchte sich nicht wundern, wenn in nächster Zeit kein Brief mehr käme. Sie heirathe in einigen Wochen einen Mann, den sie innig liebe, und es sei ja bekannt, daß man im Glücke seiner Freunde vergesse."

„Das kann Eva nimmermehr geschrieben haben", behauptete ich entschieden. „Sie hat Sie unaussprechlich geliebt."

„Ich kann Ihnen den Brief zeigen. Ich trage ihn bei mir. Solch' ein Document der Weibertreue vernichtet man nicht leichtsinnig", lachte er höhnisch.

Er nahm ein Schreiben aus seiner Brieftasche und reichte es mir. Ja, es war Evas Handschrift, und da stand es Wort für Wort, wie er gesagt hatte. Ich war sprachlos. Doch nur eine Secunde. Mit der Ahnung des wahren Zusammenhanges kehrte der Glaube an das edle Mädchen sogleich wieder, und zu ihm gesellte sich eine Bewunderung ihres Heldenmuthes, wie nie zuvor. „Wenn Sie ein Opfer bringen, so darf es kein halbes sein", hatte die Baronin zu ihr gesprochen. Vor der ersten furchtbaren Lüge ihres Lebens mit all' ihren Consequenzen war sie zurückgeschaudert, wie der Verurtheilte

vor dem Abgrunde, in den er sich zu Tode stürzen soll, aber einmal drin, war sie beherzt und entschlossen weiter gegangen. Sie hatte mit dem richtigen Instinct der Liebe geahnt, daß er, ihrem Briefe nicht trauend, im Auslande nach ihr forschen würde. Diese Zeilen an ihre dortigen Freunde sollten ihm das verleiden. Sie hatte richtig gerechnet und ihr heldenmüthiges Opfer bis zu Ende geführt. Der Brief zeigte nur das Monatsdatum, nicht den Ort der Absendung.

„Haben Sie sich nicht nach dem Poststempel des Couverts erkundigt?“ fragte ich den Baron.

„Wozu?“

„Nun, es wäre doch ein Fingerzeig auf Evas verlorene Spur gewesen.“

„Um mich mit eigenen Augen von ihrem neuen Glücke überzeugen zu können?“ lachte er verzweiflungsvoll auf. „Nein, Fräulein Kitty, da kennen Sie mich schlecht. Ein Brinkendorf läuft keinem Irrlichte nach. Wahrheit und Klarheit — lautet die Devise unseres alten Wappens.“

Er war von seinem Sitze aufgesprungen. Seine müde Gestalt richtete sich hoch auf, das alte, wundervolle, lange verloschene Licht brach wieder in hellen Strahlen aus seinen Augen. Wie schön war er in diesem edlen, zornigen Stolze! Der verkörperte Wahlspruch des Brinkendorfschen Wappens! Ja, wenn sie Alle gewesen wären wie dieser Eine, es wäre nicht so viel Jammer über das Schloß gekommen.

„Ich habe sie geliebt, Fräulein Kitty,“ rief er mit vibrirendem Herzenstone, „o, wie habe ich sie geliebt! Warum soll ich Ihnen das heute nicht sagen dürfen? Ist denn gottgewollte, gottgeheiligte Liebe ein Verbrechen? Ich habe sie geliebt von dem Augenblick an, da ich sie zum ersten Male sah, mit jeder Fiber meines Herzens, mit der ganzen Kraft meines Wesens, mit dem Besten, was in und an mir ist. . . . Ich habe Ihnen zu Anfang unserer Bekanntschaft gesagt, daß ich es mir zur Lebensaufgabe gestellt, gut zu machen, was meine Vorfahren verschuldet. Ich sagte Ihnen das mit der ganzen Be-

geisterung meiner schwärmerischen Natur — Sie wissen ja, ich bin ein Schwärmer — aber ich hätte es Ihnen so nicht sagen können, wenn sie, die Reine, Hohe, das schöne Bild edler, ruhiger Thatkraft, mir nicht schon damals vorgeschwebt hätte als Leitstern meines Lebens und Wirkens. Nicht mit schönen Reden allein wollte ich meine Sympathien für das Volk bekunden. Ein sichereres Unterpfand treuen Zusammenhaltens dachte ich ihm zu geben, indem ich dieses Mädchen heirathete. Sie war freilich nicht aus dem Volke, aber sie gehörte auch nicht zu unserer so feindselig betrachteten Kaste. Sie stand auf jener Stufe zwischen Edelmann und Bauer, auf welcher allein sich beide vereinigen in dem Edelsten, Besten und Höchsten, das ein Jeder von ihnen besitzt. Sie sollte das schöne Band werden zwischen uns Allen, wie sie meinem Herzen bereits Muth und Kraft geworden war. Hand in Hand mit ihr hoffte ich, den schweißgedüngten Boden meiner Väter in ein gesegnetes Fleckchen Erde zu verwandeln, auf dem gleichberechtigte, glückliche Menschen neben einander wohnen würden ... Es ist nun Alles vorüber, Alles!"

Er sank wieder zurück auf seinen Sitz und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Ich legte meine Hand sanft auf seine Schulter.

„Baron," sagte ich leise, „darf eine einzige Täuschung den Mann so muthlos machen?"

„Ja", erwiderte er tonlos, „wenn dieses Einzige größer war als die ganze übrige Summe seiner guten Kräfte, wenn es die mächtige Pulsader seines Herzens, das Licht seines Geistes war. Was ist ein Christ, wenn er nicht mehr an seinen Meister glaubt? was ein Bettler, der nur auf den Himmel und seine Herrlichkeit hoffte, wenn er diesen Himmel einstürzen sieht?"

Er ließ den Kopf auf die Brust sinken. Sein Blick war leer wie der eingestürzte Himmel, von dem er sprach. Tiefes Erbarmen mit dem geliebten Manne erfüllte mein Herz. Konnte, durfte ich ihm den Trost vorenthalten, den ich für ihn hatte? War es nicht meine Pflicht,

ihm den Glauben an die Geliebte wiederzugeben, der seinem Leben nothwendig war wie Luft und Licht?

„Baron Bernhard", sagte ich mit raschem Entschlusse, „ich will, ich muß Ihnen beichten. Eva" — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ein lautes, ängstliches Wiehern des Reitpferdes hinter uns unterbrach mich. Wir sahen uns beide zugleich um. Der ganze Himmel in der Richtung des Schlosses war von mächtigen, schwarzen Rauchwolken bedeckt.

„Meine Mutter", stieß der Baron hervor, sprang empor und band hastig sein Pferd los. „Brinkendorf brennt."

„Beruhigen Sie sich. Schloß Brinkendorf liegt mehr links. Es sind die Dörfer."

„Der Verwalter ist zur Stadt. Die Spritzen waren vom langen Stehen schadhaft geworden, schon im vorigen Jahre. Es ist eine unverantwortliche Nachlässigkeit. Er sollte einen Sachkundigen mitbringen, der sie wieder in Stand setzen würde."

Er brachte diese Sätze stoßweise hervor, während er sich, elastisch wie in früherer Zeit, auf sein Pferd schwang. Nach wenigen Minuten war er meinen Augen entschwunden.

In derselben Nacht lag ich lange in meinem Zimmer auf den Knien und flehte zu Gott um Erleuchtung. Als ich endlich einschlief, hatte ich abgeschlossen mit eigenen Lebenshoffnungen, mein Herz war ruhig geworden. Am nächsten Tage sollte er Alles schriftlich erfahren.

Ich schlief noch fest, als Tante Friederike mich frühzeitig weckte. Sie stand vor meinem Bette mit verstörtem Gesichte.

„Was ist geschehen, Tante?" fuhr ich aus meinem Schlummer auf.

„Ein Unglück, liebes Kind?"

Mir kam sogleich die Erinnerung an das gestrige Feuer.

„Brinkendorf ist doch nicht abgebrannt?" fragte ich hastig aufspringend.

„Nein Kind. Nur das eine Dorf, das Schloß ist ja aus solidem Stein gebaut. Aber Baron Bernhard ist schwer beschädigt. Man hat einen reitenden Boten nach dem Arzte geschickt. Im Vorüberreiten hat dieser es eben der Kai erzählt, welche drüben auf der Bleiche die Leinwand aufspannte. Die Spritzen sollen nicht auf dem Platze gewesen sein. Der Baron hat sich im letzten Jahre wenig um die Gutsverwaltung gekümmert, und der Verwalter hat die Spritzen einrosten lassen und nun noch gar den Schlüssel vom Spritzenhause so gut verwahrt, daß man ihn nicht finden konnte, als er nöthig war. Aber so geht es überall, wo das eigene Auge nicht nach dem Rechten sieht. Der arme, arme Baron! Die Geschichte mit der Eva hat ihn ganz aus dem Geleise gebracht. Ich hätte das nicht erwartet. Ein Mann müßte sich nicht so gehen lassen." Tante Friederike seufzte tief.

„Nun haben die Leute das Wasser in Zubern und Eimern heranschleppen müssen. In der Schmiede ist das Feuer zuerst ausgebrochen. Eine Strafe Gottes, weil der Schmied gestern den Feiertag entheiligte, behauptet unsere alte Kai. Von der Schmiede hat es sich dann blitzschnell auf die Bauerhäuser geworfen, die zunächst standen. In dem einen Hause, weißt Du, dem hübschen neuen von dem Jürri Saar, der selbst ein so ordentlicher Bauer ist, aber dessen Weib zu der neuen Secte gehört und in alle Betstunden läuft, hatten sie die beiden Kinder allein eingeschlossen und waren in's Bethaus, in's andere Dorf gegangen, wo der Herrenhuter-Bruder gestern Vorlesung hielt. Das Haus brannte, ehe sie gelaufen kamen, Fenster und Thüren standen in Flammen, Niemand konnte mehr hinein. Nur an der Rückseite war das Dach noch unversehrt, da hätte man durch die offene Bodenluke einsteigen können. Aber kein Bauer wagte sich hinein, das Feuer kam von der anderen Seite bereits auf die Schindeln. Die Kinder sollen

drinnen fürchterlich gejammert haben. Da kam Baron Bernhard auf seinem Pferde angesprengt, ohne Mütze, das Thier in Schweiß. Als er hörte, um was es sich handelte, hat er augenblicklich eine Leiter anlegen lassen und ist selbst hineingestiegen. Das Kleinste hatte er auch glücklich herausgeholt und es den untenstehenden Bauern, in eine Decke gebunden, hinabgelassen, aber als er mit dem älteren Knaben auf dem Arm heraustrat auf die Leiter, da brach die oberste Sprosse und sie stürzten beide. Dem Kinde ist weiter nichts geschehen, die Leute unten fingen es auf, aber der arme Baron soll so unglücklich auf einen unten stehenden Zuber gestürzt sein, daß er nicht mehr aufstand und auf einer Bahre in das Schloß getragen werden mußte. Gott gebe nur, daß keine Lebensgefahr vorliegt!"

Im Laufe des Tages schickten wir nach Nachricht auf das Schloß. Sie lautete schlecht: Zwei Aerzte waren anwesend, sie hatten wenig Hoffnung, das Rückgrat war beschädigt. Ein zweiter Bote brachte am Abende den Bescheid, der Hausarzt gebe dem Schloßherrn nur noch wenige Lebenstage. Am Sonnabende nach Pfingsten erschien der alte Daniel selbst bei uns — sein eigener Schatten. Er brachte ein eigenhändiges Schreiben der Baronin an mich: „Ich bitte, kommen Sie unverzüglich. Mein Sohn sehnt sich nach Ihnen."

Sein eigener Char-à-banc stand vor unserer Thür. Mit welchen Gefühlen ich einstieg, mit welchen Gefühlen zusah, wie der alte Diener die Leinen ergriff, welche er selbst so sicher geführt, damals, vor drei Jahren, als er mich zum ersten Male aus Brinkendorf nach Hause brachte, um dieselbe wonnige, klingende und jauchzende Frühlingszeit. Jetzt lag er, ein Sterbender, da, wo Alles ringsum zu frohem Leben erwachte. Wie muthig hatte er es auf seine jungen Schultern nehmen wollen, dieses Leben mit seinen großen Zielen, seinen schweren Pflichten!

Niemand trat mir in dem Corridor entgegen, der zu des Barons Zimmern führte. Der treue Robert öffnete

mir die Thür. Seine Mutter saß an seinem Bette, aber sie stand sogleich auf und ging zur entgegengesetzten Thür hinaus, als ich eintrat. Es war halbdunkel im Zimmer, alle Vorhänge dicht geschlossen. Er lag regungslos im Bette. Sein Gesicht hätte sich von den weißen Laken nicht abgehoben, wäre der dunkle Rahmen des braunlockigen Haares nicht darum gewesen. Er winkte mir mit den Augen, ich setzte mich zu ihm.

„Es ist aus," hauchte er.

Ich faßte seine schlaff herabhängende Hand und bedeckte sie mit Küssen und Thränen. Mein Herz brach in diesem Augenblicke dreifach: für ihn, für Eva, für mich selbst.

„Sie haben mich treu geliebt, ich weiß es," flüsterte er mit einem unendlich gütigen Blicke seiner umflorten Augen.

„O, nicht ich allein, Bernhard," schluchzte ich, „nicht ich allein! Sie auch hat Sie geliebt, Eva ... wahrhaftig, selbstlos, treu ... ach, glauben Sie mir, es giebt nichts Edleres auf Erden als dieses Mädchen."

Er nickte. Seine Augen schlossen sich, ein unsagbar schmerzlicher Zug entstellte sein gutes Gesicht bis zur Unkenntlichkeit, er mußte entsetzlich leiden. Nach einer Weile sagte er, leise meine Hand drückend, aber ohne mich anzusehen:

„Ich weiß auch das. Meine Mutter hat mir heute Morgen Alles gestanden ... Sie dürfen nicht zu hart mit ihr in's Gericht gehen," flüsterte er mühsam, mit flehendem Blicke, als er mein finsteres Gesicht sah. „Sie ist weniger verdammenswerth, als Ihnen scheint, Kitty ... sie ist nicht *sie selbst* in diesem einen Punkte. Ihr Adelsstolz ist mehr als Fanatismus ... er ist Wahnsinn. Unsere alten Familientraditionen sind ihr heiliger als Alles ... selbst heiliger als das Heiligste: die Wahrheit!"

Seine Augen, diese geliebten Augen, deren schönes Licht ich so lange nicht mehr gesehen hatte, und in denen

bereits die Schatten des nahenden Todes aufstiegen, um sie für immer auszulöschen, verdüsterten sich schmerzlich.

„Ich hoffte eine Zeit lang," fuhr er fort, „Evas Liebreiz, ihre Tugend würden ihren Stolz besiegen ... es war Thorheit, dieses Hoffen ... Und stiege ein Engel vom Himmel hernieder ... ohne den Freibrief alten Adels ... sie würde ihn verachten."

Er drückte den Kopf erschöpft in die Kissen. Nach einer Weile begann er wieder:

„Es ist gut, daß es so gekommen ... daß Gott selbst mir gnädig den Tod sendet ... den schönen Tod für meine Bauern ... Ich hätte ihn sonst selbst gesucht ... einen anderen, leichteren Tod wahrscheinlich, aber einen selbstsüchtigen, sündigen ..."

Und als ich mein Gesicht verhüllte und leise aufschluchzte bei seinen Worten, sagte er, meine Hand sanft mit der seinen liebkosend:

„Weinen Sie nicht, Kitty, es thut mir weh. Sie werden meinen Tod überwinden ... und mein Bild wird fortleben in Ihrer Erinnerung ... ohne den häßlichen Schatten des Selbstmordes ... Ich bin ein Idealist ... aber zugleich ein Schwächling ... ich hätte nicht die Kraft gehabt, weiter zu leben ohne sie, die Süße, Reine, Einzige ... weiter zu leben nur dem einen hohen Zwecke: der Beglückung unseres Volkes ... ich habe es ja versucht ... es ging nicht ..."

„Aber Ihre arme, unglückliche Mutter? was wird aus ihr?" fragte ich mitleidig. Die so völlig gebrochene Gestalt der stolzen Frau, welche bei meinem Eintreten in das Sterbezimmer dasselbe stumm verlassen hatte, stand erschütternder vor meiner Seele als verzweifeltste laute Klage.

„Meine Mutter," hauchte er, nach Athem ringend, „meine Mutter wird meinen Tod ... leichter tragen ... als jenes Andere ... ohne welches ich nicht leben konnte."

Es schien eine Ohnmacht über ihn zu kommen. Er

lag fast athemlos da, seine Hand ruhte in der meinigen, kalt wie die Hand eines Todten.

„Ich habe jetzt nur noch einen Wunsch," sagte er nach langer Pause, die Augen wieder öffnend.

„Kann ich ihn erfüllen?" fragte ich gepreßt. „O, bitte, sagen Sie."

Er schüttelte schwach den Kopf.

„Ich möchte, daß sie mir die Augen zudrückt, wie sie es meinem armen Vater gethan ... Vielleicht würde dann der alte Fluch von uns genommen ... vielleicht wären wir dann die Letzten unseres Geschlechts, denen eine unebenbürtige, aber reine Herzensliebe das Leben so zerstören durfte ... Es müssen, es werden andere Zeiten kommen ... Hänschen wird ein freier Mann sein ... er ist nicht auf baltischem Boden geboren ... ihn binden nicht unsere Traditionen und ..."

Er vollendete nicht, aber ich errieth seine Gedanken.

„Darf ich Eva diesen Ihren letzten Wunsch mittheilen, wenn Gott uns je zusammenführen sollte?" fragte ich.

„Ja, sagen Sie ihr Alles, Alles ... Ich kann nicht viel sprechen ... aber Sie wissen ja ... wie ich sie geliebt ... Sie Gute! Und noch Eines: Wenn ich todt bin ... wenn sie einst wiederkommt ... geben Sie ihr das Bild. Sie wissen ... im Zimmer meiner Mutter hängt es .... Ich sah sie öfter davor stehen ... sie sagte, der kleine Knabe mit den blauen Traumaugen ... hätte es ihr angethan. Meine Mutter wird nichts dagegen haben."

Ich versprach ihm Alles. Er schien beruhigt und wollte versuchen, ein wenig zu schlafen. Die Baronin erschien wieder auf der Thürschwelle, mein langes Bleiben erregte ihre Besorgniß. Er dürfte nicht zu sehr aufgeregt werden, sagte sie, leise näher tretend. Ich erhob mich. Ich hatte kein Recht, länger zu verweilen. Es war ja eine Andere da, die ihm näher stand als ich. Seine Mutter hat ihm in der folgenden Nacht selbst die Augen zugedrückt, diese einst so lichtvollen Augen, welche sich nach Evas Hand gesehnt hatten.

Das Bild kam nicht gleich in meine Hände. Die so vereinsamte, tief unglückliche Frau konnte sich nicht davon trennen. Erst nach ihrem vor Kurzem erfolgten Tode durfte ich es aus dem Schlosse holen.

Nach Eva haben wir lange geforscht, leider immer wieder vergebens. Sie war nur kurze Zeit im Hause meiner Eltern geblieben, als sie Brinkendorf verlassen hatte. Eine vornehme polnische Familie hatte sie als Erzieherin zu ihren Kindern genommen. Gleich darauf brach der zweite polnische Aufstand aus und die Nachrichten aus jener Zeit waren widersprechend. Die einen brachten die Versicherung von Evas Tod, andere meldeten, der Graf W., in dessen Hause sie lebte, wäre politisch stark compromittirt gewesen und zur Ansiedelung in die entfernteren Gouvernements Sibiriens verwiesen worden. Seine Familie, Eva eingeschlossen, wäre ihm dorthin freiwillig gefolgt. Die erst bei der Thronbesteigung unseres jetzigen Kaisers auch auf die schweren politischen Verbrecher sich erstreckende Amnestie hatte zwar die Familie W. wieder in ihr Vaterland zurückgeführt, jedoch konnte Niemand von unseren in Polen wohnenden Bekannten von ihr Genaueres über Eva erfahren. Sie wäre in Sibirien zurückgeblieben, war Alles, was man uns berichtete.

Als ich diese Erzählung niederschrieb, wurde mir von meinem Buchhändler ein in ein altes Zeitungsblatt eingehüllter Bücherpacken zugeschickt. Beim Lösen desselben fiel mein Auge zufällig auf eine Spalte, wo unter den Nachrichten „Aus Sibirien" ein Nekrolog mit dem Namen „Eva Helmers" obenan stand. Es war ein kurzer, aber warmer Nachruf aus der Stadt O., gewidmet der langjährigen pflichttreuen und aufopfernd thätigen Vorsteherin einer deutschen Mädchenpension, welche die Verstorbene mit pecuniärer Unterstützung des Grafen W. vor zwanzig Jahren in das Leben gerufen und seitdem mit wahrhaft mütterlicher Liebe, mit bewundernswerther Energie und Umsicht geleitet habe bis an ihr Ende u. s. w.

So ist sie also auch heimgegangen, meine liebe, herrliche

Eva, hochverehrt von Allen, welchen sie durch ihren christlich schlichten, reinen Wandel auf dem Wege der Pflicht als schönes Beispiel vorangeleuchtet auch im fremden Lande; tief betrauert von Denen, welchen sie ihr treues Herz geweiht hatte durch so viele Jahre. Das schwache Mädchen fand das richtige Heilmittel für eine Wunde, an welcher sich der stärkere Mann zu Tode blutete. Es wächst der Mensch mit seinen höheren Zwecken, sagt der Dichter. Eva war schon groß, als sie, das schlichte Bürgermädchen, vor der hochmüthigen Schloßherrin stand, ihre Liebe kühn bekannte und diese dem Glücke des Geliebten opferte. Sie war es doppelt, weil sie wohl wußte, daß Niemand dieses Opfer jetzt erfahren und sie darum bewundern würde. Wahrhaft erhaben aber ward sie, als sie, befreit von allem Wünschen und Wollen persönlichen Glückes, los von der immerhin noch egoistischen Liebe zu einem einzelnen Menschen, aus dieser Liebe den Weg gefunden hatte zu höherem Ziele, zur großen Menschenliebe. Ruhe sanft nach treu vollbrachter Erdenarbeit, Du wackeres, goldenes Herz! Weich decke Dich die Erde, welcher Du ein Segen warst, so lange sie Dich trug.

Durch das junge Grün der Birken schimmert in der Ferne ein goldenes Kreuz — die Schloßcapelle von Brinkendorf. Daneben liegt Baron Bernhard's Grab. Er wollte nicht in der modrigen Familiengruft ruhen; sie mußten ihn betten unter Gottes freiem Himmel, daß die lauen Frühlingslüfte alle Jahre belebend über den Rasen wehten und dieselbe Sonne herabschien auf den stillen Schläfer, zu welcher sie, die Geliebte, täglich aufschaute. Die Blumen auf seinem Grabe blühen alle Jahr neu, wie die Hoffnungen der Menschen.

Drüben im Schlosse aber ist heute buntes Leben. Von dem Erkerthurme, an dessen Fenstergittern einst der geisteskranke Herr von Brinkendorf rüttelte, um die goldene Freiheit und seine Magda wiederzuerlangen, flattert lustig die freiherrliche Fahne im Morgenwinde; um Portal und Thüren sind frische Immergrünkränze

gewunden, und festlich geschmückte, behäbige Bauernwirthe, den ernsten Gemeindeältesten an der Spitze, stehen erwartungsvoll auf der Terrasse des Schlosses. Sie halten die Hand über die von der Sonne geblendeten Augen und schauen gespannt hinab auf die Landstraße, wo in der Ferne eine kleine Staubwolke aufwirbelt. Das ländliche Orchester im Hintergrunde stimmt seine Blasinstrumente zu feierlichem Empfangstusch.

Der neue Gutsherr, Hans von Sonderhusen-Brinkendorf hat in Deutschland ein braves Bürgerkind geheirathet und kehrt heute heim von seiner Hochzeitsreise.

Es ist ein warmer Tag, die Sonne scheint fast zu hell. Noch heller glänzen die Gesichter der vor dem Schlosse versammelten Leute.